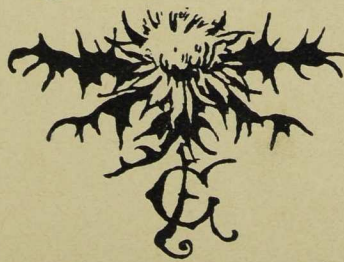
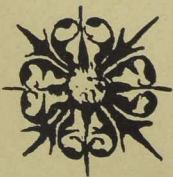


Schauins-Land



Allelei visierung ü auch geschriebner ding
an tag gegeben vom Breisgau-Verein
„Schau-ins-Land“ zu Freiburg i. B.

25^{ter} Jahrlauf





Gedruckt in der
Universitätsdruckerei H. M. Poppen & Sohn
Freiburg im Breisgau.



Inhalts-Verzeichniß zum 25. Jahrlauf.



- Seite 1— 4. **Römischer Bronzefund im Altersbachthälchen bei Waldkirch.**
Von Geheimerath Dr. E. Wagner. Mit Zeichnungen von demselben und
H. M., sowie zwei Autotypien.
- „ 5— 15. **Die Kirche zu Birndorf. Eine baugeschichtliche Studie.** Von
Dr. C. Z. Baer. Mit Zeichnungen von H. Graf und Schlußvignette
von H. M.
- „ 16— 49. **Die sieben freien Künste in der Vorhalle des Freiburger Münsters.**
Von Fritz Baumgarten. Mit Zeichnungen von demselben, H. M. und
F. Greiner, zinkographischen Nachbildungen alter Holzschnitte und vier
Autotypien.
- „ 50— 54. **Rathsbesetzung zu Freiburg i. Br. im 15. Jahrhundert.** Von
H. Maurer. Mit Initialen von H. M. und Schlußvignette von F. Greiner.
- „ 55— 67. **Aus dem akademischen Leben des 15. und 16. Jahrhunderts.**
Von Dr. Hermann Mayer. Mit Zierleisten von H. M.
- „ 68— 91. **Die Einhornjagd in der Literatur und Kunst des Mittelalters,
vornehmlich am Oberrhein.** Von Dr. P. Albert. Mit Zeichnungen
von H. Graf, F. Greiner, A. Intlekofer und A. Merzweiler
und sechs Autotypien nach Aufnahmen von Dr. F. Pfaff und Hof-
photograph C. Ruf.
- „ 92— 100. **Der Magistrat (Bürgermeister und Rath) zu Breisach in den
vergangenen Jahrhunderten.** Von Otto Langer. Mit Zeichnungen
von F. Greiner, F. Lederle und H. Dischler.
- „ 101— 103. **Eine hochverrätherische Medaille Freiburgs aus dem Jahre 1814.**
Von Dr. F. Wibel. Mit Zeichnungen von H. M. und F. L.
- Vereinsbericht.** Mit Zierleisten von H. M. und drei Autotypien nach Auf-
nahmen von Hofphotograph C. Ruf.

Mitglieder-Verzeichniß.





**RÖMISCHER BRONZE-
FUND IM ALTERSBACH-
THÄLCHEN BEI WALDKIRCH
· VON E. WAGNER ·**

Im Fuße des Kandel, in dem engen Wald-
thälchen des Altersbaches, eine gute

Stunde südöstlich von Waldkirch, kam im Jahr 1881 (oder etwas früher) in einer
Lichtung, wenig von Gras und Moos bedeckt,
ein Fund von Bronzegefäßen zu Tag. Der Finder,
Amand Reichenbach, Sternewirth in Siensbach
Amt Waldkirch, berichtete darüber 1882: „Es war
zur Zeit der Dienstführung des Oberamtmanns
Stößer und Bezirksförstern Krutina; ich hatte
eine städtische Pachtwiese im Altersbach, an der
rechten Wand dieses Thals, sogenannt „Obere
Steingraben“. Hier veranlaßte ein länger an-
dauernder Regen einen Erdrutsch. Dadurch kamen
allerlei kupferähnliche Gegenstände zu Tage,
meistens zerbrochen: eine hohe Kanne, etwas wie
ein Kelch, ein Kreuzifix. Ich habe sie zusammen-
gelesen, es gab wohl einen halben Fruchtsack voll“.

Der Fund kam zunächst in die ethnographische
Sammlung der Universität nach Freiburg und von
da 1882 in die Großh. Alterthümersammlung
nach Karlsruhe, wo er sich, nachdem seitens des
Römisch-Germanischen Museums unter Leitung
von Dir. Lindenschmit die nöthigen Restaurationen
vorgenommen waren, jetzt befindet. Weitere Grab-
ungen an der Fundstelle haben nichts mehr ergeben,
es scheint demnach, daß eben nur diese Bronze-
gefäße hier beisammen geborgen worden sind.

Zu dem Funde gehören jetzt nach der ge-



nannten Wiederherstellung die folgenden Stücke
(Inventar der Großh. Alterthümersammlung
Nr. C. 4417/24):

1. Ein cylindrisches Gefäß mit etwas
auswärts gebogenem Rande, Höhe 23 cm,
Durchmesser 27,5 cm, Wandung ganz glatt;

2. eine Schale oder Schüssel mit niederem
Fuß mit kaum ausgebogenem Rand, Höhe 11 cm,
oberer Durchmesser 21,6 cm, ähnlich den bekannten
römischen rothen, verzierten Thonschüsseln aus
Terra sigillata;

3. eine zweite Schale (oder Becken) ohne
Fuß, Höhe 8,3 cm, oberer Durchmesser 25 cm,
ebenfalls mit glatter Wandung, der Boden etwas
nach innen gewölbt, innen mit concentrisch ein-
gegravierten Kreisen verziert; am Außenrand eine
kreisrunde (Durchmesser 2,8 cm) Löttestelle, welche
auf einen fehlenden Griff oder Henkel schließen
läßt;

4. eine flache niedere Schüssel (oder Teller),
Höhe 4,7 cm, Durchmesser 28;

5. Bruchstücke eines Limers mit Wangen,
Henkel fehlt;

6. kreisförmiger Rand des Einsatzes und
Griff eines Siebgefäßes, Randedurchmesser 20,4,

Länge des Griffs, dessen Ende abgebrochen, noch 15,4 cm;

7. massiver Halbdeckel eines Gefäßes (Sehnenlänge 30,4 cm), auf der Oberseite mit eingeschlagenen, ziemlich rohen kleinen Ornamenten;

8. als Hauptstück ein schöner Bronzekrug (Höhe 27 cm, Weite 19 cm), von welchem etwas über die Hälfte der Wandung und ein massiver aufrechter Henkel mit Relieffiguren (wohl das vom Fieder „Kruzifix“ genannte Stück) noch vorhanden war. Besonders bemerkenswerth ist die Verzierung des Henkels: unten an demselben erscheint eine Gruppe, aus einer jugendlichen männlichen Gestalt (Bacchus?) und einer kleineren

oberen Gefäßrand zeigt in der Mitte ein einfaches Akanthusornament, gerade aus in ein glattes, an der Spitze aufgebogenes Blatt, seitwärts in zwei ebensolche Blätter auslaufend, deren Spitzen, in sich zurückgebogen, zwei hohle Ringe bilden; die Ansatzarme laufen in Gestalt von Gänseköpfen aus.

Die Formen der sämtlichen Bronzegefäße, aber insbesondere die des zuletzt genannten Kruges und seiner Verzierungen, lassen es zweifellos erscheinen, daß der Fund römischen Ursprungs ist. Für seine weitere Deutung darf als besonderer Glücksfall bezeichnet werden, daß ungefähr um dieselbe Zeit, im Winter 1881/82, auf einem Acker-



Römische Bronzegefäße, gefunden im Altersbachthal bei Waldkirch.
(Nach E. Wagner, Großh. Badische Alterthümersammlung in Karlsruhe. Antike Bronzen. Neue Folge, Tafel 10.)

weiblichen (Ariadne oder Bacchantin?) bestehend. Die letztere ist vollständig bekleidet und hält mit der linken Hand das Gewand des Mannes, welches demselben über die Hüften herabgefallen ist. Derselbe legt den den Thyrsusstab haltenden linken Arm auf die Schulter der ihm zugekehrten Frauengestalt und hält in der hoch erhobenen Rechten einen undeutlichen Gegenstand, am wahrscheinlichsten einen Becher. In der Mitte des Henkels ist ein Satyr dargestellt, der einen Thyrsusstab mit Pinienknopf an beiden Enden in der gesenkten Rechten, eine Traube in der erhobenen Linken hält, mit einem Gewandstück über der linken Schulter, sonst nackt. Der Ansatz am

feld bei Rheinzabern in der Pfalz, ca. 30 m von einer römischen Straße entfernt, in 3 m Tiefe ein fast gleicher, nur noch reicherer Fund gemacht worden ist, welcher durch Prof. Harster in Speier in der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst, Trier 1882 im I. Jahrgang Seite 469 ff. eingehende Beschreibung und Würdigung gefunden hat.

Wir entnehmen daraus noch die folgenden Bemerkungen:

Zunächst für die genauere Beschreibung einzelner der Gefäße:

Der Limer Nr. 5 fand sich in Rheinzabern noch vollständig erhalten. Seine Gestalt gibt

Fig. 1 (S. 4) wieder; der, wenn niedergelegt, genau dem Gefäßrand sich anpassende Henkel ist schwer massiv; die beiden Enden sind schwanenhalsartig emporgekrümmt und gehen durch je ein Loch in einem der beiderseits aus dem Rande sich erhebenden geschweiften Dreiecke.

Der kreisförmige Rand mit Griff von Nr. 6 gehört einem Siebgefäß, einer Casserole mit Durchschlag, an, wie deren in Rheinzabern zwei gefunden wurden. Hier ist der Boden und die Seitenwand des unteren Gefäßes (s. Fig. 2) von ziemlich nahe beisammen stehenden Löchern durchbrochen, die im Mittelpunkt kreisförmig, dann in der Richtung der Radialien eingeschlagen sind, wobei zwischen zwei längeren Strahlen immer ein kürzerer eingeschlossen ist. Man erkennt in dem Geräth einen Weinschöpfer, um den Wein, den man läutern wollte, von einem Kessel in den andern durchzuschlagen, oder bezieht man das Gefäß auf die antike Sitte, den Wein mit Schnee

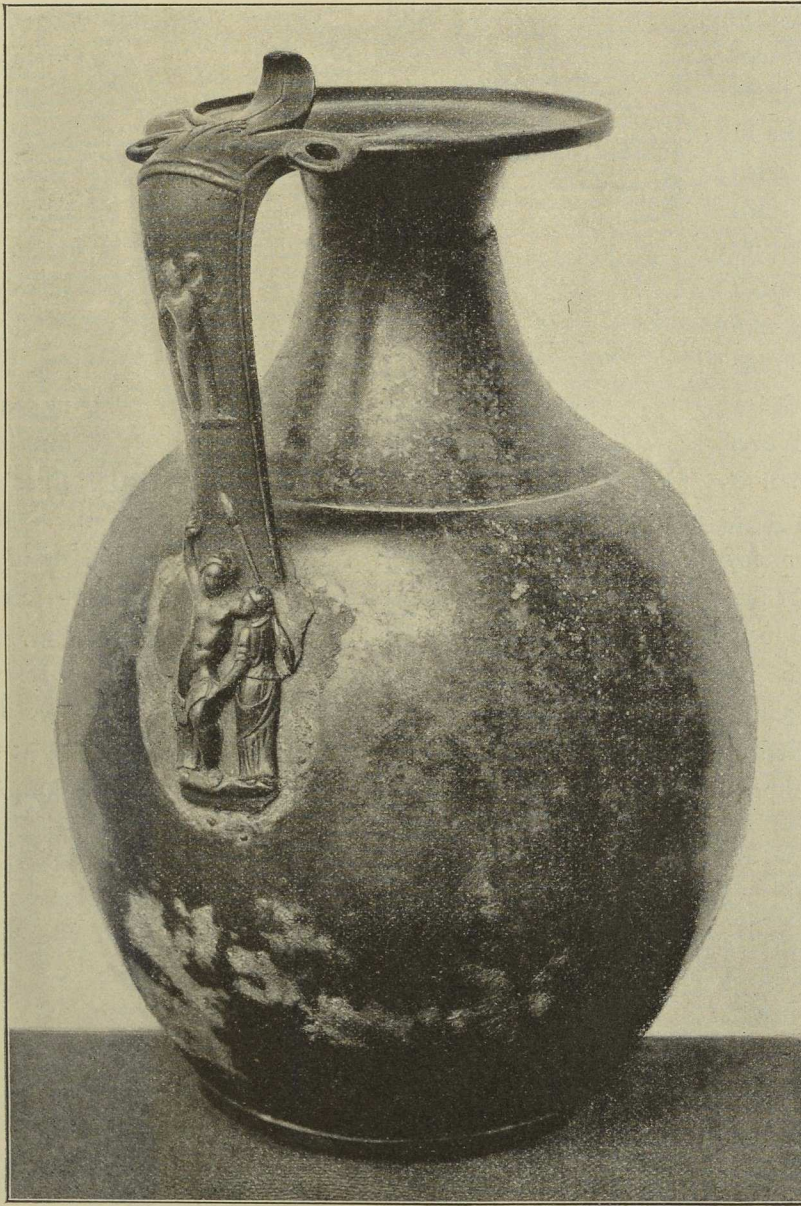
zu mischen und zu kühlen, dessen Unreinigkeiten dann durch Sieben entfernt wurden. Auch als Opfergeräthe erscheint es, wie es noch in den ersten Jahrhunderten in der christlichen Kirche im Gebrauch war, um durch dasselbe den Wein in den Kelch zu gießen. Doch diente es unzweifel-



haft auch für Küchens Zwecke, etwa zum Durchtreiben von Brühen und Gemüsen.

Der Halbdeckel Nr. 7 erscheint in Rheinzabern an drei gleichartigen Gefäßen aus dünnem Bronzeblech, vielleicht zur Bereitung des beliebten Kräutertrankes der calida oder calda (sc. aqua)

oder ähnlichen Abkochungen dienend. Die Form der Gefäße (s. Fig. 3) ist rund mit im Innern gewölbtem Boden, stark ausladender Ausgußröhre und dieser sich anpassendem angenietetem oder angelöthetem (letzteres in unserem Falle) Halbdeckel, sowie drei durchlöcherten Ohren, etwa zum Ein- oder Aufhängen mittelst Haken oder Ketten, vielleicht auch zum Auflegen auf einen Dreifuß. Ueber der Ausgußöffnung hat der Deckel eine entsprechende Wölbung. Vor der Mündung war im Innern ein halb-



Römischer Bronzekrug, gefunden im Altersbachthal bei Waldkirch.
(Nach E. Wagner, Größh. Alterthümer-sammlung in Karlsruhe. Neue Folge, Tafel 9)



vielmehr Drittelsdeckel beitrug, indem er das Ueberlaufen verhinderte.

Der verzierte Bronzekrug Nr. 8 endlich kehrt auch in Rheinzabern in einem noch feiner ausgearbeiteten Exemplar wieder. Bei beiden läßt der bacchische Charakter der Verzierungen keinem

Zweifel darüber Raum, daß sie als Weinkrüge gedient haben. Die ganze Art und Feinheit dieser Verzierungen gestattet aber zugleich den Schluß, daß die Krüge und mit ihnen der ganze jeweilige Fund der in künstlerischer Beziehung besten römischen Zeit, also dem ersten Jahrhundert der Kaiserzeit oder dem Anfang des zweiten, nicht später als Hadrian, zuzuweisen sind.

Wie schon bemerkt, war der Fund von Rheinzabern ein reicherer; er umfaßte 11 größere Bronzegefäße, einen eisernen Dreifuß und einen ebensolchen Kof, Stücke vom reichen Bronzebeschläg einer hölzernen Truhe und zahlreiche Scherben fein gearbeiteter Glasgefäße. Alles lag in der Nähe von drei Feuerherden aus Stein und

Lehm mit einem zum Theil mit thierischem Fett getränkten Aschenlager auf der Grundlage von stark verbrannten Bodenbelegen aus Thon. Es ist unter solchen Umständen begreiflich, daß der Wunsch nach thunlich vornehmer und idealer Deutung des Fundes zunächst auf den Gedanken an eine römische Opferstätte führte; die Gefäße hätten dann dem Tempelschatz der dortigen be-



kannten römischen Kolonie Tabernae Rhenanae angehört, und es ist nicht zu läugnen, daß sich für das eine oder andere derselben auch eine gottesdienstliche Benützung nachweisen ließe. Wahrscheinlicher ist aber doch, daß man es in beiden Fällen mit der einfachen Kücheneinrichtung aus Bronze aus der Villa eines wohlhabenden Römers, Offiziers oder Beamten, zu thun hat,

welche in Rheinzabern sich vielleicht noch an Ort und Stelle befand, während sie im Altersbachthälchen aus irgend einem Grund in ihren wichtigsten oder werthvollsten Stücken verschleppt und vereinigt geborgen worden sein dürfte. Solche Bergungen kamen und kommen immer wieder vor; aus römischer Zeit darf nur an den

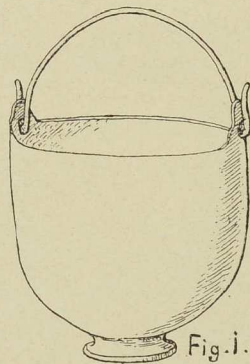


Fig. 1.

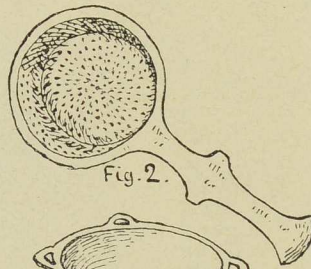


Fig. 2.

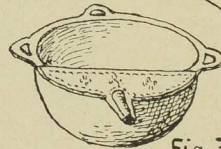
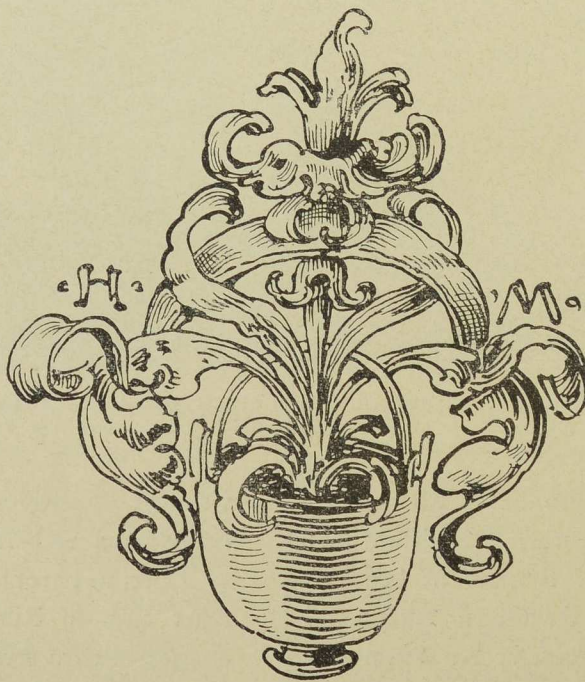


Fig. 3.

Römische Bronzegefäße aus Rheinzabern.



bekannten Hildesheimer Silberfund erinnert werden. In unserem Falle ist der Fund wohl nicht von so großem Werth wie der letztere, aber er behält seine doch nicht als gering anzuschlagende Bedeutung als gutes Muster der Formen von Bronzegefäßen, wie sie in jener Periode auf unserem Boden bei den damals hier herrschenden vornehmeren Römern im Gebrauch gewesen sind.



Die Kirche zu Birndorf.

Eine baugeschichtliche Studie.

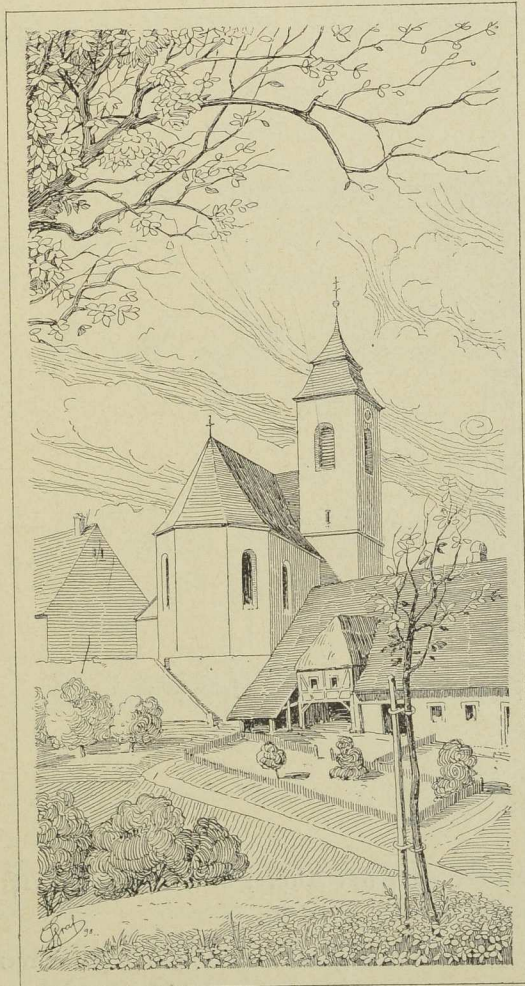
Von Dr. C. H. Baer.

Mit Aufnahmen und Zeichnungen von Herrn Architekt H. Graf.

ERLÄSST man bei Abbruck das Rheinthal und wandert der tief unten durch Fels und Gestein brausend den Weg sich bahnenden Alb entlang thalaufwärts, so gelangt man, wenn man bei Hohenfels rechts abbiegt, gar bald durch frisch kühlen Wald, blumige Matten und in Obstbaumhainen versteckte, freundliche Dörfer nach Birndorf, dem ehemaligen Hauptort der gleichnamigen Zauernsteiner Einung. Malerisch liegt das Dörfchen um die etwas erhöht stehende Pfarrkirche gruppiert am Fuße des Friedhofhügels, dessen Kapelle weit hinaus ins Land sichtbar ist.

Eine herrliche Fernschau hat man von hier oben! Ueber wellig hügeliges Land, das bald von Laubwald bewachsen, bald als Wiese oder bestelltes Feld in kräftig grün und braunen Tönen schimmert, sieht man hinweg nach den Schweizer blaueckelnen Vorbergen, zu deren Füßen, durch die Einbuchtungen des Vorlandes in der Sonne glitzernd, der Spiegel des ruhig dahinfließenden Rheinstroms sichtbar wird. Und weiter weg in violett-dunstiger Ferne verschwimmt mit dem Himmel die schneeige Kette der Alpen, Spitzen und Gipfel in eisiger Hülle, schimmernd und gleißend.

Der Ort selbst ist sehr alt. Bereits 814 wird er urkundlich als Birndorf erwähnt, hatte noch 1150 eigenen Adel und wurde 1271 durch Walther von Klingenberg an St. Blasien verkauft. Doch haben sich kaum irgend Spuren dieses Alters erhalten! Häuser und Höfe, zum größten Theil aus wenig widerstandsfähigem Holz, sind umgebaut oder neu erstellt, und selbst die Kirche, die ziemlich hoch



auf ummauertem, ehemaligem Friedhof liegt, scheint in ihrem jetzigen Gewande ein Bauwerk aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts zu sein. Wenigstens ist ihr Aeußeres anspruchslos und einfach, ohne alle Architekturtheile und in den nöthigsten Gurten und Gesimsen nur wenig und schlicht profiliert, mit einem schmucklosen Thurm

an der Seite, den ein einfaches Ziegeldach deckt.

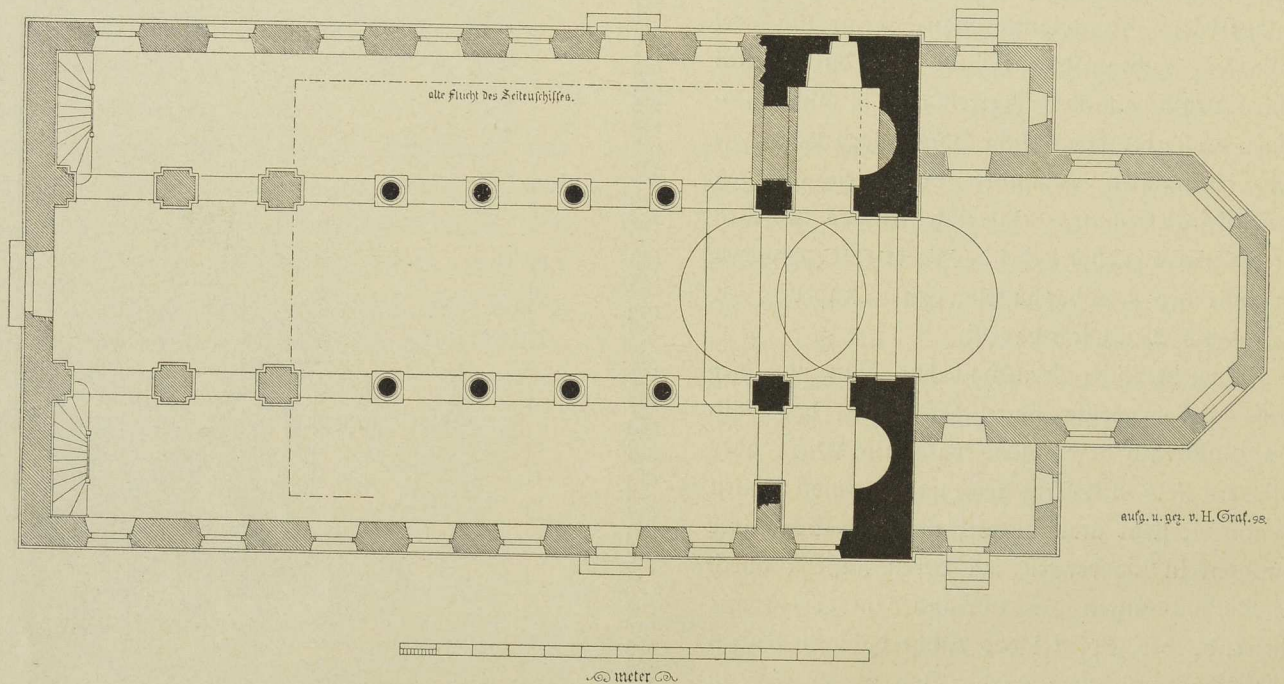
Ein Blick ins Innere aber ändert den Eindruck. Eine hohe, ernste, dreischiffige Säulnbasilika umfängt uns mit andächtiger Stille. Leuchtende Bilder, allerdings erst in allerletzter Zeit in Anlehnung an alte Muster von kundiger Hand gemalt, schauen von Decke und Wänden auf uns hernieder, und das stuhende Sonnenlicht des glanzhellen Tages fällt gebrochen von kunstvoll gefügtem, buntfarbenem Glas durch die ehemals rundbogigen Fenster in den Raum,



Verhältniß zwischen Länge, Höhe und Breite des Mittelschiffs auf, ebenso wie die unverhältnißmäßig große Breite der Seitenschiffe. — Das sind die Folgen späterer Umbauten, die zur Vergrößerung und Erweiterung der Kirche im vorigen Jahrhundert (nach vorhandenen Bauakten 1785 bis 1787) vorgenommen wurden; dabei hat man die Seitenschiffmauern nach außen gerückt und die wohl mit Gewißheit anzunehmende, ehemalige Vorhalle mit zum Kirchenraum gezogen. Deutlichst läßt sich dies heute noch in der durch zwei übereinander liegende Emporeneinbauten ausgefüllten

Pfarrkirche zu Birndorf.

Grundriß.



zitternde, hüpfende Lichter und Schatten werfend auf Boden und Gestühl.

Zwar ist auch hier verhältnißmäßig nur wenig ganz Altes mehr vorhanden; doch ist noch so viel erhalten, daß sich gut ein klares Bild der ursprünglichen Anlage herstellen läßt.



Betritt man das dreischiffige, basilikal mit ziemlich überhöhtem Mittelschiff angelegte Langhaus von Westen, so fällt sofort das ungünstige



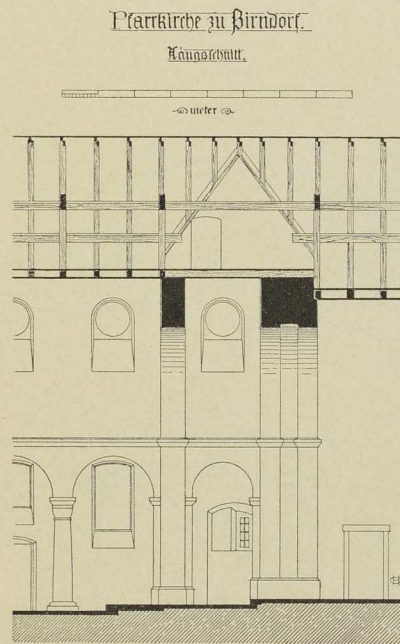
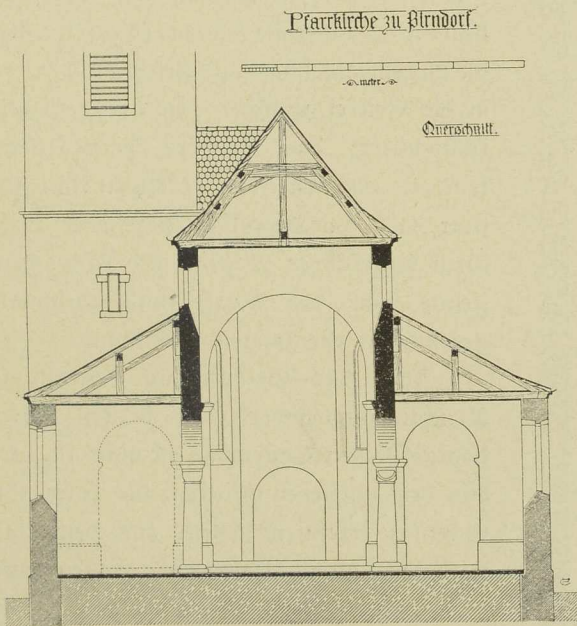
Westvergrößerung an den Pfeilern erkennen, die dort die Säulen ersetzen und deren schlichte Kämpfer und Sockelgesimse im Charakter jener Zeit des Umbaues profiliert sind. Durch diese Veränderungen ist das Gesamttraumverhältniß und in Folge davon auch die Wirkung des Langhauses wesentlich beeinträchtigt worden; gleichwohl aber läßt sich die ebenmäßige Schönheit der Anlage aus den Resten noch immer herausfühlen! —

Die Hochwände des Langhauses, dessen alte, beim Umbau bis auf elliptische Öffnungen zu-

gemauerte, romanische Fenster zum Theil noch in den Dachböden der Seitenschiffe zu erkennen sind, waren von je vier Säulenarkaden getragen, über deren unprofilirten, wenig gestelzten Bogen ein einfaches aus Schräge und Platte bestehendes Gesims hinzieht, das sich auch in den Vorchor hinein um die Wandpfeiler herumgekröpft fortsetzt, jedoch beim Chorneubau ebenso wie beim Beginn der Pfeilerarkaden der späteren, westlichen Verlängerung aufhört. Die jetzt gänzlich verstümmelten Basen der monolithen Säulen waren wohl ursprünglich steil attisch gezeichnet, aber sicherlich nicht mit Eckrollen verziert. Die wenig geschwellten Schäfte tragen auf der Epistelfeite



Nase auslaufen, in ein rechtwinkeliges Dreieck, das mit der Spitze nach abwärts und mit dem rechtwinkligen Ecke nach außen gekehrt ist. Warum und weshalb diese Verschiedenheit der Kapitälform gewählt wurde, läßt sich nicht mehr erklären; vielleicht verdankt sie nur einer Laune des Architekten ihre Entstehung, vielleicht auch einem Wechsel in Bauleitung oder Werkmeister und Steinmetzen. Jedenfalls aber ist vor Allem diese Schildverzierung der Würfelkapitäle ein Motiv, das ähnlich oder gleich auch an anderen Orten unseres Landes an Bauten derselben Zeit vorkommt und uns später als Hauptkriterium zur Datierung des Bauwerks und zur Bestimmung



gut gezeichnete Würfelkapitäle, während die der Evangelienseite mit trapezförmigen Kapitälern abgeschlossen sind, bei denen das Quadrat der Unterseite der Abdeckplatte allmählig in das Rund des oberen Säulendurchschnitts übergeführt wird durch einfache Abschrägung der seitlichen vier Kanten und unteren vier Ecken des zum Kapitäl bestimmten Steinwürfels. — Die Würfelkapitäle mit plumpem Halsring und gleich wie die der gegenüberliegenden Seite mit einer unten abgeschragten, nicht ornamentierten Deckplatte haben originelle, doppelumrandete Schilde, eigentlich je „zwei halbkreisförmige Schilde, die aufeinander liegen, der kleinere auf dem größeren, und deren beide Ränder in einer

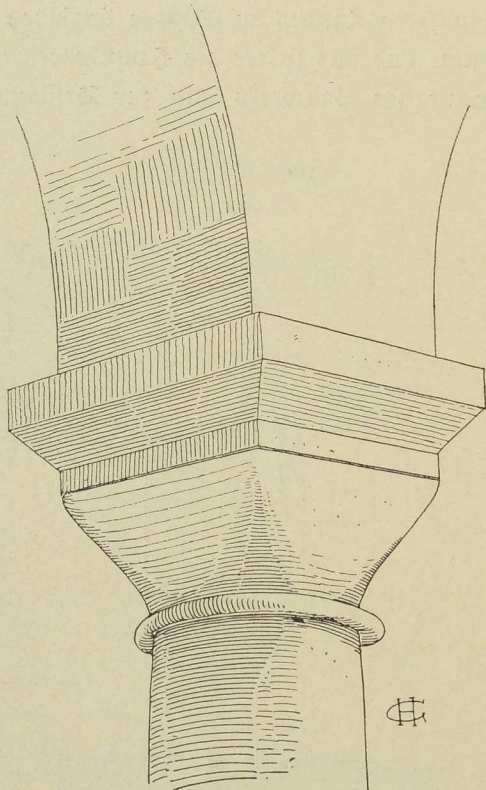


der wahrscheinlichen Bauherren hervorragend dienlich sein wird.

An das Langhaus reiht sich ein Chorbau an, dessen Osttheil ebenfalls aus der Zeit der Kirchen-erweiterung stammt. Alt hingegen ist die Anlage von Thürmen als östliche Endigungen der Seitenschiffe. Von beiden ist nur der nördliche ausgebaut und um 1800 um ein Stockwerk erhöht worden; in den Erdgeschossen jedoch sind auf beiden Seiten in gleicher Weise die Seitenschiffe abschließende Kapellen angelegt, die sich in rundbogigen Arkaden sowohl nach dem zwischen beiden liegenden Vorchorraum, als auch nach den Seitenschiffen zu öffnen und deren Conchen aus den

stärker angelegten Ostwänden der Thürme ausgespart sind.

Der zwischen beiden Kapellen liegende Vorchorraum ist von besonderem Interesse. Er öffnet sich in einem weiten auf Wandpfeilern aufruhenden, unprofilierten und ziemlich hoch gestelzten Schwibbogen nach dem Langhaus und in einem ebensolchen, aber verdoppelten nach dem neugebauten Chorraum, das wohl ursprünglich analog verwandten Bauten (wie Reichenbach im



Kapital der Arkadensäulen auf der Nordseite des Langhauses.

Murgthal) nach rechteckigem Vorraum apsidal schloß.

Der Boden des Vorchores lag ursprünglich niedriger als der des Hauptchores, wie aus der Höhe der Sockelprofile der beiden Wandpfeiler zu ersehen ist. Die Decke war eine zwischen die Bogen eingespannte, flache Holzdecke, gleich denen des Langhauses und der Thurmuntergeschosse, die jetzt neu in altem Sinne ergänzt sind.

Alle vorkommenden Kämpfer- und Sockelprofile sind ebenso wie die der Arkadengesimse aus einfacher Schräge und Platte zusammengesetzt; ein anderes Profil findet sich im ganzen

alten Bau nicht vor, wie denn überhaupt eine beinahe gesuchte Einfachheit und Schlichtheit aller Formen auffällt.

Eingehauene Jahreszahlen oder Inschriften fehlen ganz. Nur am Sturze eines schmalen, gerade abgedeckten Fensterchens auf der Nordseite des Thurmuntergeschosses ist die stark verwitterte Jahreszahl 1688 (?) zu lesen, vielleicht das Datum einer Restauration, die wohl zur Verstärkung der überall durchbrochenen Thurmmauern die hier ursprünglich angelegte Bogenöffnung bis auf dieses Fensterchen schloß.

Von innerer, alter Ausstattung hat sich ebenfalls nicht das Geringste mehr erhalten. Das Einzige sind Reste von Wandmalereien, die bei den letzten Verputzarbeiten zum Vorschein kamen, beinahe lebensgroße Figuren (Teufel, Löwe, Eule), die ungemein lebhaft und geschickt über den Säulen in die Zwickel zwischen den Arkadenbögen hineinkomponiert, das darüber hinziehende Gesims trugen. Sie waren in kräftigen Umrissen äußerst flott und charakteristisch gezeichnet und können einen ungefähren Begriff und schwachen Anhalt geben von der Kraft und Originalität der gesammten ehemaligen Bemalung.

Auch das Geläute auf dem in schlichtem Bruchsteinmauerwerk mit breiten Mörtelfugen hochgeführten Thurmbau ist nicht alt. Es besteht aus drei mittleren Glocken, die, soviel Staub und Schmutz erkennen ließen, aus dem Jahre 1771 stammen und zu Waldshut gegossen worden sind.



Das sind die spärlichen Reste der alten Birsdorfer Kirche, wenig genug, aber doch so interessant, daß sie zu Erwägungen und Untersuchungen anregen und auffordern, zu Fragen über Datierung und Urheber des Bauwerkes sowie über deren Stellung in der zeitgenössischen Baugeschichte.

Am ehesten kann zumeist das vorhandene Detail hierüber Aufschluß geben, da sich an diesem am deutlichsten von einander abhängige Hände und verwandter Geschmack erkennen und herausfühlen lassen; erst dann, wenn Spur und Weg hierdurch gefunden, werden auch aus Grund- und Aufriß wichtige Schlüsse gezogen werden können!

Schon oben ist auf die originelle Ausbildung des Würfelkapitāls der Langhaus-Arkadensäulen hingewiesen und dabei erwähnt worden, daß sich ganz ähnliche Kapitāle nicht nur in Kirchen Süddeutschlands und der nächsten Nähe vorfinden, wie in Schaffhausen (1087—1103), Gengenbach (1094 bis 1117), Alpirsbach (erste Hälfte des 12. Jahrh.), Neckarthalßingen (nach 1090), Sindelfingen (um 1100), Großkornburg (Ende des 11. Jahrh.), sondern auch weiter entfernt wie in Paulinzelle (um 1119) und

Bürgelin (um 1150). Alle die eben angeführten Kirchen aber gehören der sogenannten Hirsauer Bau-
schule an, d. h. sind Werke, ausgeführt von Mönchen, die aus dem Schwarz-
waldkloster Hirsau zur Re-
organisation der betreffen-
den Klöster entsandt wur-
den und außer ihren „Con-
stitutiones seu consue-
tudines mo-
nachorum

Hirsaugiensium“ auch ein Bauprogramm mit sich führten, nach dem zahllose Kirchen in ver-
hältnißmäßig kurzer Zeit (1082 bis circa 1150) im ganzen damaligen Deutschland entstanden.

Denn in Hirsau war im engsten Anschluß an das burgundische Reformkloster Cluny und seine Gewohnheiten unter dem großen Abte Wilhelm (zum Abt von Hirsau gewählt Frühjahr 1069, † 5. Juli 1091) eine gewaltige, gregorianisch-antifäiserliche Bewegung entstanden, die nicht nur

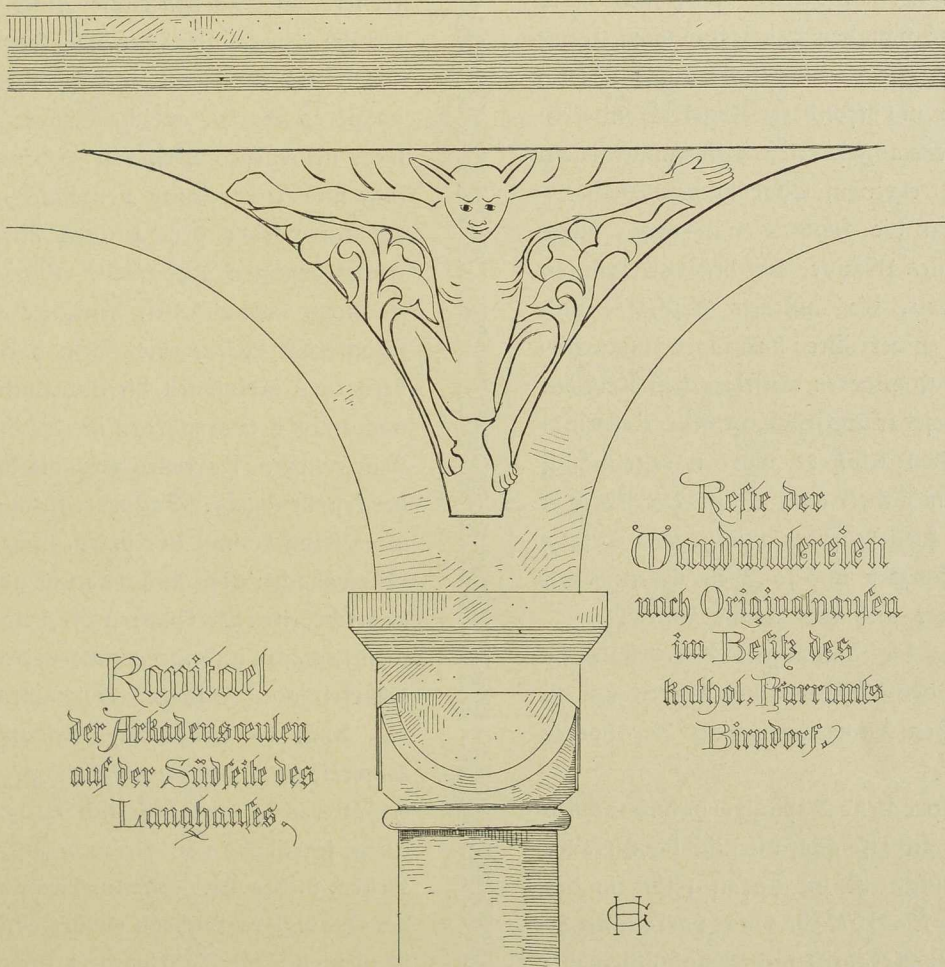
in politischer Hinsicht von ungemeinem Einfluß und nie geahnter Ausdehnung wurde, sondern auch in kultur- und kunstgeschichtlicher Beziehung.

Schon früher war vielfach von Rom durch Cluny versucht worden, solche Bewegungen nach Deutschland zu tragen; doch verhinderte zumeist das Fehlen deutschnationalen Charakters die Ver-
breitung dieser Reformgedanken ebenso sehr wie der Umstand, daß die Bewegung, damals noch größtentheils vom Hofe und dessen Vertretern

angebahnt und genährt, das breite Volk nicht berührte, das wohl die großartigen Werke, die jene in ihrer Be-
geisterung und Aufopferung schufen, an-
staunte, aber nicht nachzu-
ahmen wagte und nicht nach-
ahmen konnte!

Erst als Papst Gregor VII., klug ge-
macht durch bisherige, un-
günstige Er-
folge, sich deutscher Ele-
mente zur Er-
reichung seines Zieles bediente,

hatte er, durch die Zeitverhältnisse unterstützt, un-
geheuren Erfolg. Denn jetzt waren es nicht mehr wie bei den früheren Versuchen französische, fremdnationale Mönche, welche die Reform brachten; es waren auch nicht mehr die fremden, zu Sitte und Klima des Landes nicht passenden Regeln und nicht mehr nur die oberen Stände, die solches einzuführen sich bemühten, nein, jetzt waren es deutsche Mönche mit deutscher Regel, die hervorgegangen aus der Mitte des Volkes,



Kapitäl
der Arkadensäulen
auf der Südseite des
Langhauses.

Reste der
Wandmalereien
nach Originalmaßen
im Besitz des
kathol. Pfarramts
Birndorf.

durch dasselbe gestützt und gehoben, einen so gewaltigen Einfluß auf die weitere Gestaltung aller Verhältnisse ausübten. — Und das von Abt Wilhelm nach noch älteren Vorbildern ins Leben gerufene Institut der Laienbrüder (*fratres conversi, laici, barbati, exteriores*) vergrößerte und verstärkte diesen Einfluß in künstlerischer, namentlich aber baukünstlerischer Beziehung ganz bedeutend und erklärt die so gewaltige Verbreitung des sogenannten Hirsauer Bauprogramms.

Wohl war schon früher das Laienelement auch im Kloster vorhanden gewesen, nicht aber wie jetzt in einer von den Priestermonchen streng unterschiedenen Klasse, vereinigt unter einem Mönch als ihrem Meister, mit besonderer Regel, besonderem Gelübde, besonders abgekürztem Officium, eigenem Refectorium und eigenem Chor in der Kirche.

Dabei hatten die *fratres conversi*, unter denen sich bisweilen Männer aus den vornehmsten Familien befanden, die äußeren Geschäfte und Dienstleistungen zu verrichten und wurden namentlich zu Bauten und anderen künstlerischen Arbeiten verwendet. Bei jeder Bestelung oder Reformation eines fremden Klosters wurden regelmäßig mit den Priestermonchen auch einige der Ihrigen hingefandt, die dies Institut mit gutem Erfolg überallhin verpflanzten und so „viele Laien in den Dienst des Papstes und der Kirche zogen!“

Nach dieser die damaligen Zeitverhältnisse etwas beleuchtenden Abschweifung kehren wir zu unserer stillkritischen Beurtheilung der Birndorfer Kirche zurück.

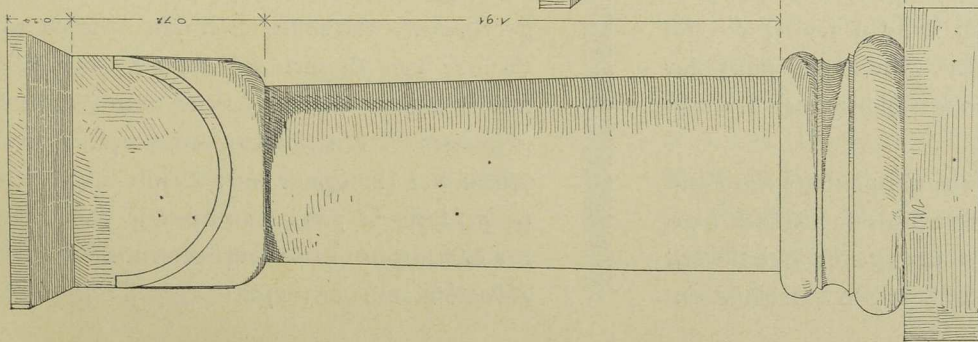
Die oben besprochene Kapitälform und Schildverzierung findet sich also ausschließlich bei Hirsauer Bauten. Allerdings ist in Hirsau selbst in der Aureliuskirche (1059—1071) das dort vorkommende Würfelkapitäl der Arkaden- und Wandsäulen mit doppelter Umrandung noch ohne Halsring und die charakteristische Nase an der Endigung der Umrahmung ausgestattet, und auch von den Kapitälern der Arkadensäulen der Peterskirche, die erst eigentlich die Grundlage des Hirsauer Bauprogramms darstellt, ist nichts mehr vorhanden. Jedoch die Säulchen der Klangarkaden des noch stehenden Westthurmes derselben Kirche zeigen deutlich unsere Verzierungsart, ebenso wie ein im Schutt der Kirche aufgefundenes Kapitäl, aller-

dings ohne Halsring, dessen Schaft oben den Durchmesser 0,66 m hat, also vielleicht von einer Arkadensäule herrühren könnte!

Jedenfalls steht fest, daß diese Schildverzierung ein Motiv ist, das, anfangs ganz ausschließlich der Hirsauer Schule angehörend, sich fast überall, wo Hirsauer Einfluß vorhanden, bemerkbar macht, das aber am Mittel- und Niederrhein, in Gegenden, in denen die Hirsauer Bestrebungen weniger Eingang fanden, fehlt und erst im Verlauf des 12. Jahrhunderts allgemein verwendet wurde. Sicher ist ferner, daß das glückliche Aufgreifen und künstlerische Ausgestalten des Würfelkapitälens den Hirsauern als Verdienst zugesprochen werden muß, da sie es waren, welche dem ja an und für sich nicht neuen Gedanken erst Bedeutung, Anerkennung und Verbreitung verschafften, im Gegensatz zu den vorher herrschenden antikisierenden und trapezförmigen Kapitälern. Sie griffen eben die geringen vorhandenen Anfänge auf und machten schöpferisch thätig eine Form daraus, bei der als besonders individuell die Umrahmung der Schilde nochmals hervorzuheben ist, die durch falzförmige Einritzungen, bisweilen zwei bis drei übereinander, hergestellt wurde. Sculpturenschmuck an den Kapitälern selbst kommt nur in den späteren Werken vor (Alpirsbach); doch sind die meist nach unten einfach abgeschragten Deckplatten oft ornamentiert (vergl. Gengenbach), besonders mit dem der Schule eigenen Würfel- oder Schachbrettornament!

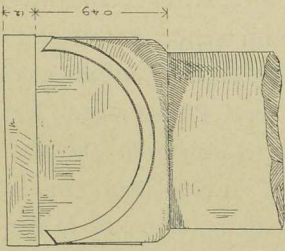
Auch die andere in Birndorf vorkommende Kapitälform, das trapezförmige Kapitäl, wohl ein älteres Motiv, läßt sich nochmals ähnlich an einem jedenfalls von Hirsau beeinflussten Bau nachweisen, in der St. Johanniskirche vor den Thoren der Stadt Brackenheim (Württemberg), bei deren Neubau im 13. Jahrhundert Säulen und Pfeiler eines Baues aus dem 11. Jahrhundert mitverwandt wurden. Die zwei sehr niedrigen und massigen Säulen durchbrechen die Pfeilerreihe und tragen trapezförmige, mit Halsring und unten einfach abgeschragten Deckplatten versehene Kapitäle, ziemlich gleich denen zu Birndorf, so daß auch hierdurch abermals ein Zusammenhang mit Hirsau wenigstens angedeutet zu sein scheint.

Ueber die Basen unserer Säulen läßt sich Genaueres nicht mehr bestimmen. Sie sind völlig



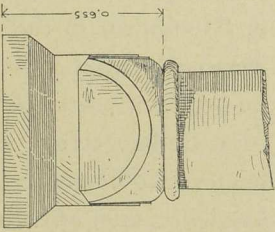
Hirsau Abteikirche

Stülpendicke: oberer Durchm.: 0.655.
 unterer . . . 0.73.
 Höhe des Stülpenschaftes: 1.91.
 . . . mit Basis: 2.65.



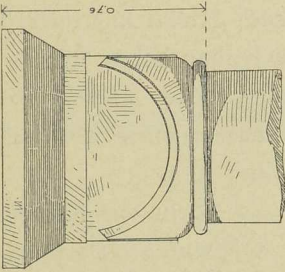
Hirsau Peterskirche

Stülpendicke: oberer Durchm.: 0.66.
 unterer . . . 0.75.
 Höhe des Stülpenschaftes: 4.40.
 . . . mit Basis: 5.10.



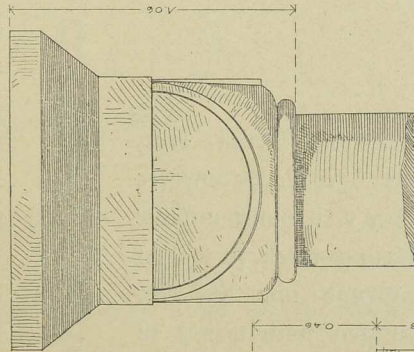
Birsdorf

Stülpendicke: oberer Durchm.: 0.43.
 unterer . . . 0.52.
 Höhe des Stülpenschaftes: 2.30.
 . . . mit Basis: 2.52.



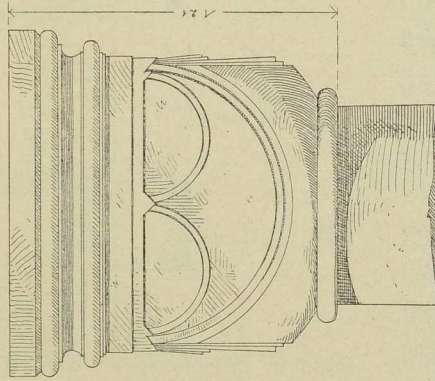
Berthar-Hauskirche

Stülpendicke: oberer Durchm.: 0.56.
 unterer . . . 0.62.
 Höhe des Stülpenschaftes: 2.72.
 . . . mit Basis: 3.19.



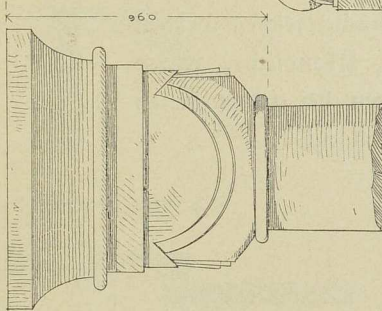
Gengenbach

Stülpendicke: oberer Durchm.: 0.56.
 unterer . . . 0.68.
 Höhe des Stülpenschaftes: 4.03.
 . . . mit Basis: 4.86.



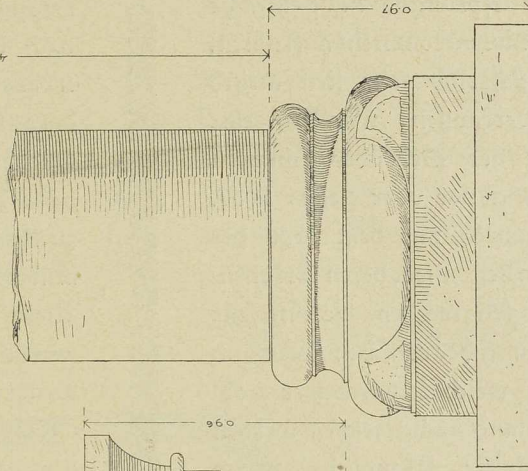
Pauluskirche

Stülpendicke: oberer Durchm.: 0.74.
 unterer . . . 0.85.
 Höhe des Stülpenschaftes: 4.41.
 . . . mit Basis: 5.22.



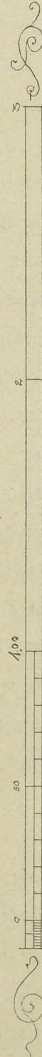
Büdingen

Stülpendicke: oberer Durchm.: 0.45.
 unterer . . . 0.59.
 Höhe des Stülpenschaftes: 4.66.
 . . . mit Basis: 2.28.



Alpirsbach

Stülpendicke: oberer Durchm.: 0.734.
 unterer . . . 0.844.
 Höhe des Stülpenschaftes: 4.21.
 . . . mit Basis: 5.18.



Nach eigenen Aufnahmen, nach E. Paulus, Kunst- und Alterthumsdenkmale in Württemberg und Dehio-Dezold, Kirchliche Baukunst des Abendlandes.

verstümmelt; waren es ursprünglich nicht einfache Platten, auf denen die Säulentrommeln aufruheten, so waren die Basen sicherlich sehr steil attisch gezeichnet und ohne Eckknollen, was auf eine frühzeitige Entstehung des Gebäudes schließen ließe, auf eine Entstehung vor oder gegen 1087. Denn um diese Zeit wurde mit dem Bau der Basilika zu Schaffhausen begonnen, deren Arkadensäulen von Basen getragen werden, die eine sehr unvollständige Ausprägung der attischen Form und des Eckblatts aufweisen, welches letzteres hier wohl am frühesten in Deutschland nachgewiesen werden kann! — Die Säulenschäfte, Monolithe, zeigen wie bei allen Zirsauer Bauten bei gedungenen Verhältnissen ziemliche Schwellung.

Schließlich mag noch auf das Arkadengesims hingewiesen werden, das über den Scheiteln der Arkadentbögen des Langhauses hinzieht, ebenfalls eine speziell Zirsauer Eigenthümlichkeit, aus der sich allmählig die viereckige Umrahmung der Arkadentbögen entwickelte, eine originelle und in ihrer Wirkung vortreffliche Erfindung, die späterhin auch in Cistercienserbauten (wie Maulbronn) vielfach Anwendung gefunden hat.

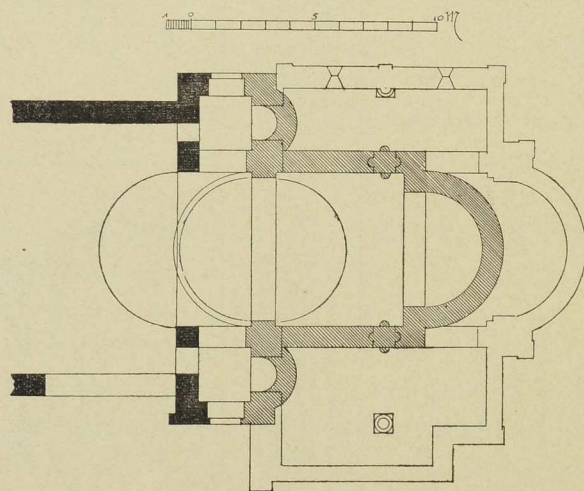
Könnte uns somit bereits das Detail, trotz seines spärlichen Vorkommens, über die Baumeister und die muthmaßliche Zeit der Erbauung unserer Kirche Aufschluß und Aufklärung geben, so wollen wir nun an der Hand des Grund- und Aufrisses versuchen, unsere Behauptungen noch weiter zu begründen und vor allen Dingen sehen, ob sich nicht für die Birndorfer Kirche ein ganz bestimmter Platz in der Baugeschichte jener Zeit auffinden läßt.

Betrachten wir die Grundrißanlage des Birndorfer Chorbaues, so findet sich eine merkwürdige, ungemein in die Augen springende Aehnlichkeit mit der ursprünglichen Anlage des allerdings ein-

schiffigen Kirchleins ad St. Georgium zu Reichenbach im Murgthal, einer Propstei von Zirsau, erbaut wenig vor Birndorf 1083—85. Hier wie dort finden sich zu Seiten des Chorhauptes zwei Osttürme mit östlichen Absidenausbauten in beinahe gleichen Maßverhältnissen. Aber während zu Reichenbach der Raum zwischen beiden Thürmen in ihrer Breite in äußerst wirksamer und reizvoller Weise von einem noch heute erhaltenen Tonnengewölbe überspannt ist, werden zu Birndorf die Thürme durch drei Schwibbogen, einen einfachen und einen doppelten, mit einander verbunden, und der dazwischen liegende Raum mit einer flachen Decke ausgefüllt. Offenbar haben wir in dieser letztbeschriebenen Anlage das Mittelglied einer bedeutsamen Entwicklung vor uns.

Denn die Tonnengewölbung des Vorchores, wie sie sich außer zu Reichenbach auch in anderen Zirsauer Stiftungen zu Kastell und in Münchsteinach (beides in Bayern) vorfindet und die im Uebrigen vortrefflich aus dem flachgedeckten Langhause zur Wölbung der Apsis überleitet, muß offenbar als eine noch auf ältere burgundisch-clunyacensische Bau-

gewohnheiten zurückzuführende Konstruktion betrachtet werden, die angewendet wurde, um die bei diesen Anlagen regelmäßig vorhandenen, aber im Erdgeschoß meist an drei Seiten durch Arkadentbögen und Apsiden geschwächten Osttürme zu stützen und mit einander zu verbinden. In ähnlicher Weise werden in Plankstetten und auch in Hersfeld, beides Kirchen, die ebenfalls von Cluny (Zirsau) beeinflusst waren, die zwischen Westtürmen angeordneten Vorhallen vielleicht aus demselben Grunde von Tonnengewölben überspannt. In Birndorf nun ist man konstruktiv bereits einen Schritt weiter gegangen. Man hat das Schwerfällige und vor Allem das Unnöthige einer Tonne eingesehen, hat sie geschickt in zwei je an den Ost- und Westseiten der Thürme den Druck aufnehmende Schwibbogen aufgelöst und dazwischen eine flache Holzdecke



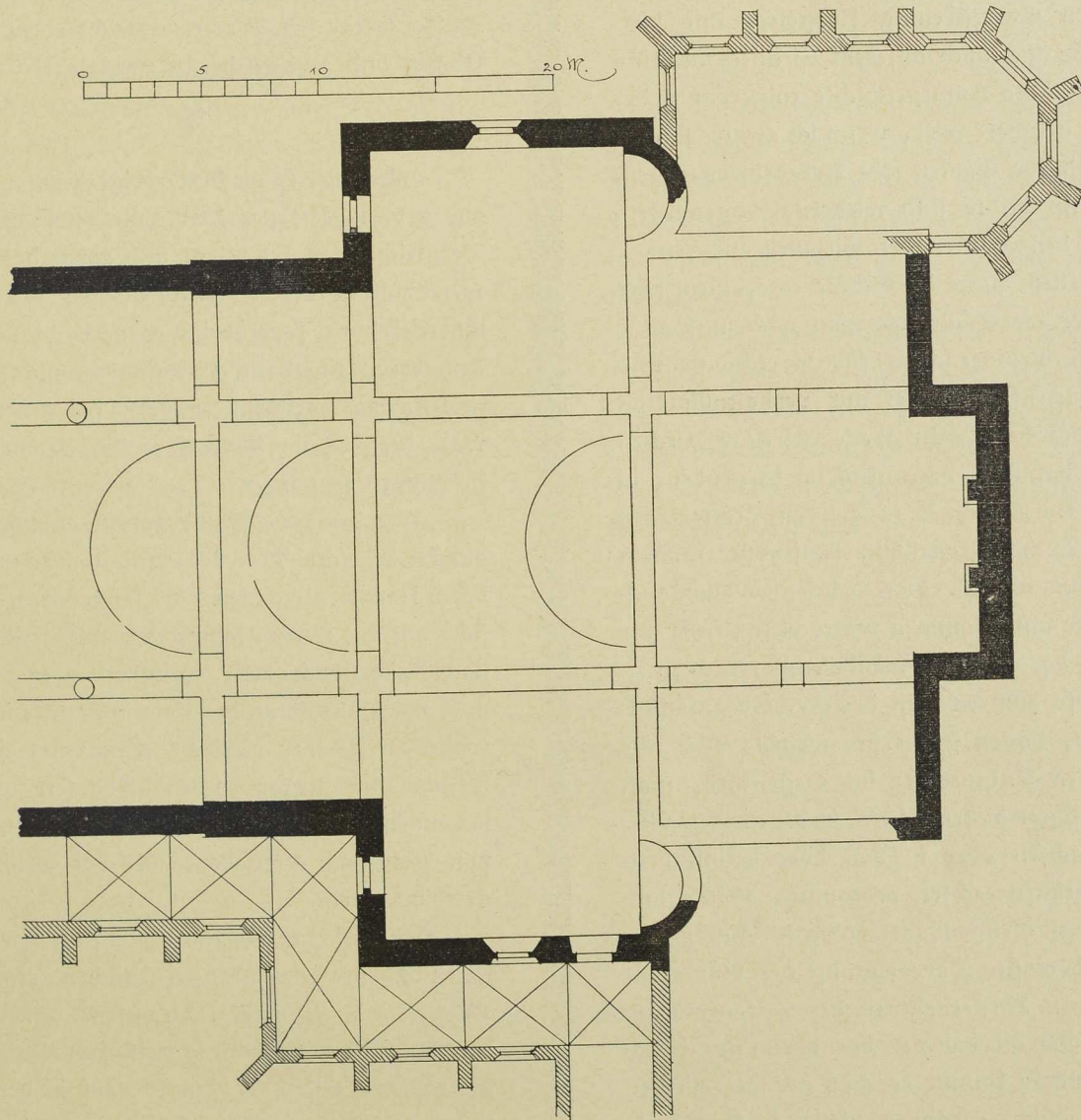
Grundriß des Chores der Klosterkirche zu Reichenbach.

eingespannt. Doch die Entwicklung blieb auch hierbei noch nicht stehen!

Bei den größeren Kirchen der Hirsauer Bau-
schule, die zumeist mit einem Querhaus angelegt
waren, erheben sich die Osttürme, wie in der
St. Peterskirche zu Hirsau offenbar projektiert,
in der Regel westlich desselben über den letzten
Jochen der Seitenschiffe. Daraus entsteht die



weit, auch dann Ostpfeiler und Strebebogen anzu-
legen, wenn keine Osttürme sich darüber erhoben,
was wohl darin einigermaßen seine Erklärung
findet, daß die Architekten, meist ohne bedeutend
selbstschöpferisch thätig zu sein, mit bestimmten
Verhältnißzahlen nach einmal gegebenen Werken
arbeiteten. Man kopierte eben nach Vorbildern;
diese hatten die genannte Anordnung, vielleicht



Grundriß des Chores der Peterskirche zu Hirsau. (Nach E. Paulus, Kunst- und Alterthumsdenkmale in Württemberg.)

Nothwendigkeit, die Reihe der Säulen hier mit
einem Pfeiler zu durchbrechen, oder bei Pfeiler-
basiliken die beiden Pfeiler vor der Vierung stärker
zu betonen, in jedem Falle aber diese beiden
Stützen durch einen über das Langhaus gespannten
Schwibbogen zu verbinden aus denselben kon-
struktiven Gründen, wie dies in Birkdorf geschehen
ist. Ja, man ging sogar bei späteren Bauten so



ohne daß die Osttürme ausgebaut waren (vergl.
Paulinzelle, vielleicht auch St. Peter zu Hirsau),
und so nahm man dieselbe auch in den neuen
Bau auf, indem man dabei unterließ, über ihre
Bedeutung oder Nothwendigkeit nachzudenken;
ein Vorgehen, das einigermaßen entschuldigt wer-
den kann durch den Hinweis auf die verhältniß-
mäßig kurze Spanne Zeit und die relative Menge

der darin erstellten Bauwerke, die zu Eile und Hast drängte, das Auffuchen und Lösen schwieriger Fragen von vornherein verbot und in gewissem Sinne beinahe einen mechanischen, ja, wenn der Ausdruck erlaubt ist, einen fabrikmäßigen Betrieb verlangte.

So scheint denn diese eine lange Zeit unerklärt gewesene hirsauische Eigenthümlichkeit in ihrer allmählichen Entwicklung klargelegt und hierdurch gleichzeitig auch unserem Kirchlein der richtige Platz in der Kunstgeschichte eingeräumt, der noch mehr gesichert wird, wenn ich auf die flachen Decken und die Säulen als Arkadenstützen hinweise. Denn beides sind wiederum Eigenheiten, die speziell den Bauten der Hirsauer anhaften.

Vor Allem hatte die Schule eine unleugbare Vorliebe für die Säule, die man noch im Banne der antiken Erinnerungen für die schönste und idealste Stützenform hielt; nur verhältnißmäßig wenige, außerhalb Schwabens gelegene Kirchen sind Pfeilerbasiliken, namentlich in Gegenden, in denen damals (wie z. B. in Bayern) Materialien und Arbeiter zur Herstellung kunstvoller Säulen gefehlt haben mögen. Daß dabei aber allmählich der Gedanke aufgekommen wäre, diese Pfeiler zur Gliederung der Hochschiffwände emporwachsen zu lassen und so zum Tragen der Gewölbearmfänger auszubilden, davon findet sich nirgend auch nur die geringste Andeutung; im Gegentheil, man behandelte sogar in den Fällen, in denen (wie vielfach in Sachsen oder in von dort beeinflussten Bauten) Stützenwechsel vorkommt, Säule und Pfeiler (vergl. Gengenbach) völlig gleichmäßig.

Diese bewußte Bevorzugung der Säule hat denn auch ein Weiterarbeiten der Hirsauer Bau-
schule zum Gewölbekbau von vornherein unmöglich gemacht, und so kommt es, daß all' ihre Kirchen ebenso wie auch Birndorf völlig flach gedeckt waren. Ueberwölbt wurden nur die Apsiden und alle diejenigen Räume, deren Decke etwas zu tragen hatte, also die Thurmuntergeschosse sowie die Emporeneinbauten; hierbei fand Anfangs die Tonne Verwendung, nachher das Kreuzgewölbe, dessen Entwicklung jedoch in den ersten Anfängen stecken blieb.

Zum Schluß noch wenige Worte über die möglicher Weise vorhanden gewesene Vorhalle. Sie

gehört so sehr mit zum Hirsauer Bauprogramm, daß beinahe mit Sicherheit ihr ehemaliges Vorhandensein an Stelle der jetzigen westlichen Verlängerung der Kirche behauptet werden kann, wenn auch über ihre Ausdehnung, Grundrißanlage, sowie über ihren Aufbau nichts Bestimmtes mehr anzugeben ist. Jedenfalls war sie gleich der zu Alpirsbach und Reichenbach im Murgthal vor die ganze Breite der Kirche, vielleicht ebenfalls dreischiffig und zweigeschossig vorgelegt.



Haben wir so die Zugehörigkeit unserer Kirche zur großen Hirsauer Bau-
schule durch stilkritische Vergleichen festgelegt und dargethan, daß sie werthvoll ist als Mittelglied einer interessanten Entwicklung, so erübrigt es noch, die ungefähre Zeit ihrer Entstehung zu bestimmen und zu untersuchen, von welchem zunächst gelegenen Platze wohl der Hirsauer Einfluß in die einsamen Berge gekommen sein mag.

Was die Zeit der Erbauung anlangt, so ist dieselbe, wie schon oben bei Besprechung der Säulenbasen klargelegt, gegen 1087 festzusetzen, in Rücksicht auf die Entwicklung der Ostparthie wenig nach Reichenbach (1085 vollendet), aber doch auch noch vor Vollendung der Peters-Basilika in Hirsau (vollendet 1091), vielleicht gleichzeitig mit dem Beginn der Kirche zu Schaffhausen, die 1087 begonnen, 1103 vollendet und von dem damals von Konstanz vertriebenen Bischof Gebhard III. geweiht wurde.

Von wo der Hirsauer Einfluß herkommt, läßt sich heute beim Mangel jeglichen urkundlichen Materials nicht mehr nachweisen. St. Blasien, das ebenfalls mit Hirsau in vielfachen Beziehungen stand, kam erst 1271 durch Kauf in den Besitz des Ortes; daß es schon früher hier Güter hatte, wird nirgends erwähnt! Am wahrscheinlichsten erscheint es, daß von dem nahen, mächtig aufstrebenden Schaffhausen die Werk- und Arbeitsleute zur Erstellung des Gotteshauses ausgesandt wurden.

Jedenfalls aber sind die Architekten unserer Kirche in der Hirsauer Bau-
schule aufgewachsen und groß geworden, und ihr Werk kann uns als erneuter Beweis dienen: einmal für die

eminente Ausdehnung dieser für die damaligen Verhältnisse ungemein bedeutenden Schule mit dem Mittelpunkt in dem Schwarzwaldkloster Hirsau; dann für den gewissen geistigen Zusammenhang der einzelnen Meister der Zeit als Glieder dieser Schule und für die zwar oft geleugnete, sicher aber mehr oder weniger doch immer vorhandene internationale Kunstentwicklung, die namentlich hier bei der Uebertragung burgundischer Bau- gewohnheiten nach Deutschland am deutlichsten zum Ausdruck kommt. Ferner aber auch dafür, wie sehr die Hirsauer es verstanden, auch die kleinste, für das abgelegene Volk bestimmte Kirche mit Wenigem künstlerisch wirkungsvoll auszugestalten!



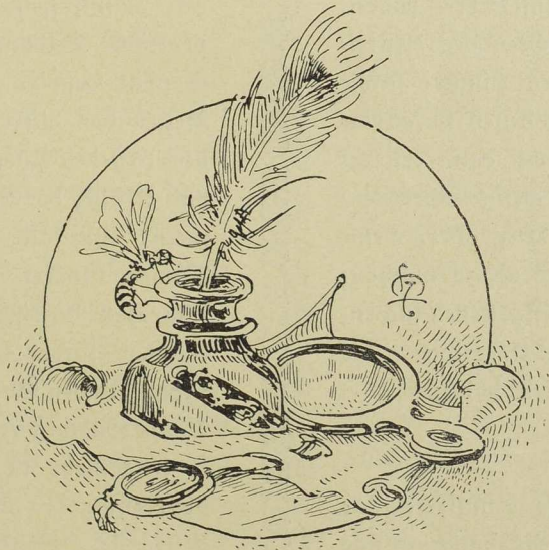
Wir verlassen Kirche und Ort! Wir eilen die abendlichen Halden hinab durch schattigen Buchwald gen Dogern. Vor uns glänzen im Abendroth feurig die fernen Schneeberge, und wir denken der vergangenen Zeit, des frischen, thatendurstigen 11. Jahrhunderts, als die deutschen Stämme mann-

bar geworden die strenge Leitung der römischen Kunst abschüttelten und mit schöpferischer Kraft die traditionellen Gesetze ergriffen, um in reicher Formenfülle einen neuen lebendigeren Organismus zu schaffen, dem sie stolz und selbstbewußt den eigensten Stempel kräftigster, ausgesprochenster Stammesindividualität aufdrückten!

Eine bedeutende, eine erhebende Zeit!

Und wir dachten hinwieder der Gegenwart! Stolz hob sich die Brust im Bewußtsein unserer Kraft, unseres Könnens. Auch wir leben in einer mächtig aufstrebenden Zeit, da der Deutsche sich der eigenen Vergangenheit wieder erinnert und nach langer Knechtschaft Fremder sich seiner selbst wieder bewußt anfängt, selbständig zu schaffen und zu wirken.

Und das Abendroth glänzte glückverheißend herüber; die Blätter der Bäume flüsterten weis- sagende Sprüche, und der kühlkräftige Duft des abendbethauten Waldes erfrischte Körper und Sinn und ließ fröhlich und zuversichtlich der Zu- kunft entgegenblicken!





Die sieben freien Künste in der Vorhalle des Freiburger Münsters.

Von Fritz Baumgarten.

ESOW mehrfach sind die Darstellungen der freien Künste in der Vorhalle unseres Münsters der Gegenstand eingehender Untersuchungen gewesen. Ich nenne vor Allem die sorgfältige Studie, die der verstorbene Professor Cornelius Bock in den christlichen Kunstblättern unserer Diocese diesen Statuen gewidmet hat. Der vorzügliche Gelehrte hat darin mit gutem Erfolg den einzig richtigen Weg eingeschlagen, der zum Verständniß eines solchen Kunstwerks führen kann, indem er vorab die Ansichten des Mittelalters über das Wesen der freien Künste, sowie die Formen geprüft hat, unter denen sie anderwärts zur Darstellung kamen, um dann erst an eine Deutung und Erklärung der hiesigen Statuenreihe heranzutreten. Denselben Weg oder, wenn man will, Umweg gedenke auch ich zu machen; und so werde ich denn zunächst festzustellen suchen, welche Rolle im Geistesleben des Mittelalters die sogenannten freien Künste gespielt haben.

I.

Die Römer benannten jede Kunstfertigkeit und ebenso jede wissenschaftliche Bethätigung mit dem Worte *ars*. Sie unterschieden in der Zahl der *artes* diejenigen, welche mehr oder weniger ausschließlich von freigeborenen Männern (*liberi*) geübt zu werden pflegten, als *artes liberales*. Man kann nicht behaupten, daß die deutsche Uebersetzung, die scheinbar höchst wortgetreu *artes liberales* mit „freie Künste“ wiedergibt, eine

besonders glückliche sei; aber sie hat sich eingebürgert und läßt sich nicht mehr durch eine andere, bessere verdrängen.

Die Römer ihrerseits hatten Begriff und Inhalt ihrer *artes* von den Griechen überkommen¹⁾. Im Gegensatz zu Plato, der in der Philosophie das einzige Heil erblickte, lehrten schon im 5. Jahrhundert v. Chr. die Sophisten alle jene Fertigkeiten oder Künste, die zum Fortkommen im Alltagsleben am meisten dienlich schienen; schon sie übermittelten eine allumfassende, „encyklopädische“, wesentlich praktische Bildung. Im Besonderen erschien der Sophist Hippias von Elea dem Alterthum als Begründer dieses Erziehungssystems; er lehrte bereits neben Rhetorik und Dialektik die Grammatik und Musik, die Astronomie, Geometrie und Arithmetik, kurz alle jene Fertigkeiten, die von den Römern später unter der Bezeichnung *artes liberales* begriffen wurden. Der große attische Redner Isokrates ist es dann gewesen, der zwischen Plato und den Sophisten, zwischen Philosophie und Alltagsbildung gewissermaßen vermittelte, indem er jene mehr praktischen Fertigkeiten als Vorbereitung zur höchsten Bildung der Philosophie gelten ließ. Dieser vermittelnde Standpunkt blieb fortan im Alterthum der herrschende; ja er spielte noch bei den christlichen Pädagogen eine erhebliche Rolle, nur daß bei diesen die Theologie an die Stelle der Philosophie trat, jene vorbereitende Bildung aber mit den klassischen Studien überhaupt gleichgesetzt wurde. Philo, der Zeitgenosse Christi, und ebenso Clemens von Alexandria († 220) ver-

glichen die propädeutischen Fertigkeiten mit der biblischen Sagar, Abrahams Dienerin und Rebse: „wir sind unfähig, den Samen der Tugend zu empfangen, wenn wir nicht vorher mit deren Dienerin verkehrt haben“. Etwas geschmackvoller drückt Origenes († 254) und der große Kirchenvater Augustinus († 430) dieselbe Sache durch Hinweis auf Exodus II, 1 ff. aus, wo erzählt wird, wie die den Aegyptern entwendeten goldenen und silbernen Gefäße von den Israeliten zu dem von Gott befohlenen Bau des Allerheiligsten verwendet wurden. Ebenso muß es der Christ mit den weltlichen Wissenschaften, überhaupt mit der Weisheit der Heiden machen: die zum Dienst der Wahrheit passenden freien Künste, gewissermaßen das Gold und Silber der Heiden, muß er ihnen entwenden, um es in gerechter Weise bei der Verkündigung des Evangeliums zu gebrauchen.

In dieser dienenden Stellung, die der wissenschaftlichen Bildung durch die Kirche angewiesen wurde, liegt ein Hauptcharakterzug mittelalterlichen Denkens. Wer die klassischen Studien ihrer selbst wegen betrieb, setzte sich der Verfolgung als Ketzer aus; wer aber die heidnischen Künste als solche verschmähen wollte, der wurde wohl gar durch päpstliche Erlasse daran gemahnt, wie unentbehrlich die artes zum vollen Schriftverständnis seien.

Doch ehe wir diese Anschauungsweise weiter durch das Mittelalter hin verfolgen, sind einige Handbücher zu nennen, die beim Studium dieser propädeutischen Wissenschaften Jahrhunderte lang vorzugsweise Benutzung fanden. Der erste Römer, der eine zusammenfassende Darstellung der artes unternahm, war M. Terentius Varro, ein Zeitgenosse Ciceros. In seinen neun Büchern *Disciplinae*, die leider nur in geringen Fragmenten auf uns gekommen sind, behandelt er nach einander die *Grammatica*, *Dialectica* und *Rhetorica*, ferner die *Geometria*, *Arithmetica*, *Astrologia* und *Musica*, endlich die *Medicina* und *Architectura*. Schon die Kirchenväter haben dieses encyclopädische Werk fleißig benutzt; aber wichtiger noch für das christliche Mittelalter war das sogenannte *Satyricon* des Martianus Capella, der in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts in Karthago als Advokat in bescheidenen Verhält-

nissen lebte. Sein Werk, „das, recht eigentlich auf der Grenzscheide zweier Welten stehend, von dem letzten Widerschein antiken Lebens und der Morgendämmerung der neuen theologisch-scholastischen Periode seltsam beleuchtet wird“²⁾, hat wie kein zweites antikes Wissen der Nachwelt übermittelt. In neun umfangreichen Büchern — man könnte an die neun Musen denken — schildert da Martianus, wie der Gott Mercurius sich mit der Philologie als dem Inbegriff aller Wissenschaften vermählt, und läßt bei dieser sonderbaren Hochzeitsfeier die freien Künste als Hofstaat des Bräutigams nach einander in den Kreis der himmlischen Hochzeitsgäste eintreten. Die Reihenfolge, in der sie mit ihren Attributen sich den Göttern nahen und in einer ungenießbar gespreizten Weise jeweils einen Abriß ihrer Disziplin zum Besten geben, ist genau dieselbe wie bei Varro. Die Grammatika führt den Reigen: sie trägt in elfenbeinerer Büchse ein Messer, um damit etwaige Zungenfehler zu lösen; ferner eine äußerst scharfe Medizin, aus Bockleder und jener Ferula-stande hergestellt, aus der auch der Schulstock gern geschnitten wurde: die rohen Klänge ungebildeter Kehlen sollen damit geheilt werden. Endlich befindet sich in ihrer Büchse eine scharfe Seile zur Ausmerzung jeglicher Sprachfehler oder Solécismen. Bleich und finster mit scharfblickenden, beweglichen Augen tritt nach der Grammatik die Dialektik herein: ihre ganze Erscheinung hat etwas Räthselhaftes, sie ist auch etwas verwachsen. In ihrer Linken hält sie eine mächtige Schlange versteckt, in ihrer Rechten gewisse Formeln oder Gesetze auf bunte Wachstafeln geschrieben, die durch eine Angelschnur zusammengehalten werden: so oft Jemand auch nur eines dieser Gesetze gelten läßt, wird er von der Angel erfaßt und in die Umarmungen der Schlange gezerrt, denn heimtückisch und vergewaltigend ist das Wesen der Dialektik. Unter furchtbarem Lärm, so daß die Götter entsetzt von ihren Thronen fahren, tritt nach ihr die Rhetorik ein: sie ist schön und selbstbewußt, ihr Gewand buntgestickt; Edelsteine prangen am Gürtel, ein Helm deckt das Haupt, funkelnde Waffen schwingt sie in den Händen. Ungeheuer ist der „Schatz ihres Gedächtnisses“; verschwenderisch theilt „die Frau mit der Gold-

stimme (auratae vocis)“ die köstlichsten Edelsteine aus.

Es naht sodann als stattliches Weib die Geometrie: sie hält in der Rechten einen Zeichenstab (radius), in der Linken die Erdscheibe mit ihren fünf Zonen; denn in erster Linie bedeutet sie die Erdkunde (Geographie). In ihr Gewand sind die Bahnen der Gestirne und andere Ergebnisse der erdmessenden Wissenschaft eingestickt. Sie demonstriert ihre Weisheit, indem sie mit dem Stab Figuren auf einen großen, mit Glasstaub bedeckten Zeichentisch (abacus) aufzeichnet. Angethan mit aller Majestät ehrwürdigen Alters erscheint hierauf die Arithmetika. Mit ihren unheimlich beweglichen Fingern treibt sie das uralte Morraspiel³⁾ und stellt beim Eintritt in den Kreis der Himmlischen die Zahl 717 dar; sie will damit den Göttervater als den „Anfang aller Dinge“ schmeichelnd begrüßen; denn die Worte H APXH (d. i. der Anfang) ergeben, wenn man für jeden der fünf Buchstaben den betreffenden Zahlenwerth einsetzt, die Summe 717. Als sechste gleitet die Astronomie herein, von einer Kugel ätherischen Lichtes umflossen: mit Augen besät ist ihre ganze Gestalt⁴⁾, Sterne schmücken ihren Scheitel, an den Schultern aber sitzen ihr durchsichtige Flügel. Sie führt in der einen Hand ein glänzendes Ellenmaß, in der andern ein Buch, worin die Bahnen der Planeten u. a. verzeichnet stehen. Endlich naht sich als siebente die edle Musika; mit Goldplättchen ist ihr Gewand behängt, und bei jedem ihrer fein abgemessenen Schritte ertönt es wie Musik. Die vollendetste Harmonie aber entströmt dem fabelhaften, wie ein Schild geformten Saiteninstrument, das sie im Arme hält und zu dessen Klängen sie mit zaubernder Stimme zu singen versteht. Nachdem auch sie gleich den andern Artes sich den Göttern vorgestellt und empfohlen und einen umständlichen Abriss ihres Wissensgebietes vorgetragen hat, bemächtigt sich der olympischen Herrschaften eine nur zu begreifliche Erschöpfung: statt auch noch die Medizin und Architektur vorzulassen, wird ein Schlummerlied angestimmt, womit die wunderliche Szene würdig schließt.

Unzählige Male haben die christlichen Mönche dies heidnische Buch des Afrikaners abgeschrieben:

es war das ganze Mittelalter hindurch eines der verbreitetsten Schulbücher. Die Siebenzahl aber der freien Künste, die es vorführte, wurde geradezu kanonisch; sie empfahl sich durch ihre Heiligkeit⁵⁾, und an ihr wurde auch dann noch festgehalten, als die Ausbildung der einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen den engen Rahmen dieser Siebenzahl längst gesprengt hatte.

Um das Jahr 600 verfaßte der fleißige Bischof Isidorus von Sevilla seine vielgelesenen Origines, ein weitschichtiges Werk, dessen drei erste Bücher die sieben artes liberales behandeln, woran sich im vierten Buch noch das Lob der Medicina als einer achten Kunst anschließt. Auf die Grammatik läßt Isidor zuerst die Rhetorik, darnach erst die Dialektik oder Logik folgen; und diesem Dreiverein stellt er die vier andern, nämlich Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie, und zwar in dieser von Varro und Martianus abweichenden Reihenfolge, als Gruppe gegenüber. Seitdem begegnen wir dieser Drei- und Vierergruppe häufig.

Neben dieser zu allgemeiner Geltung gelangten Eintheilung aller Wissenschaften geht aber auch bei Isidor jene altaristotelische her, wonach die Philosophie in drei große Unterabtheilungen, nämlich in Physik, Ethik und Logik zerfällt⁶⁾. Zur Physik rechnete er die Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie; die Ethik setzt sich ihm aus den vier Kardinaltugenden der Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Mäßigkeit zusammen; die Logik endlich umfaßt nach Isidor Dialektik und Rhetorik. Soviele Vorzüge diese wohlgedachte Eintheilung auch haben mag, populär gleich jener Siebenzahl scheint sie nie geworden zu sein, und nicht eben häufig begegnen wir ihr bei mittelalterlichen Denkern.

Isidor ist es schließlich, bei dem uns zuerst die später so beliebte Zusammenstellung der verschiedenen Wissenschaften mit ihren hervorragenden Vertretern entgegentritt. Vorbild waren ihm dafür die Alten, die ihren mit den Artes verwandten Mufen auch gern die entsprechenden wissenschaftlichen Persönlichkeiten beigelegt hatten⁷⁾.

Der Einfluß der genannten, 3. Th. doch ganz und gar heidnischen Handbücher auf das mittelalterliche Denken war ungemein groß. So verräth

z. B. Alkuin, Karls des Großen berühmter Freund und Lehrer, auf Schritt und Tritt seine Abhängigkeit von Isidor. Auch er theilt die Wissenschaften in eine Gruppe von drei und in eine von vier Disziplinen. Die für diese Gruppen jetzt aufkommenden Namen Trivium und Quadrivium, d. i. Dreiweg und Vierweg, bezeichnen nach Alkuin „die Wege, auf denen die Jugend täglich laufen muß, um nach erlangter Reife und Geistesstärke die Höhen der heiligen Schriften erklimmen zu können“⁸⁾. Dabei galt allgemein als Regel, daß nur, wer die „trivialen“ Fächer des Triviums vollständig bewältigt hatte, sich den schwierigeren Problemen des Quadriviums widmen durfte. Als letztes Ziel schwebte — davon überzeugten wir uns schon bei den frühesten Kirchenvätern — die Gottesgelehrtheit vor: nur insoweit sie Vorstufen zu dieser sind, erscheinen dem Mittelalter die profanen artes gottwohlgefällig und der Pflege werth. Schon Alkuin berief sich auf die Sprüche Salomos, wo (c. 9, v. 1) geschrieben steht: „Die Weisheit baute ihr Haus und hieb sieben Säulen“; nur wer auf diesen Säulen der sieben freien Künste gleich wie auf Stufen emporsteigt, gelangt nach Alkuin zur göttlichen Weisheit⁹⁾.

Die Beziehungen, in denen die sieben freien Künste zum Studium der hl. Schrift und zur Theologie stehen, hat der große Schüler Alkuins, der im Jahre 856 gestorbene Rabanus Maurus in seinem berühmten Buche „Ueber den Unterricht der Geistlichen“ noch eingehender als sein Lehrer dargelegt: nur als Dienerinnen der Gottesgelehrsamkeit haben natürlich auch ihm die sieben Künste für den Christen Bedeutung. Die Grammatik lehrt u. a. die Bedeutung der Tropen und die Elemente der Metrik, ohne die ein Studium und wirkliches Verständniß der Bibel kaum denkbar ist; die Rhetorik liefert dem Verkünder der göttlichen Wahrheit siegreiche Waffen zum Kampf gegen die Lüge; die Dialektik muß der Geistliche ganz beherrschen, um die Sophismen der Irlehrer mit schneidigen Vernunftschlüssen widerlegen zu können. Auch die verschiedenen Zweige des Quadriviums, die von Rabanus gelegentlich (III, 21) mit dem zusammenfassenden Namen „Mathematik“ bezeichnet werden, dürfen dem Kleriker

nicht fremd bleiben: denn viele Zahlenverhältnisse der hl. Schrift haben einen mystischen Sinn, zu dessen Erkenntniß sich ohne Arithmetik nicht gelangen läßt; beim Bau der Stiftshütte und des Tempels ist Alles nach den Gesetzen der Geometrie geordnet; die Musik lehrt die in der Bibel genannten Musikinstrumente verstehen, auch dient sie zum Schmuck jeden Gottesdienstes, so daß ein rechter Kleriker ohne sie nicht denkbar ist; die Astronomie endlich ermöglicht¹⁰⁾ die kirchliche Festrechnung, kurzum alle freien Künste sind dem Gottesgelehrten unentbehrlich, sie alle sind eben darum auch gottgefällig und heilig, obgleich sie von Heiden erfunden wurden.

Einer ähnlichen Anschauung huldigt auch Honorius von Autun, der zu Anfang des 12. Jahrhunderts literarisch thätig war; er



Fragment eines Mosaikbodens aus Tivoli.
Nach E. Nus'm Weerth: Der Mosaikboden in S. Gereon zu Köln.

schildert die sieben freien Künste als ebensoviele Wohnsitze der Seele, in welchen der menschliche Geist auf der Wanderschaft nach seiner wahren Heimath, der göttlichen Weisheit, der Reihe nach seinen Aufenthalt nehmen müsse¹¹⁾. Und überaus drastisch hat in demselben Jahrhundert Kardinal Eudes von Tuskulum diesen Gedanken ausgedrückt, indem er darlegte, die sieben freien Künste seien das Frühstück des geistigen Menschen, die hl. Schrift aber die Hauptmahlzeit. Erst der Humanismus hat die Wissenschaften aus dieser Dienerstellung gegenüber der Theologie befreit und bei ihren Trägern das Bewußtsein wachgerufen, daß sie Selbstzweck seien. Aber diese moderne Anschauungsweise hat sich nur langsam Bahn gebrochen, und selbst ein Melancthon erscheint noch ganz in jener mittelalterlichen Vorstellung befangen¹²⁾.

Nachdem wir sovieler in lateinischer Sprache abgefaßte Zeugnisse über die artes liberales mitgetheilt haben, sei endlich noch eines in deutschen Versen namhaft gemacht. Es findet sich in dem „wälschen Gast“ des Thomasin von Zirclaria, jenem um das Jahr 1215 niedergeschriebenen weltkundigen Lehrgedicht:

Grammaticâ lêrt sprechen rehte;
 Dialecticâ bescheidt daz slehte
 vome krumben, die wârheit
 vom valsche; Rhetoricâ kleit
 unser rede mit varwe schône;
 Arismeticâ diu gît ze lône
 daz man von ir kunst zelen sol;
 Gêometrie lêrt mezzen wol;
 Musica mit wîse schoene
 gît uns wîstuom an die doene;
 Astronomie lêrt âne wanc
 der sterne natûre und ir ganc.

An den Universitäten, die seit dem 13. Jahrhundert in den verschiedenen christlichen Ländern entstehen, wurden die artes liberales an einer eigenen Fakultät gelehrt, die davon die der Artisten hieß. Hier erwarb sich der Studio die unentbehrlichen Vorkenntnisse nicht nur für das Studium der Theologie, sondern ebenso für das der Medizin und Rechtswissenschaft. Noch heute lebt eine Erinnerung daran auf mehr als einer deutschen Hochschule in der Sitte fort, daß ein Doktorandus vor Erlangung der Doktorwürde in seinem Spezialfach durch ein sehr allgemein gehaltenes, encyclopädisches Examen sich den Rang eines „Magisters der freien Künste“ erwerben muß.

II.

Ein hervorstechendes Merkmal der mittelalterlichen Kunst ist die Lust am Allegorisieren. Immer und immer wieder bekommen wir die Kardinaltugenden und die Hauptsünden, die verschiedenen Jahreszeiten und menschlichen Thätigkeiten in der Gestalt von Frauen mit mehr oder weniger sprechenden Attributen vor Augen gestellt. Wir theilen diese Vorliebe für die Darstellung abstrakter Begriffe heute nicht mehr: die große Masse dieser allegorischen Gestalten läßt uns ebenso kalt, wie sie offenbar den mittelalterlichen Menschen beglückte¹³⁾. Wir empfinden es peinlich, daß die Kunst durch

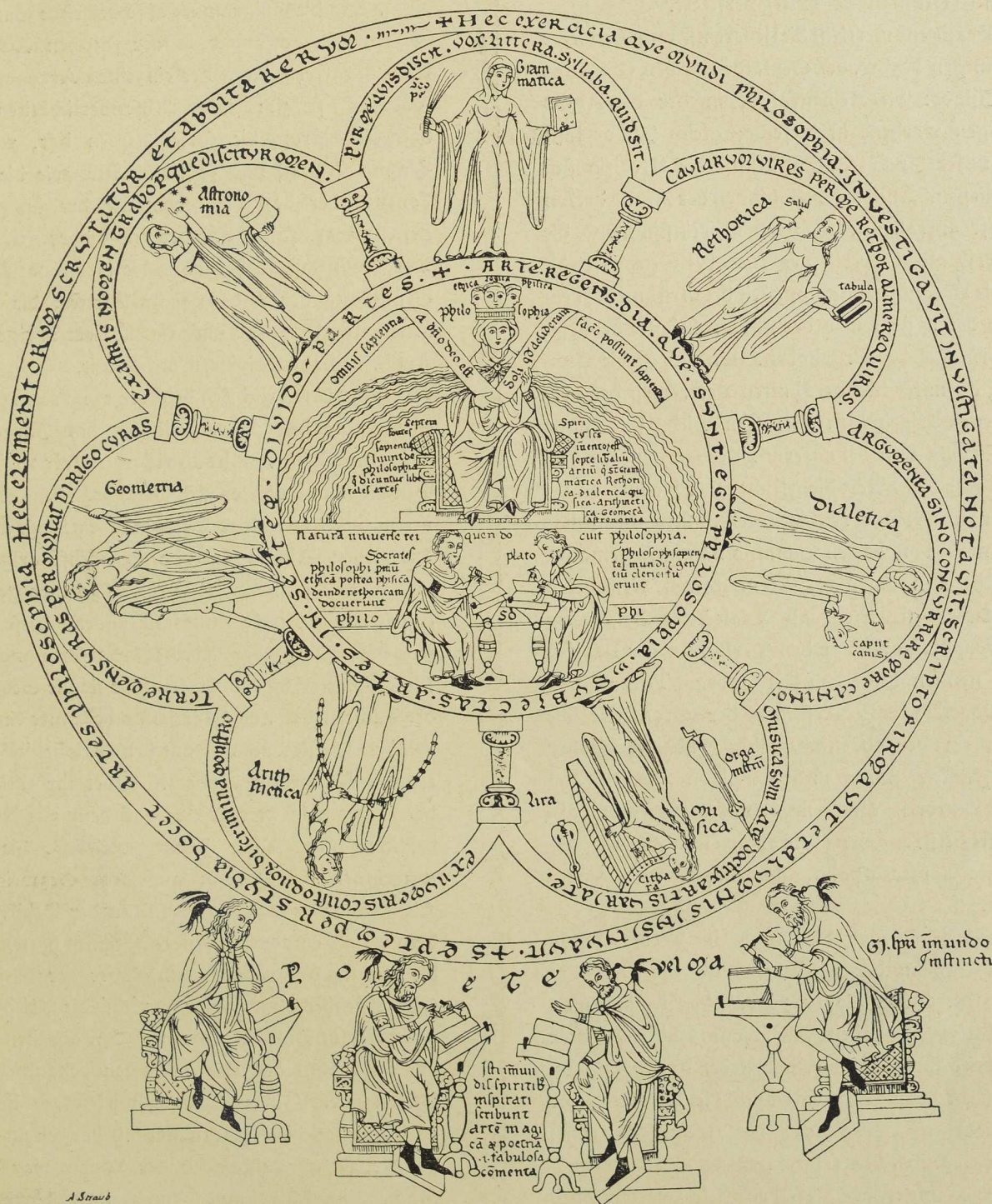
solche Darstellungen allzu verstandesmäßig, ja geradezu buchmäßig wird, daß sie dadurch mehr belehrt als entzückt. Aber wenn nun die mittelalterliche Kunst mehr belehren als entzücken wollte? Wenn sie in der bildlichen Veranschaulichung alles dessen, was die Zeit und ihre Gedankenwelt bewegte, ihre vornehmste Aufgabe erblickte? Es scheint in der That so zu sein¹⁴⁾: mit einer Bescheidenheit, die unsere moderne Kunst nicht kennt und die auch der Antike fremd ist, stellten sich die Künstler des Mittelalters in den Dienst der gelehrten Bildung. Aus Büchern sich zu belehren, war nur wenigen Erlesenen vergönnt; die Menge des christlichen Volks war auf die Belehrung durch bildliche Darstellungen angewiesen. Wie die großen Bildercyklen an den Domportalen nicht nur als künstlerischer Schmuck gewerthet sein wollten, sondern dem des Lesens unkundigen Volk eine Bibel in Bildern waren, so steht es auch mit diesen Allegorien: die Vorstellungen und Gedanken, von denen die Seele der mittelalterlichen Menschen erfüllt war, fanden in diesen Gestalten ihre gemeinverständliche Niederschrift. Das Bedürfnis danach war offenbar ein allgemein und lebhaft empfundenes, die Künstler konnten sich ihm nicht versagen: sie mußten versuchen, ob sich diese buchmäßig docierenden Frauenbildnisse nicht doch durch Schönheit verklären ließen.

Kein Stand besaß unmittelbarerem Einfluß auf das künstlerische Schaffen im Mittelalter als der Klerus: er wählte in den meisten Fällen die Gegenstände aus, an deren plastischer oder malerischer Gestaltung die Künstler sich zu bethätigen hatten. Kein Wunder, daß nicht bloß biblische Allegorien, nicht bloß solche aus dem Alltagsleben ihnen zugemuthet wurden, sondern daß ebenso die Wissenschaftlichkeit des Klerikers, die verschiedenen Disziplinen, die er pflegte, zu sinnlicher Belebung und künstlerischer Verklärung sich vordrängten. In diesem Zusammenhang begreift es sich nun leicht, daß auch die sieben freien Künste verhältnismäßig häufig zur bildlichen Wiedergabe gelangten. Martianus Capella hatte hier wichtige Vorarbeit geleistet; die Artes, wie er sie in seiner Hochzeit des Merkur mit der Philologie im Kreise der Himmlischen auftreten läßt, waren bereits mit allen zu ihrer Charakterisierung wesentlichen Zügen

und mit sinnfälligen Attributen genügend ausgestattet: daran ließ sich, wenn man wollte, unmittelbar anknüpfen. Die Nachrichten über bild-



daß der Aachener Palast Karls des Großen mit Gemälden der sieben artes liberales geschmückt war¹⁵⁾. Jedenfalls aber war eine andere Pfalz



Aus dem Lustgarten der Herrad von Landsberg, herausgegeben von A. Straub.

nerische Darstellung der freien Künste gehen denn auch in sehr frühe Zeit zurück.

So ist es vielleicht doch mehr als ein Märchen,



dieses Kaisers, vermuthlich die zu St. Denis durch Abt Fardulf erbaute, mit Bildern der sieben Künste sowie ihrer größten Vertreter geziert¹⁶⁾. Wir

besitzen noch acht mal sechs lateinische Distichen, die wahrscheinlich als Tituli unter diesen Gemälden standen und einen Dichter zum Urheber haben, der sich unter dem Namen eines Verbannten aus Irland (Hibernicus exul) versteckt.

Beachtenswerth ist die Uebereinstimmung dieser Dichtungen bezhw. der Gemälde mit den Origines des Isidor: die Reihenfolge, in der die Artes besungen werden, ist dieselbe; gleich Isidor läßt auch unser Ire als achte Kunst die Medizin sich anschließen. Auch die Definitionen der Artes decken sich oft auffallend: so wird übereinstimmend die Rhetorik als Lehrerin des ius civile gepriesen¹⁷⁾ und die Voraussetzungslosigkeit der Arithmetik, vermöge deren sie keiner der andern Künste bedürfe, nachdrücklich hervorgehoben. Endlich ist die Auswahl, die unter den berühmten Vertretern der verschiedenen Disziplinen getroffen wird, bei Isidor von Sevilla und bei unserm „Verbannten aus Irland“ fast durchweg die gleiche, nur hier und da bei Isidor eine etwas reichhaltigere. Als Grammatiker wird von beiden Donatus namhaft gemacht, als Rhetoren Gorgias, Hermagoras, Aristoteles und Cicero gepriesen, als Dialektiker Aristoteles und Porphyrius; unter den Vertretern der Mathematik nennen beide den Pythagoras, Nikomachus und Boetius, als Erfinder der Geometrie die Aegypter; der alttestamentliche Tubal¹⁸⁾, ferner Pythagoras, Linos und Amphion werden von beiden Autoren als erste Musiker gerühmt, als früheste Astronomen Abraham und Atlas, als früheste Aerzte Apollo, Aeskulapius und Hippokratres.

Gleichfalls auf die Ausmalung einer Pfalz des 9. Jahrhunderts scheinen sich die Verse in einem St. Galler Codex zu beziehen¹⁹⁾, in denen die göttliche Weisheit als großmüthige Mutter im Kreise ihrer Töchter, der sieben freien Künste, dargestellt war, während auch die Vertreter der verschiedenen Disziplinen, hier Sophi genannt, auf dem Bild nicht fehlten.

Aus ungefähr derselben Zeit dürften auch acht lateinische Tetrastycha stammen, die ein unbekannter Autor irgend welchen Bildern der sieben freien Künste und der sie alle umfassenden Weisheit gewidmet hat²⁰⁾. Die Reihenfolge, in der die Künste hier besungen werden, ist genau die

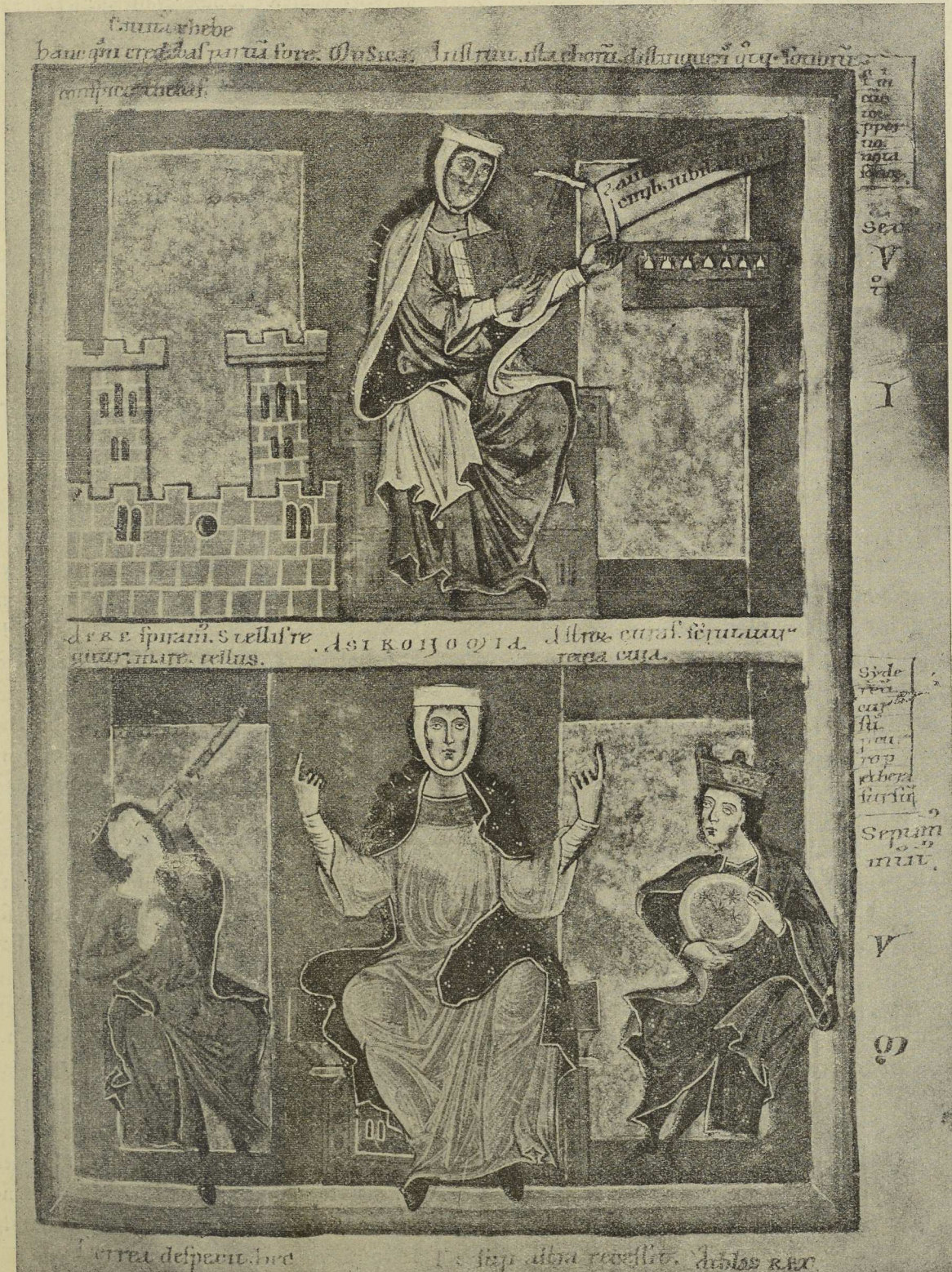
Umkehrung der herkömmlichen: auf die Sapientia folgt zunächst das Quadrivium (Astronomia, Musica, Geometria, Arithmetica), dann erst das Trivium (Rhetorica, Dialectica, Grammatica). Der die Epigramme abschreibende Sammler bewegte sich offenbar in der falschen Richtung. Die Charakterisierung der einzelnen Artes ist nicht sonderlich präzis; einige Absonderlichkeiten, wie daß die Astronomie soviel Augen hat, wie der Himmel Raum, und soviel Brüste, wie die Erde Zonen, oder daß die Geometrie dreiköpfig dargestellt war, fallen aus der uns bisher geläufigen Vorstellungsweise heraus. Die Grammatik ist als Grundlage der andern sechs Künste, die Arithmetik als „Ursprung und Quelle“ der übrigen drei Artes des Quadriviums aufgefaßt.

Am ausführlichsten beschreibt uns einen solchen encyclopädischen Bilderkreis der im Jahre 821 gestorbene Bischof Theodulf von Orleans. Das Gemälde, um das es sich handelt, schmückte die vermuthlich metallene Deckplatte eines Tisches²¹⁾. Die sieben Künste sind da in höchst origineller Weise gleichsam als Aeste eines Baumes gedacht, dessen Wurzel die Grammatik bildet. Diese führt hier den Reigen der Künste, wie sonst wohl die Philosophie. In der Linken hält sie die Geißel, in der Rechten das aus Martianus bekannte Zungenschneidmesser. Da sie das „Primat der Weisheit“²²⁾ vertritt, trägt sie ein Diadem. Ueber ihr theilt sich der Stamm in zwei Aeste; auf dem zur Rechten erblickte man Rhetorik und Dialektik, die Vertreterinnen der Logik; auf dem Gezweig zur Linken die vier Kardinaltugenden der Ethik. Auf dem weiter emporwachsenden Stamm hatten dann die Künste des Quadriviums oder der Physike sich eingeknistet; und zwar zunächst die Arithmetik, darauf Musik und Geometrie. Den obersten Platz in dem Baum der Wissenschaften behauptete die Astronomie. Im Einzelnen wird noch hervorgehoben, daß die Rhetorik stehend dargestellt war; die ihr eigene Leichtigkeit der Worte war durch Flügel, ihr Löwenmuth durch einen Löwenkopf angedeutet; ihre Rechte hielt das Bild einer thürmeichen Stadt, wie sie ja die bürgerlichen Prozesse durch ihre Beredsamkeit entscheidet²³⁾. Ganz anders die Dialektik: sie steht nicht lärmend am Markt, sie sitzt vielmehr lesend und schreibend in

der Stille. Mit der Linken deutet sie nach ihrem Haupt; um ihren Leib ringelt sich die uns aus



sich verfolgen, wie Theodulf die äußere Erscheinung seiner Künste wesentlich der Schilderung Martians



Aus der Schulgeschichte des Comestor, illuminiert durch Konrad von Scheyern. München, Hofbibliothek.

Martian bekannte Schlange der listig einfangenden Ueberzeugungskunst²⁴). Bis ins Einzelne läßt es



entnommen hat, während für die Anordnung im Allgemeinen Isidor sein Vorbild war. Den Ein

fall aber, die Künste gerade auf den Ästen eines Baumes zu gruppieren, scheint er einer Stelle in Augustins berühmter Schrift „von der Stadt Gottes“ entnommen zu haben²⁵).

Dem 9. Jahrhundert dürfte eine Unterschrift angehören, die vermuthlich einem Bild der Medizin als erklärender Titel beigegeben war²⁶): die Medizin war als königlich stattliche Frau mit drei Augen dargestellt; ihren Brüsten entströmten Nektarflüsse als Labsal der Sterblichen — eine derbsinnliche Symbolik, die uns demnächst nochmals begegnen wird.

Durch eine Notiz des Mönches Ekkehard endlich²⁷) wissen wir, daß die hochgebildete Herzogin Hadewig von Schwaben († 994) dem Kloster St. Gallen eine Alba schenkte, in die mit Gold die Vermählung der Philologie nach Martianus und also gewiß auch die sieben freien Künste eingestickt waren.

Wenden wir uns nach dieser Aufzählung literarisch bezeugter Darstellungen der Artes den geringen noch erhaltenen zu, so wären da zunächst die Miniaturen verschiedener alter Handschriften zu nennen. In den illuminierten Kommentaren des Martianus, die besonders in Frankreich häufig sind, finden sich geradezu die ältesten Darstellungen der Artes. Leider ist davon noch so gut wie nichts publiziert und das Publizierte mir durchweg unzugänglich geblieben²⁸).

Noch dem 11. Jahrhundert scheint eine Darstellung der freien Künste anzugehören, die auf dem Fragment eines Mosaikfußbodens aus Ivrea sich erhalten hat²⁹) (Abb. S. 19). In derber Weise sind die Figuren in schwarzen Konturen auf weißen Grund gesetzt, Einzelheiten, wie die Sitze, Gewandsäume, das Schuhwerk roth angegeben. Auf einer schmucklosen Bank sitzen neben einander, durch unorthographische Beischriften kenntlich, die Gramatica, Philosophia, Dialetica, Geometria, Arimetica. Der Herausgeber des Mosaiks, Aus'm Weerth, erkennt wohl richtig in der mit einer alterthümlich geformten Krone gezierten Philosophie die Mittelfigur des einst symmetrisch angeordneten Bildes: das Trivium eingerahmt von je zwei Vertreterinnen des Quadriviums. Die Gestalten der Musik und Astronomie folgten vermuthlich einst links von der Grammatik, und

die Rhetorik fehlte scheinlich gänzlich. Die Grammatik hält ein Buch mit unleserlichen Schriftzeichen; dasselbe Buch erfaßt die Philosophie mit der Rechten, während ein anderes Buch von ihrer Linken hochgehalten wird: man liest noch das Wort HOMO und vielleicht ANIMAL auf den Seiten dieses zweiten Buches. Die Dialektik scheint ihre Linke auf eine Schreibtafel (Diptrychon) zu lehnen, die auf ihrem Schooße ruht; ihre Rechte weist docierend auf das Wort VTRV hin, das zwischen ihr und der Philosophie am Sitze geschrieben steht. Eine lange Meßstange macht die Geometrie kenntlich; die Arithmetik hält einen großen Abacus. Das Fehlen der Rhetorik, vielleicht lediglich aus Gründen der Symmetrie, ist das Merkwürdigste an diesem rohen Mosaikbild.

Unendlich viel höher als Kunstwerk steht die Darstellung der sieben freien Künste in dem berühmten Lustgarten (Hortus deliciarum), den die fein und vielseitig gebildete Herrad von Landsberg als Abtissin des Klosters zu St. Odilien im Elsaß um das Jahr 1175 mit geschickter Hand zusammenstellte (Abb. S. 21). Die Originalhandschrift dieses flott gezeichneten und lebenswürdig kolorierten Orbis pictus ist leider beim Brande der Straßburger Bibliothek im Jahre 1870 zu Grunde gegangen; aber wir besitzen glücklicher Weise leidliche Nachzeichnungen der 636 Bildchen mit ihren mehr als 9000 Figuren, die ein Compendium alles damals Wissenswerthen bieten wollten. Die fleißige Abtissin hatte für ihr Werk alle Bücher der reichen Klosterbibliothek studiert, aus Weltchroniken und Kirchenvätern hatte sie mit wahren Bienenfleiß ihre Notizen zusammengetragen. Der zum Theil poetische Text, den sie den Bildern beischrieb, erweckt von ihren Kenntnissen die vortheilhafteste Vorstellung: sie verstand sich auf das Dichten wie aufs Componieren, sie trieb Erdbeschreibung und Naturgeschichte, sie schreckte selbst vor den complicirtesten Kalenderberechnungen nicht zurück³⁰). Eines der schönsten Blätter aus ihrem Bilderbuch ist den sieben freien Künsten gewidmet. Die Zeichnung könnte als Entwurf für ein romantisches Radfenster gelten³¹): um einen großen Mittelring, der als Rahmung für das Bild der Philosophie dient, sind sieben, von grünbemalten Malachit-

säulen mit phantastisch geformten Kapitälern³²⁾ getragene Arkaden angeordnet, unter denen die Gestalten der Artes Aufstellung gefunden haben. Der Mittelring und ebenso die Bögen der Arkaden sind mit lateinischen Versen beschrieben; auch sonst ist mit Beischriften nicht gespart. Die Philosophie thront in der Mitte auf reichem Polstersitz; aus der Krone ihres Hauptes wachsen als drei kleine Häupter die Ethica, Logica und Phisica hervor. Aus der Brust der Philosophie entspringen die sieben „Quellen der Weisheit“³³⁾, drei nach links (Trivium) und vier nach rechts (Quadrivium). Sokrates und Plato sitzen als Vertreter der „das Universum erforschenden“ Philosophie zu den Füßen der Hauptgestalt an niedlichen Schreibpulten. Als Gegenstück zu diesen echten Vertretern der Weisheit hat die Aebtissin unterhalb des Fensterrades vier gleichfalls schreibende „Poeten und Magier“ angebracht, die von unsauberen Geistern in Gestalt kleiner Vögel inspiriert werden.

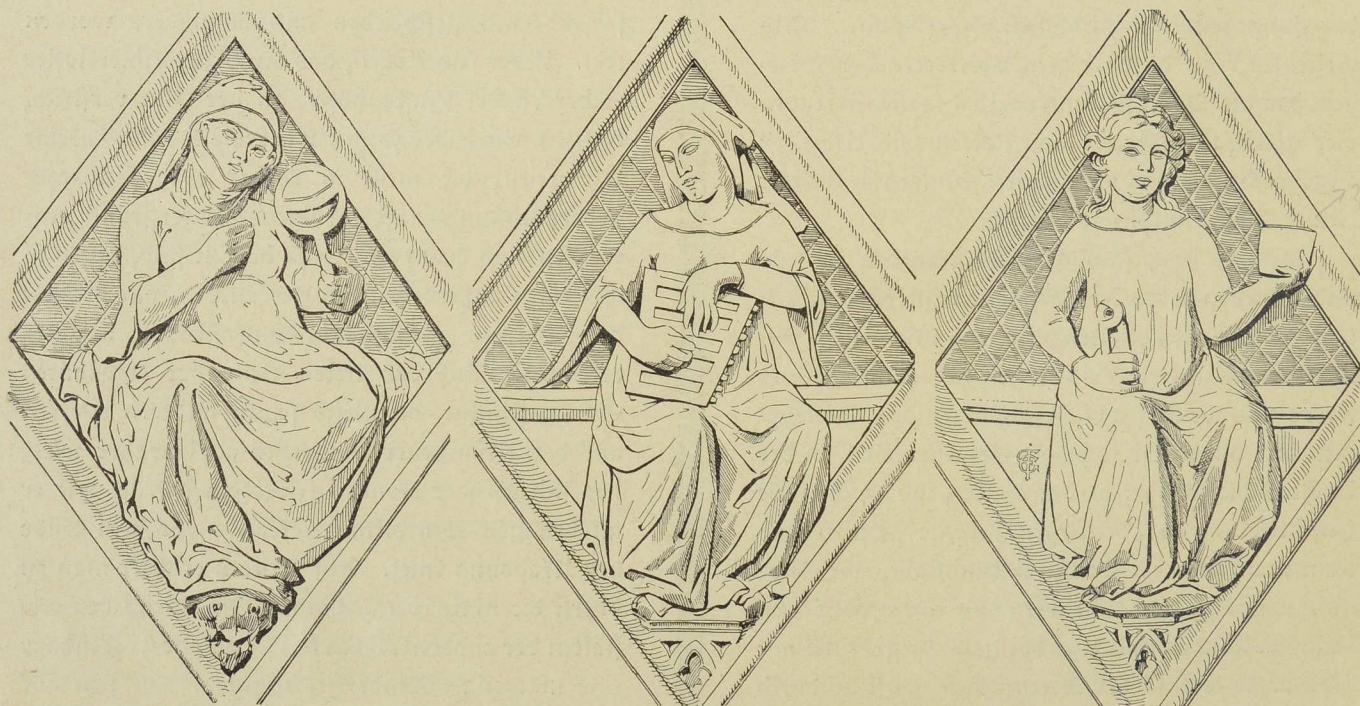
Die uns hauptsächlich interessierenden Figuren sind die in den sieben Arkadenbögen untergebrachten hochgewachsenen Frauengestalten. Sie tragen Gewänder von abwechselnd rother, blauer und grüner Farbe mit weiten, tief herabhängenden Schleppärmeln. Zu oberst steht die Grammatica, in der Rechten die Ruthe, in der Linken ihr Buch. Die Inschrift am Arkadenbogen besagt: „Durch mich lernt man, was ein Laut, ein Buchstabe, eine Silbe ist“. Es folgt die Rhetorica mit einem doppelten Schreibtäfelchen und zugehörigem Griffel (stilus): „Die Beweisraft der Streitsachen wirfst du durch mich auffinden, o Redner“ lautet die Beischrift. Der Dialectica (sic) ist als Attribut ein Hundekopf statt der seit Martian üblichen Schlange in die Linke gegeben, während die Rechte lebhaft demonstriert: „Ich heze die Argumente gegen einander wie bellende Hunde“ verkündet sie als ihren Grundsatz. Die Musica wird durch drei verschiedene Saiteninstrumente, die sich in ihrem Bereich befinden, kenntlich gemacht. In den Händen der Arithmetica sehen wir eine Rechenchnur, an der 22 schwarze Perlen aufgereiht sind³⁴⁾. Die Geometria hält in der Linken eine lange Meßruthe, in der Rechten einen stattlichen Zirkel. Die Astronomia endlich deutet nach den Sternen, während sie auf der vorgestreckten anderen Hand-

fläche einen gelblich gemalten Gegenstand hält, für den es eine befriedigende Erklärung bis jetzt nicht gibt³⁵⁾. Bezeichnend ist die Umschrift am zugehörigen Arkadenbogen: „Den Namen habe ich von den Gestirnen (ex astris), durch die man die Zukunft erkennt“.

Etwa ein halbes Jahrhundert jünger als der Lustgarten der Herrad ist die sogenannte Schulgeschichte des Comestor mit Bildern des Konrad von Scheyern³⁶⁾. Unter den bayrischen Künstlern des 13. Jahrhunderts nimmt Konrad entschieden die allererste Stelle ein. Er war Maler und Goldschmied und ein unermüdlicher Schreiber: nicht weniger als 30 große Bücher sollen von seiner Hand geschrieben und illuminiert worden sein. Ueber sein Leben, das im Benediktinerkloster Scheyern bei Pfaffenhofen an der Ilm verstrich, besitzen wir leider so gut wie keine Kunde. Seine Malereien, die meist in rother oder schwarzer Federzeichnung auf farbigem Hintergrund entworfen und dann theilweise bemalt sind, lassen in ihm einen außerordentlich gewandten, alle Gebiete des Daseins gleichmäßig umfassenden Zeichner erkennen. Auf der ersten Seite der erwähnten Schulgeschichte, die gleich seinen anderen Werken auf der Münchener Bibliothek aufbewahrt wird, hat sich Bruder Konrad selbst dargestellt, wie er im braunen Benediktinergewande vor dem Bilde der Madonna kniet. Auf Seite 2 erblickt man zu oberst die Musica (Abb. S. 23). Gleich den Gestalten der anderen Artes hat sie um ihr Lockenhaar eine matronale Binde geschlungen. Sie sitzt auf einem Throne und hält mit der Rechten einen langstieligen Hammer, um damit gegen ein Glockenspiel von sechs verschieden großen Glöckchen zu schlagen. Links von ihr ist die Stadt Theben, wie eine Festung aus der Nürnberger Tandschachtel, abgebildet, offenbar eine Anspielung auf Harmonia und Amphion, die hochmusikalischen Mitglieder des thebanischen Königshauses, sowie auf den großen thebanischen Sänger Pindar. Auf derselben Seite weiter unten folgt das Bild der Astronomia: sie hat beide Hände mit ausgestreckten Zeigefingern zum Himmel erhoben. Rechts von ihrem Throne lehnt der „König Athlas“ (sic) mit der Krone und mit einer sternbedeckten Himmelskugel, die er vor die Brust hält. Ihm

entspricht zur Linken der Astronomie Ptolemäus, der mit einem Fernrohr nach einem unmittelbar vor sein Rohr gemalten Sterne schaut³⁷). Auf Seite 3 erblicken wir zu oberst die Grammatica: sie hält in jeder Hand eine mächtige Ruthe. Rechts und links von ihr sitzt je ein Jüngling mit einem Doppeltäfelchen, das nach oben halbkreisförmig abschließt: stünden nicht die Namen Donatus und Priscianus dabei, man würde hinter diesen knabenhaften Gestalten niemals die zwei im Mittelalter gefeiertsten Grammatiker suchen. Die Rhetorica, weiter unten auf derselben Seite, ist lediglich durch die Ueberschrift und durch die großen Rhetoren

liehen. So ist die Arithmetik als härtiger Greis aufgefaßt, der mit dem Zeigefinger der Rechten auf eine riesige Rechentafel in seinem Schooße deutet, so die Geometrie als rothbackiger Jüngling mit lockigem Haar, der in der Linken eine schwarz und roth umränderte Kreis Scheibe, in der Rechten einen Zirkel hält, während zu seinen Füßen Drei- und Viereck und Kreis (figure geometrice) abgebildet sind. Die Begleiter des greisen Arithmetikers sind zwei nichtsagende Jünglingsgestalten: der zur Linken wird durch die Beischrift als Nicomachus bezeichnet und soll also jenen berühmten Mathematiker aus Gelasa vorstellen,



Astronomie, Musik und Geometrie am Erdgeschoß des Campanile in Florenz.

Gorgias und Cicero kenntlich gemacht, die ihr zur Seite lauern. Dasselbe gilt von der Dialectica (sic) auf Seite 4: Bruder Konrad hat es richtig herausgeföhlt, daß Rhetorik und Dialektik durch Attribute allein nicht recht darstellbar sind. Aristoteles und Borphirius (statt Porphyrius) sind die Trabanten der Dialektik. Unter ihr thront die Phylosophia (sic) in rothem Gewande ohne Mantel: jede ihrer schönen Hände hält eine goldene Lilie. Sokrates und Plato, als weißbärtige Greise, bilden ihr Gefolge. Den zwei noch übrigen Künsten, die auf S. 5 dargestellt sind, hat Bruder Konrad merkwürdiger Weise männliche Bildung ge-

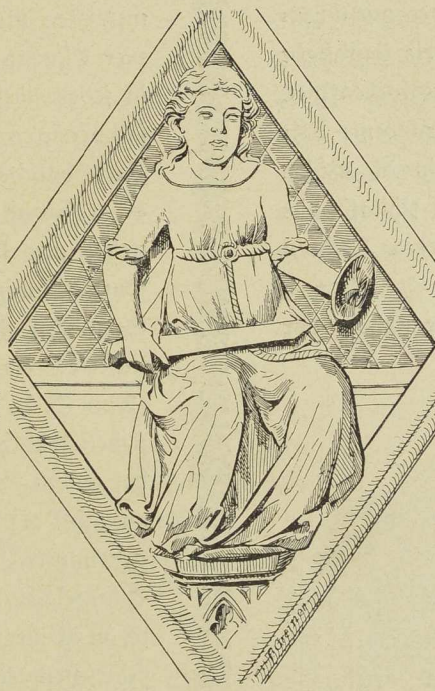
der eine vielerwähnte Einleitung in die Arithmetik verfaßt hat; welchen Namen der Mathematiker zur Rechten (vielleicht Avicenna) führte, läßt sich nicht mehr entziffern. Umgekehrt sind die Lebensalter bei dem Bilde der Geometrie vertheilt: hier hat Konrad dem blutjungen Geometer zwei Greise in schneeweißem Haar beigeßelt, die durch Beischriften als Euklides und Boëtius kenntlich gemacht sind. Sie halten die Enden einer langen Messleine und scheinen dem Geometer das Zahlenergebniß ihres Messens zuzurufen.

Wir haben bei den Zeichnungen Konrads von Scheyern so lange verweilt, weil dieselben ungefähr

gleichzeitig mit unseren hiesigen Portalfiguren entstanden sein müssen. Sie sind in der That nicht ohne Interesse, besitzen auch in Beziehung auf zeichner-

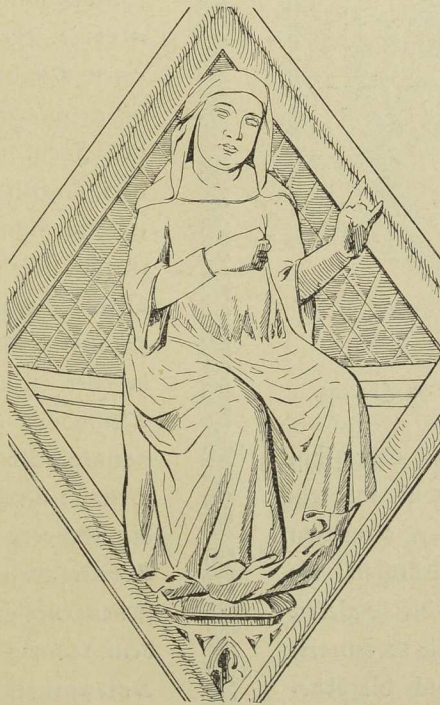


Sternen wies. Den Schluß der profanen Wissenschaften, denen die theologischen in einer besonderen Bilderfolge gegenüber gestellt waren, bildete die



isches Vermögen bemerkenswerthe Vorzüge; aber gerade mit den hiesigen Darstellungen der freien Künste haben sie leider gar nichts gemein und tragen daher trotz gleichzeitiger Entstehung zu dem Verständniß unserer Statuen nicht das Mindeste bei.

Schließlich sei hier mit einem Worte der Gemäldecyklus erwähnt, der sich einst in der Bibliothek des Prämonstratenserklosters in Brandenburg befand³⁸). Wir kennen ihn nur noch aus des Weltchronisten Hartmann Schedel ungenauer Beschreibung. Dargestellt war außer der Philosophie die Grammatik mit Ruthe und Messer, die Rhetorik mit Zweigen in der Hand, die Logik an einem Katheder schreibend; ferner die Arithmetik mit einem Rechenbrett, die Geometrie mit Zirkel und Winkelmaß, die Musik mit der Zither, die Astronomie mit einem Buch in der Rechten, während die Linke nach den



Grammatik, Gius comune, Gius penale und Arithmetik am Erdgeschoß des Campanile zu Florenz.



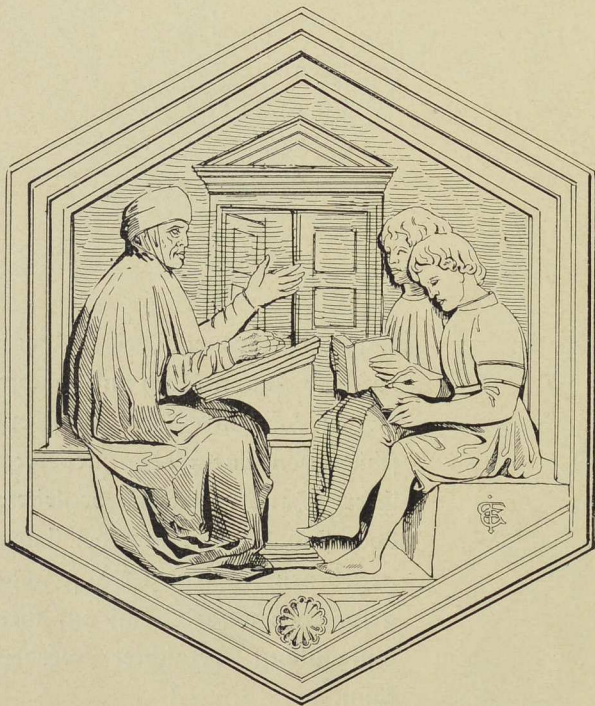
Medizin, thronend, eine Krone auf dem Haupt, Buch und Büchse in den Händen. Jede Kunst erschien von einem oder mehreren ihrer Hauptvertreter begleitet; doch sind die von Schedel ihnen gegebenen Namen z. Th. so ausgesprochen absurd, daß auf ihre Aufzählung verzichtet werden kann.

Auch in Italien, das zeigte schon das Mosaik von Ivrea, gehörten Darstellungen der sieben Artes zum Repertoire der bildenden Künste. Zu den bekanntesten zählen die Reliefs, mit denen Niccolò Pisano († ca. 1284) den Fonte maggiore auf dem Domplatz zu Perugia ausstattete³⁹); acht von den 50 Marmorreliefs, die mit Bildern der Monate und menschlicher Beschäftigungen, mit

Szenen aus dem Alten Testament und aus Aesop, mit Episoden aus der römischen Geschichte u. A. geschmückt sind, bringen die Philosophie und

Wissenschaften in fein komponierten Bildern zur Darstellung: die Grammatik unterrichtet ein Kind, die Dialektik hält in jeder Hand eine Schlange, die Rhetorik belehrt von einem Katheder herab einen Jüngling; die Arithmetik rechnet mit ihrem Schüler an den Fingern, die Geometrie handhabt den Zirkel, die Musik bearbeitet ein Glockenspiel, die mit der Krone geschmückte Astronomie hält an einer Schnur ein Astrolabium in die Höhe. Noch königlicher erscheint endlich die Philosophie, in deren Linken der Erdball, in deren Rechten ein Szepter ruht⁴⁰).

Gleichfalls dem 13. Jahrhundert gehört der



Donatus am Erdgeschoß des Campanile zu Florenz.

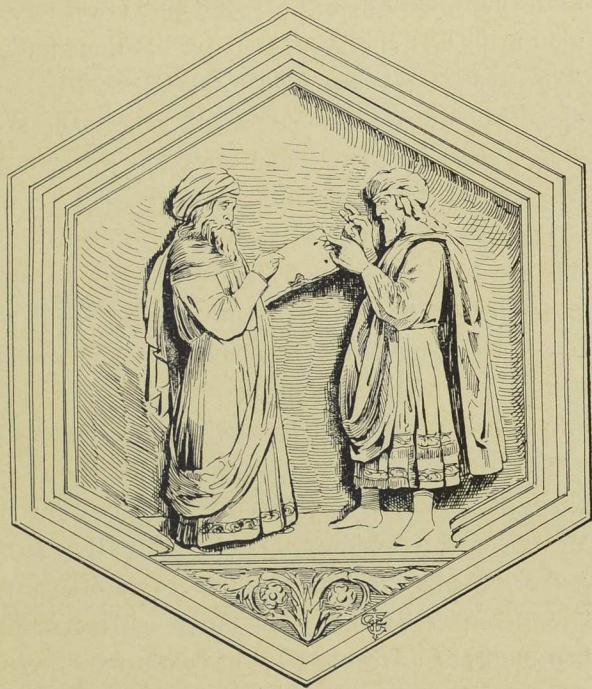
siebenarmige Leuchter im nördlichen Querschiff des Mailänder Domes an. Er ist wie ein Baum gestaltet⁴¹). Auf vier seiner zierlichen Ranken wiegen sich vier von den Künsten: die jugendliche Musica mit der Harfe, die Dialektik mit einer Schlange in der Rechten, die Geometrie mit dem unvermeidlichen Zirkel, endlich die Rhetorik, die statt jeglichen Attributs ein Spruchband mit einem nicht sicher gelesenen Reime hält.

Berühmter noch sind die Darstellungen der freien Künste an Giotto's Campanile in Florenz. Giotto selbst scheint diesen allegorischen Schmuck seines Glockenthurmes erdacht und einige der

Bildchen auch eigenhändig gemeißelt zu haben, während die übrigen nach seinen Zeichnungen und wohl auch erst nach seinem Tod (1337) Andrea Pisano zur Ausführung brachte⁴²). Die zwei untersten Etagen des Campanile sind auf allen vier Thurmseiten mit oblongen Feldern dekoriert; in jedes dieser Felder ist im untersten Geschoß ein sechseckiges, im zweiten Geschoß ein rautenförmiges Reliefbildchen eingeschaltet. Die letzteren, und zwar soweit sie die Ostseite des Thurmes schmücken, gehen uns hier an. Wir sehen da sieben weibliche Einzelfiguren auf einer durchlaufend zu denkenden Steinbank sitzen, die Füße auf architektonisch gestaltete, verschieden geformte Schemel stützend (Abb. S. 26 und 27). Der Hintergrund ist bei allen sieben Bildchen aus rautenförmigen Fließplättchen hergestellt. Von links nach rechts unterscheiden wir zunächst die Astronomie, eine unvortheilhaft eingemummte, herzlich häßliche Person, die einen Himmelsglobus in der Linken hält. Fast ebenso unschön ist ihre mächtig-derbe Nachbarin, die auf einer sehr schematisch angegebenen Zither spielt. Von unterschieden anmuthiger Bildung ist dagegen die Geometrie, einen altmodischen Zirkel in der rechten, einen Quadranten in der anderen Hand. Folgt die gestrenge Grammatika, mit einer Geißel von der Form moderner Hundepeitschen; sie belehrt drei ängstlich zu ihr aufschauende Knaben. Die nächste Figur, die leibhaftige Schwester der Geometrie, wird von allen italienischen Schriftstellern Gius comune, d. h. als bürgerliches Recht bezeichnet. Sie hält ein Richtschwert im Schooße, in der Linken aber einen winzigen Schild. Altmodisch streng ist dann wieder die als Gius penale, als Strafrecht, gemeinlich bezeichnete Gestalt: ihre Rechte führt eine mächtige Scheere, die Scheere wohl, womit Parze Atropos den Lebensfaden durchschneidet (?). Die letzte der sieben endlich ist mit die häßlichste: sie geht unter dem Namen Rhetorik, ist aber mit Sicherheit als Arithmetik zu benennen. Sie streckt den Zeigefinger und den kleinen Finger und will durch diese Fingersprache offenbar eine Zahl bezeichnen⁴³).

Es fehlen in dieser Reihe der sieben Künste Rhetorik und Dialektik. Sind sie am Ende durch die Bilder des gius comune und gius penale wiedergegeben? Wir fanden schon bei Isidor von

Sevilla die Auffassung, daß die Rhetorik hauptsächlich Lehrerin des ius civile sei⁴⁴). Dem entspricht durchaus, wenn Alkuin und Rabanus Maurus (III, 29) die Rechtskunde geradezu unter den Fächern des Triviums aufführen und Karl der Große nur wegen ihrer Bedeutung für die quaestiones civiles Rhetorik erlernen wollte. Nannte man doch die rechtskundigen Geistlichen geradezu rhetores. Daß die Rhetorik hier am Campanile durch die Figur der praktisch geübten Rhetorik, d. h. durch die Gestalt des ius comune ersetzt wurde, hat demnach nichts gar so Auffallendes. Aber anders steht es mit der ius

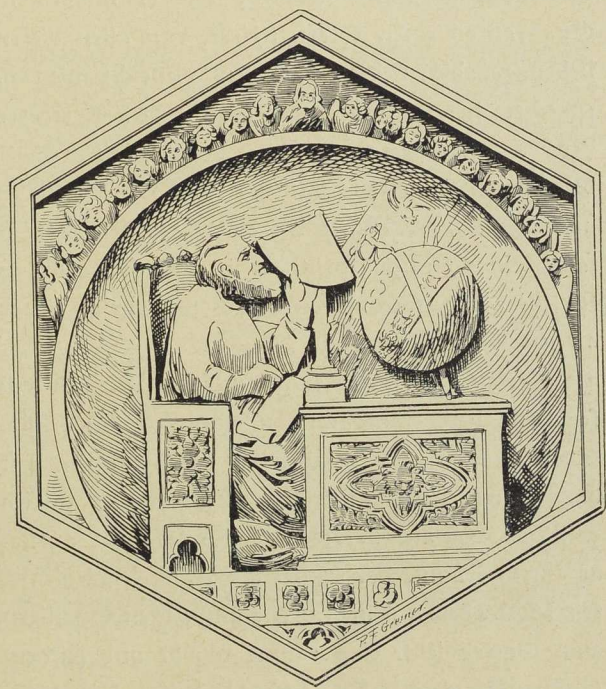


Die „Mathematiker“ am Erdgeschoß des Campanile zu Florenz.

penale getauften Figur. Daß man die Dialektik oder Logik mit dem Strafrecht gleich gesetzt oder überhaupt in engere Beziehung gebracht hätte, ist mir unbekannt. Und ebenso ist es ohne Parallele, daß die Dialektik selbst durch eine Scheere kenntlich gemacht worden wäre.

Schon Isidor (oben S. 18) und nach seinem Vorgang dann später Thomasin von Zirclaria hatten neben den Künsten selbst auch ihre bedeutendsten Vertreter namhaft gemacht. Dem entsprechend waren auf den von Hibernicus exul besungenen Gemälden und ebenso in den Miniaturen Konrads von Scheyern die Gestalten der

Repräsentanten neben den Bildern der Artes selbst angebracht. Dasselbe Mittel, die frostige Allegorie zu beleben, indem die bedeutendsten Verkörperungen jener abstrakten Begriffe auch mit erwähnt, beziehungsweise mit abgebildet wurden, war auch in Italien von jeher beliebt. Unter Andern machte Dante von diesem Kunstgriff Gebrauch, und so entwarf denn auch sein Freund Giotto als Ergänzung zu seinen Bildern der freien Künste entsprechende Darstellungen ihrer größten Vertreter. Wir finden sie am untersten Thurmgewölbe, doch nicht auf der Ost-, sondern in der Hauptsache auf der Nordseite dargestellt. Da sehen wir einen bejahrten



Der „Astronom“ am Erdgeschoß des Campanile zu Florenz.

Geometer (etwa Euklid oder Pythagoras) mit dem Zirkel eine geometrische Zeichnung ausführen. Daneben meißelt ein Bildhauer, vom Volksmund Phidias genannt, an einer nackten Jünglingsfigur. Ganz versunken in seine Staffeleiarbeit erscheint der Maler „Apelles“, den Giotto mit eigener Hand gemeißelt haben soll, während die übrigen Bildchen der Nordseite dem Luca della Robbia zugeschrieben werden⁴⁵). Da ist ferner Donatus, wie er vom Katheder herab Grammatik an zwei halbwüchsige Bursche dociert. Plato und Aristoteles disputieren mit lebhaftem Gesten- und Mienenspiel über logische Probleme, Orpheus sitzt im Wald und spielt und singt den Vögeln und Thieren

auf. Zwei orientalisches gekleidete Männer endlich, die man für Araber halten möchte, die aber vom Volksmund als Ptolemäus und Euklid bezeichnet werden, sind mit arithmetischen Problemen beschäftigt (Abb. S. 29). Der eine notiert seine Resultate auf einen großen Abacus, der andere hilft seinem Zahlengedächtnis durch die Fingersprache nach. Wir hätten also hier an der Nordseite des Thurmes sieben Repräsentanten freier Künste, nur sind es nicht die landläufigen: es fehlt die Rhetorik und Astronomie; dafür haben die Vertreter der Plastik und Malerei Aufnahme gefunden. Der Vertreter der Astronomie fehlt aber mit nichten: ein Bildchen der Südseite zeigt ihn uns, wie er mit einem Quadranten einen Stern fixiert, von allen diesen lebenswürdigen Darstellungen vielleicht die ansprechendste. Anders steht es mit dem Vertreter der Rhetorik: ein solcher findet sich auf keiner Seite des Thurmes. Hat er immer gefehlt⁴⁶⁾, oder ist er nachträglich verdrängt worden? Die jetzige seltsame Anordnung scheint in der That dafür zu sprechen, daß nicht jedes Bildchen mehr an seiner alten Stelle ist⁴⁷⁾.

So ziemlich gleichzeitig mit diesem Skulpturenschmuck des Campanile entstand in demselben Florenz ein Wandgemälde, das sich gleichfalls mit den sieben freien Künsten befaßt. Es befindet sich im einstigen Dominikanerkloster bei S. Maria Novella, in einem Raum, der früher als Kapitelsaal diente, seit 1566 aber den in Florenz ansässigen Spaniern zum Gottesdienst eingeräumt wurde und seitdem Cappella degli Spagnuoli heißt. Die Westwand dieses Gemaches ist mit einem leider durch Uebermalung entstellten Gemälde bedeckt, dessen nicht mehr zu ermittelnder Urheber⁴⁸⁾ offenbar von einem gelehrten Dominikaner die ganze Komposition im Großen wie in allen Einzelheiten vorgeschrieben erhielt. Es handelte sich um die bildliche Darstellung der in Thomas von Aquino summierten Kirchenlehre, eine Aufgabe, die ein Künstler sich nimmermehr aus eigenem Triebe gestellt hätte. Das Resultat war denn auch ein herzlich trockenes, steifes Werk von einer geradezu langweiligen Ordentlichkeit. Die Wand erscheint in eine obere und untere Hälfte getheilt. In der oberen thront auf reichem Bischofsitz St. Thomas; rechts und links von ihm sitzen je fünf Träger der biblischen Offenbarung,

zu deren Werken Thomas Kommentare verfaßt hat. In dem Luftraum über dieser regelrecht ausgerichteten und gleichmäßig mit großen Folianten ausgerüsteten heiligen Gesellschaft umschweben die sieben Kardinaltugenden den Thron des großen Gottesmannes. Auf den Stufen dieses Thrones aber hocken gedemüthigt die großen Ketzer Sabellius, Arius und Averroës⁴⁹⁾. Durch die untere Raumbälfte zieht sich in der ganzen Breite ein reiches gothisches Chorgestühl. Seine Rückwand ist in 2×7 Arkadenbögen gegliedert. Jede Arkade wird von einer gothischen Wimperge überhöht; in jeder Wimperge ist ein kleines Medaillon mit Darstellungen eingefügt, die sich auch in einer uns nicht mehr verständlichen Weise auf das thomistische Lehrgebäude beziehen müssen. Vor den Arkaden aber zieht sich eine schlichte Bank hin⁵⁰⁾, auf der 2×7 weibliche Gestalten in der Weise sitzen, daß jede Arkade der Rückwand eine der Gestalten umrahmt⁵¹⁾. Auf dem niedrigen Podest endlich, das sich vor dieser Bank befindet, sitzen den Frauen entsprechend 14 würdige Männer. Also auch hier eine erbarmungslose Regelmäßigkeit. Und doch hat es der Künstler verstanden, durch möglichst verschiedenartige Stellungsmotive und Kostüme, vor Allem durch höchst charakteristische Gesichtsbildung, Leben in die Darstellung zu bringen. Der Gegensatz zwischen den lieblichen Mädchen auf der Bank und den bedeutenden, kraftvollen Männertypen der untersten Reihe wirkt auch in hohem Grade belebend. Für uns kommen die sieben Frauen rechter Hand in Betracht sammt den sieben vor ihnen sitzenden Greisen⁵²⁾: es sind die sieben freien Künste mit ihren ansehnlichsten Vertretern.

Wir beginnen die Betrachtung am rechten Rande des Bildes: da ist zunächst die Grammatik dargestellt mit Feder und Tintenfaß, ohne Ruthe. Die drei Knaben, die zu ihren Füßen knien und voll Aufmerksamkeit an ihren Lippen hängen, machen sie eigentlich erst kenntlich. Sie deutet mit ihrer Rechten nach einer niedrigen, nur für kleine Leute passierbaren Pforte: vermittelt ja doch die Grammatik den Eingang zu aller Welt des Wissens, und zwar so, daß nur wer in jungen Jahren durch diese enge Pforte der Grammatik dringt, Aussicht hat, in den Wissenschaften ein Meister zu werden. Die zugehörige Greisengestalt

ist Donatus, der emsig an seiner Grammatik schreibt. Unter dem nächsten Bogen folgt die Rhetorik. Der Künstler hielt es augenscheinlich für unmöglich, ihr Wesen mit den Mitteln seiner Kunst zu veranschaulichen. So gab er ihr, wie auch der Meister des Mailänder Leuchters gethan hatte, ein Spruchband in die Hand, worauf zu lesen ist: „Ich bezaubere, wenn ich rede, und bin in bunte Farben gehüllt“. Cicero sitzt als Repräsentant der Beredsamkeit zu ihren Füßen. Die willkürliche Uebersetzung ist daran schuld, wenn er mit drei Händen ausgestattet erscheint. Die Dialektik schaut streng geradeaus; ein Diadem schmückt ihr Haar. In der Rechten hält sie einen grünen Zweig, mit der



Krone und königlichen Hermelin trägt auch ihr Vertreter Ptolemäus — eine Folge der Verwechslung mit den königlichen Ptolemäern. Was er am Himmel erspäht, verzeichnet er in ein Buch. Von besonders lieblicher Gesichtsbildung ist sodann die Geometrie, kenntlich an einem großen Winkelmaß. Der Zirkel, mit dem ihre rechte Hand einst beschäftigt war, ist jetzt verschwunden. Euklid im arabischen Turban sitzt nachdenklich vor ihr. Die letzte Figur endlich ist die Arithmetik. Mit den Fingern ihrer rechten Hand drückt sie irgend eine Zahl aus, die Linke hält einen linierten Abakus. Pythagoras hat vor ihr Platz genommen.

Da haben wir also die lückenlose Reihe der



Die freien Künste in der Cappella degli Spagnuoli zu Florenz.

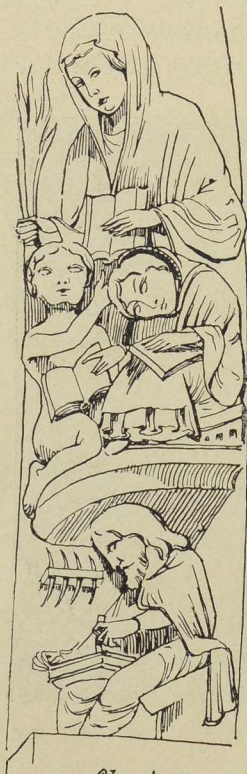
Linken deckt sie etwas wie einen Skorpion oder eine kleine Schlange, jenes für die Dialektik seit Martianus bezeichnende Thier⁵³). Der sinnende Alte im Reisehut, der vor ihr sitzt, soll den Seno von Elea vorstellen, dem nach Aristoteles das Verdienst zukommt, die Dialektik erfunden zu haben⁵⁴). Die Musik im nächsten Bogenfeld trägt einen Kranz im Haar und begleitet sich beim Singen auf einer kleinen Handorgel: der biblische Tubalcain⁵⁵), mit überaus kräftigem Haarwuchs, bearbeitet zu ihren Füßen im Takte seinen Amboss mit zwei Hämmern. Die Astronomie nebenan trägt eine Krone auf dem hübschen, mit Perlschnüren geschmückten Haupt. Die Linke hält einen Himmelsglobus, die Rechte deutet nach den Sternen. Eine



sieben freien Künste, in einer Anordnung freilich, die nicht ganz die übliche ist. Die Repräsentanten kommen mit Ausnahme des Tubalcain auch bei Thomasin von Zirclaria als solche vor.

Viel näher als Italien lag den deutschen Künstlern während der Blüthezeit der Gothik das westliche Nachbarland Frankreich. Nach Frankreich weist so manches plastische Detail am hiesigen Münster; dort dürfen wir am ehesten Paralleles auch zu den hiesigen Gestalten der freien Künste zu finden hoffen. In der That fehlt es daran nicht; nur sind die Franzosen so fabelhaft zurück mit der Veröffentlichung ihrer Kunstdenkmäler, daß an Abbildungen für unsere Zwecke nur

die kümmerlichen Holzschnitte in Viollet-le-Duc's dictionnaire raisonné Band II. zur Verfügung stehen⁵⁶). Unter den offenbar sehr zahlreichen⁵⁷) französischen Darstellungen der Artes liberales nimmt die Statuenfolge am südlichen Nebenportal der Hauptfassade des Domes zu Chartres die erste Stelle ein. Der bildnerische Schmuck dieses Portals, das kurzweg als Portail royal bezeichnet zu werden pflegt, gehört der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts an⁵⁸), ist also sicher älter als die hiesigen Statuen. Die uns interessierenden Figuren sitzen



Chartres
(Portail Royal)

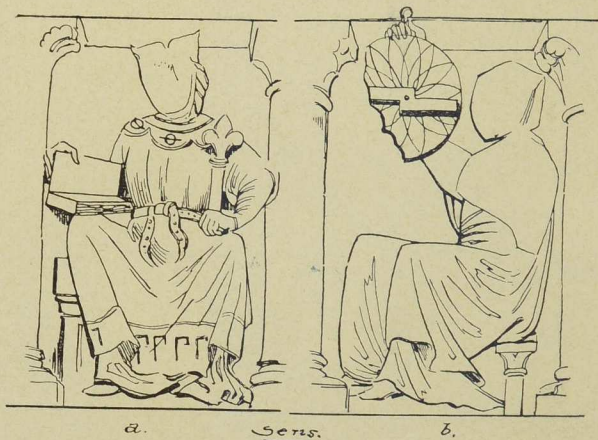
Die Grammatik am Dom zu Chartres.

in der äußersten Archivolte genannten Portals. Zu Füßen einer jeden Ars sitzt nach der uns schon geläufigen Uebung ein Hauptvertreter derselben, zumeist in eifriges Schreiben versunken. Beginnen wir links unten, so sitzt da zunächst die Musik auf stattlichem Throne und bringt mit einem Hammer ein Glockenspiel von drei Glocken zum Klingen. Auf ihrem Schooße liegt eine Harfe mit acht Saiten; Geigen hängen ihr zur Seite. Der schreibende Gelehrte im Raum unter ihr soll Pythagoras sein. Höher hinauf an dem Schwibbogen folgt die Dialektik⁵⁹) mit einem Szepter in der einen, einer geflügelten Schlange (dragon ailé) in der anderen Hand. Der Schreibende darunter ist wohl Aristoteles.

Die Rhetorik nimmt die Haltung eines Redners ein: ihr Repräsentant wird von Viollet-le-Duc als Quintilian bezeichnet; ebenso gut könnte es aber auch Cicero sein. Die Geometrie hantiert an ihrem Pult mit Zirkel und Winkelmaß. Archimedes oder richtiger Euklid sitzt ihr zu Füßen. Die Arithmetik⁶⁰) hat ein Buch auf ihrem Schooße aufgeschlagen. Ein Mathematiker⁶¹) ist im Raume darunter mit Schreiben beschäftigt. Die Astronomie beschaut den Himmel und hält ein „Scheffelmaß wie im Lustgarten der Herrad“⁶²). Ihr

Vertreter ist Ptolemäus; er hält ein Sternrohr (un objet cylindrique) in jeder Hand. Die Grammatik endlich hält in der Rechten die unvermeidliche Ruthe, in der Linken ein Buch. Zwei Schüler mit Büchern kauern vor ihr. Der eine, fleißige, trägt eine Mönchskutte, ist also ein Klosterschüler, der andere ist merkwürdiger Weise nackt. Darüber später mehr. Die Uebereinstimmung dieser Gruppe mit der Grammatik am hiesigen Münster ist eine frappante. Um so schmerzlicher vermisst man Abbildungen der übrigen Figuren in Chartres. Die schreibende Gestalt unter der Grammatik wird wohl Priscian oder Donat sein.

Dem Ende des 12. Jahrhunderts werden 12 Reliefbilder zugeschrieben, die am Hauptportal der Kathedrale von Sens in kleinen, von Säulen



a. Sens. b.

Philosophie und Astronomie an der Kathedrale zu Sens.

eingerahmten Nischen sitzen. Sie sind z. Th. zu sehr beschädigt, als daß man sie noch deuten könnte. In den viereckigen Feldern darunter ist je ein interessantes Thier oder Sabelwesen dargestellt. Viollet-le-Duc glaubt sechs von den sieben Künsten erkennen zu können; die Arithmetik, die er nicht mehr herausfindet, war jedenfalls auch dargestellt, außerdem aber, so scheint es, die Medizin und Architektur, also diejenigen zwei Künste, die schon Varro und dann Martianus den sieben artes zugesellten. Endlich ist die Philosophie hier in einer höchst eigenartigen Weise zur Darstellung gekommen: wir erkennen eine stattliche Frau, die im Haar eine Krone getragen zu haben scheint; ihre Rechte hält ein Buch, die Linke ein Szepter; am unteren Saum des Gewandes kehrt das griechische Pi, an der Halskrause das griechische Theta mehr-

fach wieder, ein Schmuck, den Emile Mâle glücklich aus der *consolatio philosophica* des Boëtius, einer im Mittelalter sehr verbreiteten Schrift, erklärt hat⁶³). Dort erscheint dem Boëtius die Philosophie als eine höchst stattliche Persönlichkeit, die mit ihrem Haupt gelegentlich sogar die Wolken des Himmels durchdringt; sie hält Bücher in der Rechten, ein Szepter in der Linken; in ihren unteren Gewandsaum schien ein Pi, in den oberen ein Theta eingewoben, zwischen beiden Buchstaben aber war eine Leiter gezeichnet. Die Erklärer



dies Lineal auf einen Stern einstellte und dann an dem Kreis die Grade ablas, konnte man mit diesem Instrument die Höhe der Sterne bestimmen.

Eine der schönsten Darstellungsreihen unserer sieben Künste befindet sich in den Bogenleibungen des linken Seitenportals der Kathedrale zu Laon. Die 10 hier, wie in Chartres, übereinander angeordneten Gestalten gehören der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts an. Den Reigen eröffnet die Philosophie, deren Attribute hier wie in Sens



Die freien Künste an der Kathedrale zu Laon.

der Stelle sind darin einig, daß durch diese beiden Buchstaben die praktische und theoretische Philosophie angedeutet werden sollte, durch die Leiter aber das Emporsteigen von der einen zur anderen. Die Leiter hat unser Künstler aus ästhetischen Rücksichten weggelassen, die übrige Beschreibung aber paßt Zug um Zug zu Boëtius⁶⁴).

Interessant ist von den Gestalten in Sens auch noch die Astronomie: sie hält nämlich in der hochgehobenen Rechten ein sogenanntes Astrolabium, d. h. einen in Grade getheilten Kreis, um dessen Mittelpunkt ein Lineal beweglich ist. Indem man



unter dem Einfluß des Boëtius gewählt wurden: ja die Darstellung in Laon entspricht in mancher Hinsicht der Vision des Boëtius noch viel genauer, als die in Sens. Denn das Haupt der Philosophie ragt hier buchstäblich in die Wolken; statt eines Buches sind hier deren zwei ihr in den rechten Arm gelegt. Das Szepter in der Linken hat Schaden gelitten, nicht aber die Leiter, die hier vom unteren Gewandsaum zum Halskragen hinaufführt. Emile Mâle wird wohl richtig vermuthen, daß die Buchstaben Pi und Theta, die wir auf dem Gewand der Philosophie in Sens eingemeißelt

Fig. a. k.
LAON.

fanden, hier nur deshalb fehlen, weil sie bloß mit Farbe aufgetragen waren⁶⁵). Die Grammatik an dem Hauptportal zu Laon hat nur einen Schüler in Behandlung statt deren mehrere. Die lebhaft gestikulierende Dialektik wird von der Schlange, die wir längst als ihr Attribut kennen, wie von einem breiten Gürtel umschlungen. Die Rhetorik macht eine elegante Geste; die Arithmetik hält sechs Perlen einer Rechenschnur, die vermuthlich einst von der rechten zur linken Hand hinüberlief.



Wandgemäldes erwähnt. Sie ist im Jahre 1850 in einem an die Kathedrale von Puy anstoßenden Saale aufgedeckt worden⁶⁷). Noch vier der Künste sind zu erkennen: die Grammatik, die Dialektik mit Skorpion und Eidechse, die sich gegenseitig angreifen, die Rhetorik mit einer Seile (?), die Musik mit einer Orgel. Priscian, Aristoteles, Cicero und Tubalkain sind als Vertreter beige stellt. Leider fehlt auch hier die so wünschenswerthe Ausbildung.



Das Trivium in der Vorhalle des Freiburger Münsters.

Die Geometrie ist mit dem Zirkel, die Astronomie mit ihrem Astrolabium beschäftigt, die Musik bearbeitet fünf verschieden große Glocken mit dem Hammer. Erweitert ist die Reihe der sieben Artes durch die Medizin, die ein riesiges Zarglas hochhält, sowie durch die Architektur, die ausnahmsweise nicht durch eine Frau, sondern durch eine bärtige Männergestalt wiedergegeben ist⁶⁶).

Nach diesen plastischen Darstellungen der freien Künste auf französischem Boden sei schließlich noch eine etwa gleichzeitige in Gestalt eines



III.

Wir kommen nach dieser Umschau zu den hiesigen Darstellungen der freien Künste. Dieselben stehen in der schönen Vorhalle, die durch das unterste Geschloß des Thurmes den Eintritt ins Gotteshaus vermittelt. Der plastische Schmuck dieser Halle ist weltberühmt. An den Wänden ziehen sich auf einem Unterbau von drei hohen Stufen die zierlichsten Blendarkaden hin. Die im Kleeblattmuster geschnittenen Bogen werden durch mannigfach gestaltete Wimpergen überdacht. Zwischen je zwei Wimpergen ist jeweils eine kleine,

sechseckige Konsole eingebettet, aus deren Unterseite sich allerliebste Wasserspeier von höchst mannigfaltiger Bildung entwickeln, während oben auf ihnen 28 etwas unterlebensgroße Statuen Aufstellung gefunden haben. Zierliche Baldachine dienen den Statuen als Ueberdachung und schließen den reichen Wandschmuck in der glücklichsten Weise nach oben ab. Der Stelle entsprechend, welche diese Figuren im Vorraum der Kirche einnehmen, wollen sie alle vorbereiten auf das, was innerhalb



durch unterscheiden sie sich von den italienischen und französischen Figuren, die wir zuletzt betrachteten, daß sie nicht sitzen, sondern stehen. Gemeinsam ist allen ein überaus schlanker Wuchs und eine elastisch gebogene Leibeshaltung, wobei der Unterleib in einer Weise sich vordrängt, wie sie unsere heutige Damenwelt meidet, wie sie aber im 13. Jahrhundert, ja auch noch im 16. offenbar als schön galt⁶⁹). Der Gesichtsausdruck ist bei allen feierlich, ja streng. Durchweg tragen sie



Das Quadrivium und die hl. Margaretha und Katharina in der Vorhalle des Freiburger Münsters.

des Gotteshauses den Gläubigen zu Theil wird. Darum findet man hier die klugen und thörichten Jungfrauen, die des kommenden Bräutigams harren; darum Abraham, Zacharias und Johannes den Täufer als Vorläufer des Heilandes, darum endlich auch die sieben freien Künste. Wir haben ja früher⁶⁸) gesehen, daß man diese während des ganzen Mittelalters ausschließlich als Dienerinnen der Theologie auffaßte, daß man sie lediglich als Vorstufen zur Gotteserkenntniß überhaupt gelten ließ: wie vortrefflich passen sie bei solcher Werthung in eine Vorhalle des Allerheiligsten!

Gemeinsam ist den sieben Gestalten, und da-



Kopftücher, was wohl hauptsächlich den Ausdruck der Strenge ergibt. Auffallend klein und nur wenig geöffnet sind die Augen der sieben Frauen, die Kopfform mehr rund als oval. Im Uebrigen herrscht erfreuliche Mannigfaltigkeit sowohl in den Stellungen als in den Gewandmotiven. Bald wird die gegürtete Taille sichtbar, bald umhüllt durch den malerisch umgelegten Mantel; kein Gürtel ist wie der andere geschürzt. Auch darauf scheint der Bildhauer ein Augenmerk gerichtet zu haben, daß die Figuren in ihrer Gesamtheit sich gut zusammenschließen: die erste und dritte Figur umrahmen, leicht nach der Mitte zu geneigt, die

aufrecht stehende zweite; und ebenso bilden die schwesterlich ähnlichen Gestalten vier und sechs in ihrer nach vorne gebogenen Haltung mit der hoch aufgerichteten Figur fünf, die sie in die Mitte nehmen, eine gut gegliederte Gruppe. Kurz, man darf behaupten, die Figuren gehören nicht nur des Gegenstandes wegen, sondern auch vom Standpunkte der ästhetischen Würdigung aus zu dem Beachtenswerthesten, was die mittelalterliche Plastik auf deutschem Boden hervorgebracht hat.

Die Erhaltung ist eine ungewöhnlich gute: nur an zwei Figuren hat je eine Hand ergänzt werden müssen. Ob die Reihenfolge ganz die ursprüngliche ist, läßt sich mit Sicherheit weder bejahen noch verneinen⁷⁰). Vor der letzten Restaurierung (1889) und Auffrischung der ursprünglich annähernd ebenso wie jetzt vorhandenen Farben stand an jeder Konsole der Name der betreffenden Wissenschaft: aber da diese Inschriften ihrem Schriftcharakter nach erst im 18. Jahrhundert angebracht wurden, so sind sie für die richtige Deutung der einzelnen Figuren ohne eigentliche Beweiskraft⁷¹).

Doch betrachten wir sie nun im Einzelnen. Den Reigen eröffnet die gestrenge Frau Grammatika. Als Mutter aller Weisheit ist sie ganz besonders matronal aufgefaßt; zumal die Binde⁷²), mit der ihr Kopfputz (Gebende) unter dem Kinn festgebunden ist, verleiht ihr den Ausdruck weltflüchtiger Strenge und Herbigkeit. Sie erscheint ganz besonders schlank durch die zwei Anaben neben ihr: denn diese, die doch im schulpflichtigen Alter zu denken sind, reichen ihr nicht einmal bis zur Hüfte. Der eine von den beiden Anaben, den die Tonsur und das Mönchshabit als jungen Kleriker kennzeichnen, ist ganz versunken in sein Buch. Weniger strebsam ist allem nach der Knabe zur Linken der Grammatika. Ihm gilt der strenge Blick der hohen Frau; schon hat sie ihn am linken, auffallend groß geformten Ohr gefaßt, und alsbald wird mit der Ruthe, die sie in der Rechten hält, der Strafaß beginnen.

Ruthe und Stock, überhaupt die körperliche Züchtigung spielen in der Erziehungskunst des Mittelalters eine hervorragende Rolle⁷³). Die Ruthe war des Lehrers Amtsabzeichen, dem Birkenwald entnahm er die eindringlichsten

Argumente für die Wahrheit seiner Lehren. Man befolgte nur zu wörtlich die Sprüche Salomonis, wo es (13, 24) heißt, „wer die Ruthe spart, haßt seinen Sohn, wer ihn liebt, der züchtigt ihn“. Auch die Erziehung des jungen Christus konnte man sich ohne fleißige Anwendung der Ruthe nicht denken. Concilien, wie das Aachener im Jahre 816, machten den Lehrern fleißige Züchtigung der Jugend zur Pflicht; im 30. Kapitel der Benediktinerregel wird sie gleichfalls ausdrücklich anempfohlen. Sehr bezeichnend ist eine Bestimmung der Wormser Schulordnung vom Jahre 1260, wonach ein Schüler, der in Folge der Züchtigung entstellende Wunden oder Beinbrüche davon getragen hat, die Schule wechseln durfte, ohne das noch schuldige Lehrgeld zu bezahlen. Auch noch die Renaissance hielt am Glauben an Stock und Ruthe fest: jener Baseler Lehrmeister, dessen Hauschild der junge Holbein malte, ließ sich bekanntlich mit der Ruthe in der Rechten abconterfeien, doch offenbar, weil er dadurch seine Schule wohl empfohlen wußte. Noch im 17. Jahrhundert war es weitverbreitete Sitte, die Schulkinder auf die Ruthe schwören zu lassen.

Ganz besonders die höhere Bildung konnte ohne Ruthe nicht auskommen, am wenigsten der grundlegende Betrieb der Grammatik. Das von RATHERIUS von Verona († 974) herausgegebene Grammatikcompendium führte so als sehr empfehlenden Titel die Ueberschrift *Spara dorsum*, d. i. Rückenschoner. Denn der Rücken, nicht ein tiefer gelegener Körperteil war es, durch dessen zweckentsprechende Bearbeitung man die liebe Jugend für die Lehren der Grammatik empfänglicher machte. Alle Darstellungen der Grammatik, die wir bisher kennen lernten, gaben daher dieser grundlegenden Wissenschaft die Ruthe oder ein ähnliches Geräth in die Hand.

Aber noch etwas anderes verlangt bei der hiesigen Darstellung der Grammatik nach Erklärung. Der faule Schüler ist nackt abgebildet⁷⁴), seine Klosterkutte, die er sich offenbar soeben ausgezogen hat, hängt ihm über dem linken Arm. Dieser Zug ist doch zu auffallend, als daß er ohne besondere Bedeutung sein könnte. In der That wird ausdrücklich bezeugt, daß im Mittelalter mit Vorliebe auf der bloßen Haut gezüchtigt wurde.

Schon vom jungen Jesusknaben wollte die Legende wissen, daß er mit slegen ûf sinen blôzen rucke vom Lehrer bedacht wurde; der grôfste Prediger des 13. Jahrhunderts, Berthold von Regensburg, ist der Meinung, als ez (nämlich das Kind) ein untzucht oder ein boses wort spricht, so sullt ir im ein smitzelein dün an bloze hüt. Dem entspricht das Bild in einer Wiener Handschrift des 14. Jahrhunderts, wo vor dem mit der Ruthe statt des Szepters thronenden Salomo ein nackter Knabe steht⁷⁵). Diese Nacktheit, die im bürgerlichen Leben bei Abstrafungen üblich war, verstieß nun eigentlich gegen die klösterliche Züchtigkeit. Aber auch im Kloster wurde wenigstens das ehrwürdige Hauptuniformstück, die Kutte, abgelegt und auf bloßem Hemd (in sola camisia) der Strafaft vollzogen. Eine Klosterszene, die uns Ekkehard aufbehalten hat, legt Zeugniß davon ab. Als nämlich die Klosterknaben von St. Gallen den zu Besuch gekommenen Bischof Salomo von Konstanz ihrer Sitte gemäß gehascht und auf den Sitz ihres Lehrers genöthigt hatten, soll der Bischof ausgerufen haben: „Wenn ich den Platz des Lehrers einnehme, so will ich auch seiner Gerechtfame theilhaftig werden: zieht euch alle aus (omnes exuimini)!“

Wenig ist über die Gestalt der Dialektik zu sagen. Sie steht füglich an zweiter Stelle; wurde sie doch gelegentlich im 12. Jahrhundert sogar über die Grammatik gesetzt und als oberste Wissenschaft gepriesen⁷⁶). Sehr ansprechend ist die Art, wie die Figur ihr Obergewand hochgenommen und unter dem rechten Ellenbogen festgeklemmt hat: sie bekommt durch diese Geste so recht den Ausdruck des Gesammelten, Bedachtsamen. Die Bewegung ihrer Hände ist uns bisher bei keiner Darstellung der Dialektik vorgekommen: was hat sie zu bedeuten? Zählt die Dialektik Gründe auf, indem sie zwei ausgestreckte Finger der Rechten an die nach außen gefehrte linke Handfläche anlegt? Stellt sie damit Prämissen auf, um dann ihre logischen Folgerungen daraus zu ziehen⁷⁷)? Jedenfalls verdient hervorgehoben zu werden, wie selbständig der hiesige Künstler in seiner Darstellung verfahren ist.

Auch in der Art, wie er die Rhetorik kennt-

lich zu machen versuchte, unterscheidet er sich von allen anderen uns bekannten Darstellungen dieser Wissenschaft. Und zwar, wie uns bedünken will, zu seinem Vortheil. Die entschieden hübsche Person läßt in ausgesprochen grazioser Weise einen Haufen Goldstücke ihren freigebig ausgestreckten Händen entgleiten. Das Einzige, woran man durch diese Darstellungsweise erinnert wird, sind gewisse Ausdrücke bei Martianus Capella; soll an den „Schatz ihres Gedächtnisses“, von dem der Afrikaner redet, soll an „die Frau mit der Goldstimme“ dadurch angespielt werden? Oder schwebt Matthäus 13, V. 52 vor, wo der zum Himmelreich Gelehrte aus seinem Schatz Neues und Altes hervorträgt⁷⁸)? Die Kunst der bürgerlichen Rechtsprechung wurde, wie wir sahen⁷⁹), im Anschluß an die rhetorische Belehrung übermittelt: soll die zu allen Zeiten übliche pekuniäre Bevorzugung der Juristen durch die verschwenderisch ausgetheilten Goldstücke angedeutet werden? Oder ist das Gold der Rede, das einem Dio von Prusa⁸⁰), einem Johannes von Byzanz den Beinamen Chrysostomus oder Goldmund eintrug, andeutungsweise dadurch ausgedrückt⁸¹)?

Wir kommen zu den Gestalten des Quadriviums, finden aber nicht die Arithmetik, sondern die Geometrie an erster Stelle. Sie ist durch den Winkel in der Rechten, den alterthümlich geformten Zirkel in der Linken aufs unzweideutigste bezeichnet.

Das gleiche gilt von der Musica, die mit einem Hammer an eine Glocke schlägt, während ihr etwas zurückgeworfenes Haupt vorzüglich die Thätigkeit des Lauschens ausdrückt⁸²).

Besondere Schwierigkeit bereitet die nächste Figur, die wir füglich als Arithmetik in Anspruch zu nehmen haben, trotzdem sie eine kleine — Malerpalette in ihrer Linken hält. Der Vergleich mit alten Abbildungen⁸³) ergibt, daß die Hand mit der Palette erst nach 1826 angefügt wurde. Aber sie könnte ja richtig ergänzt sein. Oder gehört die Malerei etwa nicht zu den Künsten? Nach unserer modernen Terminologie allerdings. Aber wo im Mittelalter eine Siebenzahl von Künsten beschrieben oder abgebildet wird, da ist, wie wir gesehen haben, die Malerei niemals dabei. Auch wo die Zahl der Künste erweitert ist, wie

bei Heinrich von Mügeln⁸⁴⁾ oder an den Portalen zu Sens und Laon⁸⁵⁾, ist doch die Malerei nicht in die Serie aufgenommen. Der sogenannte Apelles am Campanile zu Florenz (o. S. 29) und das Bild eines Malers mit Palette am Nordportal zu Chartres beweisen aber gar nichts: denn diese beiden Figuren sind nicht in eine Serie der Künste eingereiht, sondern stehen für sich.

Von der Malerei und dem ausschließlich modernen Symbol derselben, der Palette, ist also abzusehen. Stellte die Figur, wie wir annehmen, die Arithmetik dar, so bieten sich verschiedene Möglichkeiten zu ihrer Ergänzung. Man könnte ihr eine Rechenschnur, wie sie die Arithmetik des Lustgartens führt, in die Hand geben; nur gehören zur Handhabung derselben streng genommen die beiden Hände, während hier die Rechte mit dem Festhalten des Mantels vollauf beschäftigt ist. Oder man läßt die Arithmetik mit den Fingern der Linken eine Zahl ausdrücken, wie wir das bei Martianus und dann auf den florentiner Darstellungen (vgl. o. Abb. S. 27 u. 31) fanden: aber die Haltung des linken Arms scheint mir zu tief für diese Ergänzung. Endlich hat Bock⁸⁶⁾ vorgeschlagen, der Figur eine Rechentafel, einen in Columnen getheilten sog. Abakus⁸⁷⁾ in die Hand zu geben: das scheint mir noch am ehesten zu gehen und mit der Beschädigung, die nicht nur die linke Hand, sondern auch den Mantel in ihrer nächsten Umgebung betrifft, vortrefflich vereinbar zu sein: der Abakus fand offenbar an dem vorgebeugten Leib der Figur seinen unteren Stützpunkt⁸⁸⁾.

Die letzte Figur, die jetzt an siebenter Stelle steht, muß, wenn wir es anders mit einer korrekten Darstellung der sieben freien Künste zu thun haben, die Astronomie sein. Als ihre gebräuchlichsten Attribute fanden wir den Himmelsglobus oder ein Instrument zur Bestimmung der Sternhöhe, sei dies nun ein Quadrant oder Astrolabium. Auch andere Meßinstrumente, als Scheffel, Ellenmaß, Wasseruhr, würden uns in ihren Händen nicht befremden. Aber nichts dergleichen finden wir bei unserer hiesigen Figur. Was sie mit der Linken in Augenhöhe gegen das Licht hält, als wolle sie hindurchschauen, ist unzweideutig ein Harn-
glas⁸⁹⁾. Die ganze Stellung der Figur, die Art,

wie sie sich leise zurücklehnt, um den richtigen Augenpunkt zu gewinnen, paßt vortrefflich zur Handhabung dieses Geräthes, das nun freilich nicht der Astronomie, sondern der Medizin eigentümlich ist. In Laon, wo neben der mit dem Astrolabium bewaffneten, unzweideutigen Astronomie die Medizin als besondere Personifikation auftritt, hält sie dasselbe Gefäß in sehr ähnlicher Haltung. Wo wir überhaupt seit frühester Zeit Ärzte dargestellt bekommen, ist das Harn-
glas ihr unvermeidliches Erkennungszeichen⁹⁰⁾. Diente es ihnen doch geradezu als Aushänge- und Firmaschild⁹¹⁾.

Es kann demnach nicht bezweifelt werden, daß unsere Statue, wie auch die im vorigen Jahrhundert ihr beigefetzte Unterschrift besagt, die Medizin darstellt. Und warum auch nicht? Fanden wir doch schon bei Varro, bei Galen und Martianus als achte ars die Medizin genannt; war doch auch unter den von Hibernicus exul beschriebenen Bildern und ebenso auf dem Wildercyklus in Brandenburg eine Medizin abgebildet. Aber ein Unterschied besteht zwischen jenen Darstellungen und der hiesigen gleichwohl noch: wo wir sonst die Medizin in der Reihe der freien Künste finden, da schließt sie sich als achte der heiligen Siebenzahl an. Hier aber ist sie selbst die siebente, hier hat sie allem Anschein nach die sonst nie fehlende Astronomie verdrängt. Sie steht zwar nicht in einer Reihe mit den andern sechs an der südlichen Wand der Vorhalle, sondern — und sollte das Zufall und nicht vielmehr wohlüberlegt sein? — ihrer mehr profanen, für die geistliche Klosterbildung nicht eigentlich in Betracht kommenden Bedeutung entsprechend um die Ecke an der Westwand des Eingangsraumes. Aber daß die Astronomie durch sie verdrängt ist, bleibt gleichwohl bestehen. Verdrängt sage ich. Oder dürfen wir vielleicht sagen ersetzt?

Die Beziehungen zwischen Medizin und Astronomie oder richtiger Astrologie sind seit dem Alterthum und durch das ganze Mittelalter hindurch, ja bis in die Neuzeit die innigsten, viel inniger, als man sich das heute vermuthet. Der durch seine reiche Praxis berühmte Arzt Krinas von Marseille (I. Jahrh. n. Chr.) soll die Astrologie methodisch in die Medizin eingeführt haben⁹²⁾;

er ordnete die Diät der Kranken nach dem Stande der Gestirne. Soranus, der muthmaßliche Verfasser vielgebrauchter *quaestiones medicinales*, empfiehlt im 2. Jahrhundert den jungen Ärzten das Studium der Astronomie, „um den Einfluß der Jahreszeiten und Gestirne würdigen zu können“⁹³).

Der große Galen (um 200) leitete die Krisen hauptsächlich von dem Einfluß der Sonne und des Mondes her⁹⁴. Auch bei den Arabern war nächst der Kunst der Harnschau Astrologie das nothwendigste Erforderniß eines Arztes⁹⁵. Nichts begegnet uns vom 11.—16.

Jahrhundert häufiger, als daß die großen Dozenten der Medizin auch zugleich den Lehrstuhl der Astronomie verwalteten. So der berühmte Peter von Abano (geb. 1250), der Nierenschmerzen dadurch

heilte, daß er, „wenn die Sonne mit dem Löwenherzen durch den Mittagskreis geht“, die Figur eines Löwen auf eine Goldplatte schrieb und dem Patienten anhing⁹⁶. Ein berühmtes ärztliches



Handbuch, das um das Jahr 1300 erschien und angeblich den Arnold von Villanova zum Verfasser hatte, führte den bezeichnenden Titel: „Ueber die Beurtheilung der Krankheiten nach dem Stand der Planeten“⁹⁷.

Die Glossen der mystischen vier Magister

(*quattuor magistri*) des 13. Jahrhunderts lehrten, daß bei der Prognose der Schädelfrakturen der

Stand des Mondes entscheidend sei, und daß Frakturen bei Vollmond ganz besonders gern günstig verliefen⁹⁸. Zumal die Technik des

Aderlassens wurde von jeher mit Berücksichtigung astrophischer Verhältnisse ausgeübt: der schon genannte Peter

von Abano lehrte, daß man im zweiten Mondviertel am besten zur Ader lasse⁹⁹.

Arnold Bachone aus Barcelona (13. Jahrhundert) em-

pfahl als sonderlich geeignet den Zeitpunkt, wenn der Mond im Zeichen des Krebses stehe¹⁰⁰. In allen Kalendern, auch noch des vorigen Jahrhunderts, begegnet man den sogenannten Ader-

Mercurius kind sind künstereia
An behändigste ist yhn nyman gleich

Im 3 6 9. tagen lannig
Verbring ich meien lauff vnd gang.



Der Planet Mercurius. Holzschnitt von Hans Sebald Beham.



laßmännchen, die angeben sollen, an welchen Körperteilen man im Laufe des Jahres am erfolgreichsten zur Ader läßt¹⁰¹). Natürlich legten die mit so verheerender Gewalt auftretenden Seuchen des 11.—14. Jahrhunderts den Gedanken an siderischen Ursprung ganz besonders nahe. Man unterschied da meist irdische und überirdische, astrale Ursachen und sprach gern von einer radix inferior und radix superior der Pestilenzen: die letztere ergab sich aus auffallenden Konjunktionen der Planeten, aus Kometen und Meteoriten¹⁰²). Auch die Syphilis leiteten die mittelalterlichen Ärzte übereinstimmend von astralischen Konjunktionen ab; nur darüber war man getheilter Ansicht, welche dieser Konjunktionen am bedenklichsten für den Ausbruch dieser Krankheit seien¹⁰³). Bekanntlich war noch Melanchthon nicht frei von astrologischem Aberglauben¹⁰⁴). Noch lange nach ihm gab es an königlichen und fürstlichen Hoflagern ärztlich geschulte Hofastronomen¹⁰⁵). Erst seit dem 17. Jahrhundert begann es allmählich zu tagen, womit nicht gesagt sein soll, daß heutzutage aller Zusammenhang zwischen Krankenbehandlung und Beobachtung der Gestirne aufgehoben sei¹⁰⁶).

Wir sehen, der Wechselbeziehungen zwischen Medizin und Astronomie sind es gar viele. Und das kommt auch in bildlichen Darstellungen zum Ausdruck. Die Abb. S. 39 zeigt eines der sieben Monatsbilder, die Sebald Beham, der „gottlose Maler“ (1500—1550), in flotter, liebenswürdiger Weise auf den Holzstock gezeichnet hat¹⁰⁷). Unter dem Sternbild des Mercurius blüht nach ihm alle menschliche Kunstfertigkeit: ist es nicht, als lebte die von Martianus einst besungene Hochzeit des Mercurius im Kreis der Künste noch immer in den Geistern auch der Renaissance fort?

Mercurius kind sind künstenreich

An behendigkeyt ist yhn nymant gleich,
verkündet die Ueberschrift. Das Bild zeigt uns das Innere einer deutschen Stadt. Luststühle, wie sie einst auch unser Freiburg besaß, vermitteln das Kaufen und Verkaufen. Im Vordergrund ist eine nach der Straße offene Halle; links blickt man in ein Gemach mit Wurzenscheiben an den Fenstern, wo ein Maler mit seinem Gehilfen fleißig an der Staffelei sitzt. In der Vorhalle selbst

schnitzt zur Linken ein Bildhauer an einer Heiligenfigur. Weiter rechts steht ein Tisch, an dem man schreibt und mit Hilfe von Rechensteinen auf vorgezeichneten Kolonnen rechnet¹⁰⁸). Ganz rechts ist ein musikalischer Mann in Orgelspiel versunken, während ein Gehilfe ihm die Bälge aufbläst. Nahe dem Ausgang der Halle gegen die Straße zu steht unter einem Baldachin ein hübsch gedeckter, viereckiger Tisch; ein großer Globus und ein Buch auf besonderem Lesepult befinden sich darauf. Auf den Bänken, die sich um zwei Seiten des Tisches ziehen und behaglich mit Polstern belegt sind, haben drei Männer Platz genommen, offenbar Astronomen, die sich an Globus und Buch zu schaffen machen. Der eine von ihnen, der dem Beschauer zunächst sitzt, wendet sich von seinem astronomischen Buche ab und hält ein Uringlas gegen die Sonne. Ist er ein Arzt? Ist er ein Astronom? Ich denke, er ist beides.

Bei all' dieser Wechselwirkung zwischen Medizin und Astronomie ist es wohl kaum allzu Kühn, wenn wir behaupten: In dem Bild am Münster ist die praktisch angewandte Sternkunde, das ist aber die Medizin, an die Stelle der theoretischen Astronomie getreten. Wir können uns für derartige Stellvertretung auf Giotto und seinen Campanile berufen, wo ja auch die Rhetorik durch das bürgerliche Recht ersetzt erscheint¹⁰⁹). Und vor Allem können wir für dies immerhin seltsame Quiproquo geltend machen, daß noch in mehr wie einer Hinsicht die Serie der hiesigen Artes von dem allgemein Ueblichen abweicht.

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf die Statuen, von denen die Bilder unserer sieben freien Künste gleichsam eingerahmt werden. Linkerhand von der Grammatik folgen bis hin zur Portalwand die Statuen von fünf thörichten Jungfrauen, die ihre leergebrannten Lampen bekümmert nach unten halten. Sollte diese Nachbarschaft ohne Bedeutung sein?

Schon der heilige Augustinus wurde seiner Zeit heftig angefeindet wegen seines anscheinend zu freundlichen Verhaltens gegenüber den heidnischen Wissenschaften: ausdrücklich und feierlich mußte er versichern, daß er bei ihnen nicht seinen festen Wohnsitz nehme, sondern nur Station mache auf der Pilgerfahrt zu Gott¹¹⁰). Und aus

welchem anderen Grunde hatte der heilige Hieronymus so furchtbare Gewissensqualen durchgemacht, als weil er es nicht lassen konnte, „lieber für einen Ciceronianus als für einen Christianus zu gelten?“¹¹¹⁾ Und tönt uns nicht bei Rabanus Maurus auf jeder Seite seiner „Anleitung für Geistliche“ die dringende Mahnung entgegen, die Aleriker sollten durch Umgang mit den heidnischen Künsten nicht letztlich selbst zu Heiden werden? Auch daran sei erinnert, wie sorgfältig auf dem Fresko in der Spanierkapelle zu Florenz die profanen Künste von den verschiedenen Zweigen der Gottesgelahrtheit getrennt erscheinen. Derselbe Gedanke, dieselbe vielleicht nicht unberechtigte Furcht hat wohl den hiesigen Bildhauer oder seinen geistlichen Auftraggeber veranlaßt, die sieben Künste in so unmittelbare Nachbarschaft der thörichten Jungfrauen zu rücken: die Jünger der Wissenschaften sollten dadurch gewarnt, zur Bescheidenheit gemahnt und auf das letzte Ziel aller Weisheit, die Gotteserkenntniß, eindringlich hingewiesen werden.

Auch die beiden Frauenbildnisse rechts von der Medicina stehen schwerlich ohne Grund gerade an dieser Stelle. Das Rad in der Hand der einen macht die heilige Katharina, der Drache zu den Füßen der anderen die heilige Margaretha kenntlich¹¹²⁾. Beide sind gewiß zunächst als Gegensatz zu den beiden Gestalten des Versuchers und der Weltlust auf der anderen Seite des Vorhalleneinganges gedacht. Was könnte auch einen kräftigeren Gegensatz ergeben, als die „reine“ Heilige, deren Namen schon die Reinheit ausdrückt, zusammengestellt mit dem gleisnerischen Versucher, dessen Rücken Kröten und unsauberes Gewürm bedecken? Und ebenso bildet die keusche Heilige Margaretha, die um ihrer Keuschheit willen den Tod erlitt, den denkbar schroffsten Gegensatz zu der Voluptas mit ihrer unkeuschen Nacktheit.

Aber die beiden heiligen Frauen stehen auch zu den freien Künsten zu ihrer Rechten in den allerinnigsten Beziehungen. Die hl. Katharina wurde als Patronin aller Wissenschaften verehrt. Sie, die gemäß der Legende von Jugend auf in den sieben Künsten sich gebildet hatte, die 50 alexandrinische Gelehrte durch ihre Dialektik zur Bekehrung vermocht haben sollte¹¹³⁾, war zur

Schirmherrin der freien Künste wie keine zweite berufen. Wir besitzen noch eine Predigt, die Dr. Johannes Eck, der spätere Gegner Luthers, im jugendlichen Alter von 22 Jahren hier im Münster im November 1508 gehalten hat¹¹⁴⁾. Ihr Titel lautet: „Predigt über die hl. Katharina und die freien Künste“. Man könnte auf die Vermuthung kommen, Dr. Eck sei durch unsere Statuenreihe, an der er Jahre lang fast täglich wird vorbeigegangen sein, auf den Wortlaut seines Themas gebracht worden. Dem ist nicht so: kein Zug in der anspruchsvollen, schwülstigen Schilderung, die er der Heiligen und den Künsten widmet, erinnert an die Statuen unserer Vorhalle. Aber wenn auch Eck ihre Existenz nicht merkte und sie offenbar nie auch nur eines Blickes gewürdigt hat: der Titel seiner Predigt spricht es doch deutlich aus, wie eng jene gelehrte Heilige von Alexandria mit den freien Künsten zusammenhängt¹¹⁵⁾.

Dr. Eck hat wiederholt über die hl. Katharina gepredigt: immer ist sie ihm „die Vorsitzende aller Studien und Studiosen“¹¹⁶⁾. Er wendet auf sie Matthäus 13, V. 52 an: „Darum, ein jeglicher Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt, ist gleich einem Hausvater, der aus seinem Schatz Neues und Altes hervorträgt“. Zum Himmelreich gelehrt, darauf sollte es bei allen profanen Wissenschaften hinauslaufen: die Gegenwart der hl. Katharina in ihrer nächsten Nähe mochte dazu mahnen.

Dr. Eck hat gleich anderen Predigern des öfteren über dies 13. Kapitel des Matthäus gepredigt, und zwar hat er es theils am Tage der hl. Katharina, theils an dem der hl. Margaretha ausgelegt. Denn in dieser letzteren sah er die eine köstliche Perle (das ist ja Margarita), die der Kaufmann in jenem Evangelium fand und zu deren Erwerb er dann alle seine übrige Habe verkaufte¹¹⁷⁾. Mit dieser Bibelstelle scheint auch der mittelalterliche Sprachgebrauch zusammen zu hängen, wonach man eine gedrängte Inhaltsübersicht, ein Compendium, ein Repertorium mit dem Namen Margarita bezeichnete¹¹⁸⁾. Ein solches Compendium des gesammten Wissens seiner Zeit hat der aus Balingen gebürtige, dann aber auf der Höhe seines Lebens hier in Freiburg heimische Barthäuserprior Gregorius Reisch ver-

faßt und unter dem Namen *Margarita philosophica* erstmals im Jahre 1503 herausgegeben¹¹⁹⁾. Dort draußen in der Stille der Karthause war es, wo der fleißige Sammler die alten Klassiker wie die Kirchenväter, die Scholastiker des Mittelalters und die gleichzeitig mit ihm lebenden Humanisten emsig studierte und daraus ein Lehrbuch aller Wissenschaften für die studierende Jugend

zusammenstellte.

Was er schuf, war für seine Zeit in der That eine köstliche Perle; mit seiner *Margarita* in der Hand konnte man alle anderen Bücher einigermaßen entbehren.

Und wenn noch Alexander von Humboldt ihr das Lob ausstellt, sie „habe großen Einfluß auf die Verbreitung mathematischer und physikalischer Kenntnisse gehabt“, so will das etwas sagen.

Wir können wohl unsere Abhandlung über die hiesigen freien Künste nicht besser abschließen, als indem wir auf diese hier geschaffene *Margarita philosophica*, deren Name möglicher Weise auch etwas in Anlehnung an un-

seren Bildercyklus gewählt wurde, noch einen prüfenden Blick werfen, und zwar nicht sowohl auf ihren Inhalt, als auf den bildnerischen Schmuck, den der Verfasser ihr mitzugeben für gut fand. Wir werden dabei sehen, wie erheblich auf gewissen Punkten die Kontinuität ist, die zwischen den Gelehrten des Mittelalters und denen der Neuzeit bestand.



Gleich das Titelblatt der *Margarita philosophica* erinnert in auffallender Weise an das Bild aus dem Lustgarten der Herrad, das wir oben S. 21 abgebildet haben. In einem Kreis steht die Philosophie geflügelt und bekrönt, mit Buch und Szepter und mit wallendem Haar. Ihre drei Köpfe bringen die isidorische Dreitheilung in Physik, Logik und Ethik, oder wie

es hier heißt in *Philosophia naturalis, rationalis und moralis* zur Veranschaulichung. Die Leiter, die wir aus den Darstellungen in Laon und Sens (o. S. 32 u. 33) bereits kennen, lehnt am Körper der Philosophie und führt von der praktischen, durch ein Pi bezeichneten Philosophie hinauf zur theoretischen, die hier durch ein T in der Magengegend angedeutet ist. Im Halbkreis um die Philosophie erblicken wir die sieben freien Künste in Kostümen des 15. Jahrhunderts. In der Mitte, unmittelbar zu Füßen der Philosophie, kauert die Arithmetik, mit einer Rechentafel (*abacus*) beschäftigt. Linkshand davon steht die Grammatik mit einer

Margarita philosophica



Titelblatt der *Margarita philosophica* des Gregorius Reisch, 1503.



Tafel in der Hand, auf der wir uns die Buchstaben des Alphabets geschrieben denken müssen (vgl. nächste Abb.). Weiter links folgt die Rhetorik, deren praktische Bethätigung ja die Rechtskenntnis und diplomatische Schriftstellerei ist, daher sie mit einer großen Urkunde in den Händen abgebildet wird. Die Dialektik schließt nach links hin den Halbkreis ab: lebhaftes Gestikulieren macht

sie kenntlich. Entsprechend folgen nun rechts von der Arithmetik die übrigen Künste des Quadriviums: die Musik spielt ihr Saiteninstrument, die Geometrie hält Zirkel und Winkelscheit in der Rechten, die Astronomie ist in Betrachtung einer Himmelskugel versunken.

Wie im Bilde der Herrad zu Füßen der Philosophie Plato und Sokrates schreibend dargestellt sind, so in ganz der gleichen Haltung auf unserem Titel Aristoteles und Seneca, jener als Physiker, dieser als Ethiker. In dem Raume, der oberhalb des Mittelkreises übrig bleibt, erscheinen Augustinus und Gregor, Hieronymus und Ambrosius als die stolzesten Vertreter der Philosophia divina, d. i. der Theologie.

Interessant wie dieser Titel des Ganzen sind auch die Bilder, welche den einzelnen Büchern vorgesetzt sind. Als Probe dafür diene der Typus Grammaticae¹²⁰). Innerhalb einer altdeutschen Stadt erhebt sich ein sonderbares gothisches

Thurmgebäude, das Triclinium Philosophiae, zu deutsch: das Kosthaus der Philosophie. Eine Frau in altdeutscher Tracht weist einem Knäblein den Weg zur spätgothisch ornamentierten Thüre des Thurmbaues. Sie hält in ihrer Rechten eine große Tafel mit dem von der mystischen Nicostrata erfundenen Abc. Die Unterschrift bezeichnet sie als Nicostrata, die hier für die Grammatik überhaupt eingetreten ist. In der Linken



hält sie einen mächtigen Schlüssel, congruitas genannt, wohl mit Anspielung auf die Congruenzlehre, jenen fundamentalen Abschnitt in jeder Grammatik. Das Erdgeschoss, zu dem ihr Schlüssel den Eintritt vermittelt, ist zweitheilig: im unteren Raume wird den jüngsten Schülern mit Hilfe der Ruthe der Donatus beigebracht. Wer dann auf der rechter Hand sichtbaren Treppe zum nächst

höheren Gelaß emporgestiegen ist, der wird — jetzt schon ohne Ruthe — in die Geheimnisse des Priscianus eingeweiht. Ueber diesem zweitheiligen Erdgeschoss, das eine gothische Brüstung mit schmucken Sialen zierlich abschließt, erhebt sich ein kleines Stockwerk mit drei Fenstern: aus dem ersten schaut Aristoteles als Logiker, aus dem zweiten Cicero als Rhetor, aus dem dritten Boetius als großer Arithmetiker heraus. Ueber einer zweiten Brüstung erhebt sich ein drittes

Thurmgeschloß, auch dies mit drei Fenstern versehen: Pythagoras als Musiker, Euclid als



Die Grammatik. Aus der Margarita philosophica des Gregorius Reisch, 1503.

Geometer, Ptolemäus als Astronom schauen aus ihnen ins Freie. Das oberste Thurmgeschloß endlich besitzt nur zwei Fensteröffnungen; hier erscheint wie auf dem Titelbild Aristoteles („Philosophus“) als Physiker, Seneca als Ethiker, während von des Thurmes höchster Zinne als Vertreter der Theologie oder Metaphysik Petrus Lombardus († 1164) zu allem Volk zu predigen sich anschießt.

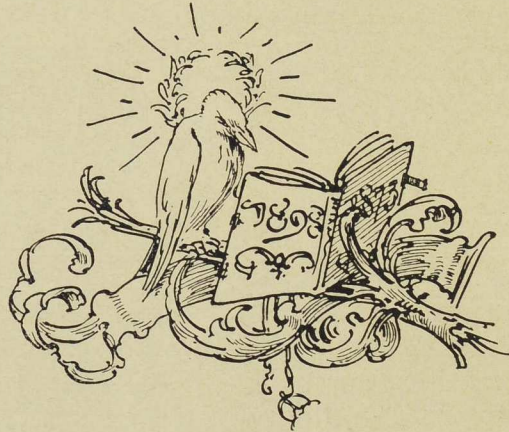
Wir sehen, das Bild von dem Hause, das



sich die Weisheit baute, steht auch jetzt noch in Gunst wie zu Alkuins Zeiten (oben S. 19).

Wir sind zu Ende, und doch nicht zu Ende. Es dürfte zwar gelungen sein, in mancher Hinsicht die hiesigen Darstellungen der freien Künste in eine etwas schärfere Beleuchtung zu rücken und die Gedankenwelt, aus der heraus sie geschaffen wurden, eingehender zu schildern, als das bisher geschehen. Aber immer noch blieben Fragen über, auf die wir eine befriedigende Antwort zu geben

außer Stande waren. So gilt es denn, weiter zu suchen und zu forschen, bis diese hehren Wahrzeichen unserer so erfreulich aufblühenden Musenstadt eine vollauf befriedigende Deutung erfahren haben. Unserem Schauinsland-Verein aber, der jetzt seit 25 Jahren den besten Theil seiner Arbeitskräfte der genaueren Durchforschung unserer Münsterkirche mit schönstem Erfolge gewidmet hat, möge es seiner Zeit vergönnt sein, in diesen wie in anderen Fragen der Heimathskunde das letzte, Alles klärende Wort zu sprechen.



Anmerkungen.

1) Meine Bemerkungen über die freien Künste bei den Griechen beruhen auf den trefflichen Untersuchungen E. Nordens im 2. Bande seiner Antiken Kunstprosa, S. 670 ff.

2) Vgl. Julius v. Schlosser, Beiträge zur Kunstgeschichte aus den Schriftquellen des frühen Mittelalters. Sitzungsberichte der Wiener Akademie, philosophisch-historische Klasse, CXXIII, 1890, S. 128 ff. Die Ikono-graphie v. Schlossers hat Paul Clemen im Repertorium XV (1892), S. 222 f. nicht unwesentlich ergänzt. — Die Schilderung, wie sie Martianus dem Aeußeren der einzelnen Artes widmet, ist übrigens zu ausführlich, als daß sie hier wörtlich mitgetheilt werden könnte; ich habe aus seinen Schilderungen jeweils nur diejenigen Züge herausgegriffen, die typisch blieben und auch in der späteren Literatur und Kunst immer wieder auftauchen.

3) Daran erinnert J. v. Schlosser, a. a. O., S. 135. Die Worte lauten: *Digiti vero virginis recursantes et quadam incomprehensae mobilitatis scaturigine (Sprudel) vermiculati (wurmförmig sich drehend).*

4) Eine ähnliche Vorstellung begegnet in dem unten S. 45 Anm. 20 namhaft gemachten Tetrastychon auf ein Bild der Astronomie aus karolingischer Zeit.

5) Ueber die Heiligkeit dieser Siebenzahl handelte u. A. Dr. Johannes Eck in einer 1508 im hiesigen Münster gehaltenen und im Jahre 1513 in Augsburg herausgegebenen lateinischen Predigt *de diva Catherina et artibus liberalibus*. Diese Siebenzahl, so führt der als Gegner Luthers

wohl bekannte Gelehrte aus, sei nicht *absque misterio*, wie sie aus drei und vier sich zusammensetze. Die Heiligkeit der Drei sei allbekannt; aber auch die Vier müsse für heilig gelten, denn fast bei allen Völkern werde Gott (*deus, Zeus*) mit vier Buchstaben geschrieben! Vgl. auch H. Dezel, *Christliche Ikono-graphie I*, S. 46. Uebrigens darf man nicht glauben, die Folgezeit habe immer und unter allen Umständen pedantisch an dieser Siebenzahl festgehalten. Sie wahrte sich in der Zusammenstellung der freien Künste mehr oder weniger dieselbe Freiheit, wie das griechische Alterthum sie gehandhabt hatte. Ein besonders lehrreiches Beispiel dafür, wie schwankend die Zahl und Auslese der freien Künste bei den Griechen war, bietet Galen (geb. 131 n. Chr.) in seinem *Protreptikon* an einer Stelle (ed. Raibel, S. 22), auf die Herr Dr. Kalbfleisch mich aufmerksam machte. Der berühmte Arzt, der hierin, wie Raibel nachgewiesen hat, von Posidonius, einem Stoiker des letzten vorchristlichen Jahrhunderts, abhängt, zählt als „erhabene geistige Künste“ folgende in folgender Anordnung auf: Medizin, Rhetorik, Musik, Geometrie, Arithmetik, Logik, Astronomie, Grammatik und Gesezeskunde (die das Mittelalter bei der Rhetorik unterzubringen pflegt). „Wenn du willst“, so schließt Galen seine Aufzählung, „kannst du auch die Plastik und Malerei hierher rechnen; denn wenn diese auch durch die Hände ausgeübt werden, so bedürfen sie doch nicht (wie die rein handwerksmäßigen, banausischen Fertigkeiten) jugendlicher Kraftentfaltung“.

Also Plastik und Malerei, an die der Deutsche bei dem Worte „Künste“ in allererster Linie zu denken pflegt, haben nach antiker, vom Mittelalter dann geerbter Auffassung streng genommen keine Stelle im Kreise der freien Künste. Wohl aber die doch erst recht der Hände bedürftigende Zeitkunst, nicht nur hier bei dem Arzte Galen, sondern auch sonst gelegentlich, z. B. in den Scholien zu Dionysius Thrax, p. 654, 23, 655, 6, wo aufgezählt werden: Astro- nomie, Musik, Philosophie, Medizin, Grammatik, Rhetorik.

6) Vgl. Isidor. orig. II, 24.

7) Vgl. v. Schloffer, a. a. O., S. 130.

8) Vgl. J. A. Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland, Stuttgart 1885, S. 82 f. Ferner Gabriel Meier, „Die sieben freien Künste im Mittelalter“, Jahres- berichte der Lehranstalt zu Einsiedeln, 1886 und 1887; besonders der erste dieser Jahresberichte stellt auf S. 4 ff. das für die obige Darstellung in Betracht kommende Quellen- material in großer Reichhaltigkeit zusammen. — Ganz ähnlich wie Alkuin erklärt im 12. Jahrh. Hugo de S. Victore die Worte Trivium und Quadrivium: „Weil der lebendige Geist durch sie wie auf gewissen Wegen zu den Geheim- nissen der Gottheit eingehe“: Norden, a. a. O. II, S. 683.

9) Auch Albertus Magnus (1193–1280) nimmt in seinem Mariale auf diese Stelle in den Sprüchen Salomonis Bezug; nur ist ihm jenes Haus die hl. Jung- frau. Vgl. Bodt in den Christlichen Kunstblättern der Erz- diocese Freiburg, Jahrgang 1862, S. 14. Wie man daraus hat folgern können, daß der große Dominikaner die Statuen- reihe in der Vorhalle unseres Münsters beeinflusst, ja wo- möglich den ganzen Cyklus der Figuren ausgedacht habe, ist uns unverständlich. Nach einer ganz vereinzelt stehenden, unkontrollierbaren Notiz seines Biographen Peter Elgast de Prussia (vgl. Sighart, Alb. Magnus, S. 31) hat sich Albertus zu einer chronologisch nicht mehr feststellbaren Zeit vielleicht einmal vorübergehend hier aufgehalten; aber daß er mit dem Münster und seinem Bilderschnuck auch nur das Mindeste zu schaffen hatte, ist völlig unabweisbar.

10) Für den Klosterbruder war einige Kenntniß des gestirnten Himmels auch schon deshalb nöthig, weil man lediglich nach dem Stande der Sterne die Stunden der Nacht bestimmte und das Glockensignal zu den Zora gab. Vgl. die interessanten Belege, die Specht, a. a. O., S. 138 dafür zusammenträgt.

11) Vgl. die Christlichen Kunstblätter der Erzdiocese Freiburg, 1868, S. 132. Schon Nikolaos von Damaskus (1. Jahrh. v. Chr.) vergleicht die Erziehung mit einem Weg: wie man in der einen Herberge kürzer, in der anderen länger bleibe, so auch auf den einzelnen Bildungsstationen, bis man zuletzt ins Reich des Philosophierens als Endziel gelange. E. Norden, a. a. O. II, S. 671, Anm. 3.

12) Norden, a. a. O. II, S. 684, Anm. 3.

13) Vgl. darüber die feinen Bemerkungen J. Burck- hardts im Cicero, 4. Aufl., S. 310^b und 507^b.

14) Dies betont u. A. Emile Mâle in seinem Aufsatz über les arts libéraux dans la statuaire du moyenâge (Revue archéologique, XVII, 1891, S. 334 ff.).

15) Vgl. v. Schloffer, a. a. O., S. 131.

16) Vermuthung E. Dümmlers. Vgl. Poetae latini aevi Carolini I, S. 408; v. Schloffer, a. a. O., S. 131, sowie Paul Clemen, Zeitschrift des Aachener Geschichts-

vereins XI, 1889, S. 215, wo die einschlägige Literatur verzeichnet und kritisch beleuchtet ist.

17) Ueber den Zusammenhang des ius civile mit der Rhetorik vgl. auch Gabriel Meier, a. a. O., S. 8 und S. 9, Anm. 1 und 6. Ferner Abbildung S. 27 und die Abbildung Rhetorica in der Margarita philosophica des Gregorius Reisch, wo über der Rhetorica der Kaiser Justinianus mit einem als Leges bezeichneten Buche thronet.

18) I. Mos. 4, 21 f.: „Und sein Bruder hieß Jubal; von dem sind herkommen die Geiger und Pfeifer. Die Zilla aber gebar auch, nämlich den Thubalkain, den Meister in allerlei Erz und Eisenwerk“. Jubal und Thubalkain waren Halbbrüder: die Tonkunst des einen wurde mit der Schmiedekunst des anderen kombiniert und der Erfinder der Musik gerne dargestellt, wie er mit Hämmern einen Amboss bearbeitet. Vgl. Abb. S. 31.

19) Vgl. v. Schloffer, a. a. O., S. 138 f.

20) Vgl. Monumenta Germaniae, Poet. lat., I, S. 629.

21) Solche Tische sind aus der Hinterlassenschaft Karls des Großen bekannt. Vgl. v. Schloffer, a. a. O., S. 133. P. Clemen, Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins XI, 1889, S. 216, Anm. 2. Vgl. auch den Leuchter in Mailand, und unten Anm. 41.

22) Vgl. V. 6: Ars quia proferri hac sine nulla valet.

23) Vgl. V. 19 f.: Jura quod eloquio peragit civilia magno, Litibus et populi dedere frena solet.

24) Eine grüne Schlange in der Hand der Logik er- wähnt auch Heinrich von Mügeln († nach 1369) in seinem Karl IV. gewidmeten Gedicht „Der Meide Kranz“. Vgl. Gabr. Meier, a. a. O., S. 11.

25) De civitate Dei XIII, 21, wo die ligna para- disii als omnes utiles disciplinae, das lignum vitae als ipsa honorum omnium mater d. i. als sapientia erklärt wird. Vgl. Bodt, a. a. O., 1869, S. 174. Dieser Zu- sammenhang ist v. Schloffer, a. a. O., S. 136 entgangen. Mit Recht erinnert v. Schloffer aber an die der späteren Kunst so geläufige Wurzel Jesse.

26) v. Schloffer, a. a. O., S. 132 f.

27) Vgl. Bodt in den Freiburger Kunstblättern 1869, S. 175, Anm. 4. Dort wird auch ein ums Jahr 1200 im Nonnenkloster zu Quedlinburg für den Papst gestickter Teppich erwähnt, der ebenfalls die Hochzeit der Philologie mit Merkur und also auch die sieben Artes zum Gegen- stand hatte.

28) J. v. Schloffer, a. a. O., S. 139, Anm. 2. P. Clemen, Repertorium XV (1892), S. 222. Herr Pro- fessor Clemen hat viele, besonders französische Handschriften nach Darstellungen der Artes durchsucht. Von ihm darf man wohl bald einmal eine weit ausholende Bearbeitung dieses Gegenstandes erwarten. — Ueber einen sehr alten Boetius-Coder zu Bamberg (Cod. H. j. IV, 12) mit Bildern der Musica, Arithmetik (mit Zählchnur), Geometrie und Astrologie (mit zwei Füllhörnern?) wird in der Zeitschrift der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde VI, S. 84, kurz berichtet.

29) Vgl. Aus'm Weerth, Der Mosaikboden in St. Gereon zu Köln. Bonn, 1873, S. 21.

30) S. Specht, a. a. O., S. 271.

31) Straub in seinem Kommentar zum Lustgarten erwähnt zu pl. XI bis in Anm. 2, daß im Chor der Rathe-

drale zu Auzerre die Artes in der That als Schmuck einer Fensterrose verwendet sind. J. v. Schlosser, a. a. O., S. 136, möchte im Bilde der Zerrad lieber den Entwurf für einen Tisch nach Art des von Theodulf bestellten und beschriebenen Discus erblicken.

32) Man wird an die sieben Säulen der Weisheit erinnert, von denen die Sprüche Salomonis (9, 1) reden.

33) Vgl. oben S. 24 die Schilderung der Medicina.

34) Aehnliche Rechenchnüre sind heute noch bei den Griechen unter dem Namen Kompologia im Gebrauch. Auch unsere Volksschule bedient sich beim ersten Rechenunterricht ganz ähnlicher Hilfsmittel noch heutigen Tages.

35) J. v. Schlosser, a. a. O., S. 136, möchte den Gegenstand für einen Quadranten (?) halten. A. Straub in seinem Kommentar zum Hortus deliciarum pl. XI bis schlägt vor, eine geschlossene Schachtel (wozu?) oder einen Scheffel darin zu erblicken. Letzterer könnte andeuten wollen, welch' große Rolle für die Astronomie das Messen spielt. Läßt sie doch schon Martianus Capella (VIII, 811) mit einem ellenlangen Maßstabe auftreten. Lieber noch würde ich in ihrer Hand mit Bock (a. a. O., S. 178) eine Wasseruhr sehen: denn diese gehört entschieden zum Handwerkszeug der Astronomie, und ihre astronomische Verwendung wird schon bei Martianus (VIII, 847 und 860) eingehend geschildert. Aber da Bilder von Wasseruhren mir nicht bekannt sind, so wage ich keine bestimmte Deutung des Gegenstandes in der Hand der Astronomie. Erwähnen will ich doch auch, daß Viollet-le-Duc in seinem Dictionnaire de l'architecture II, S. 2, das fragliche Gefäß sich mit Wasser gefüllt denkt, probablement pour observer les astres par réflexion.

36) Vgl. J. Sighart, Geschichte der bildenden Künste in Bayern, München, 1862, S. 274 ff. Gabr. Meier, a. a. O., S. 9. Die Abbildungen aus Konrads historia scholastica (Cod. c. piet. 13^a der Münchener Staatsbibliothek) verdanke ich der Güte des Herrn Bibliothekssekretärs Dr. Boll in München.

37) Alle Figuren haben, wie bei der Zerrad, rythmische Beischriften, die ihre Bedeutung klarstellen sollen. Die Erklärung dieser 3. Th. recht problematischen Beischriften würde mich hier zu weit führen; nur das eine sei bemerkt, daß Konrad die Verse offenbar nicht selbst erfand. So schrieb er über seine Philosophie den Vers: Ut fons in partes sic dividor ecce per artes, gerade als hätte er seine Philosophie ebenso wie die Zerrad mit den sieben ihrer Brust entströmenden Quellen dargestellt. Ja es scheint sogar, als habe er manchmal den entlehnten Vers nicht richtig verstanden. So steht bei der Geometrie zu lesen: Haec docuit primo summum qui discit ab imo, während es doch, wie Herr Dr. Kalbfleisch richtig erkannte, heißen muß: summum quid [h]iscit ab imo. — Zur männlichen Bildung der Arithmetik und Geometrie ist der Codex 467 der Bibliothèque de Bourgogne in Brüssel zu vergleichen, wo nach einer gütigen Mittheilung des Herrn Professor P. Clemen Geometrie und Astronomie gleichfalls durch männliche Figuren vertreten sind.

38) Vgl. v. Schlosser, a. a. O., S. 147 f., wo auch über Bibliotheken als beliebteste Stätte für derartige Abbildungen das Nöthige gut gesagt ist.

39) Daß Niccolò, und nicht sein Sohn Giovanni die

Reliefs geschaffen, wird von A. Philippi, Vorrenaissance, S. 29, wahrscheinlich gemacht. Vgl. auch v. Schlosser, a. a. O., S. 141 und Burdhardt, Cicerone, S. 305^a und 307^b.

40) Vgl. Vermiglioli, Le sculpture di Nic. Pisano, 1834, mit großen Holzschnitten von Massari, Taf. XXVII ff.

41) Das erinnert an das Bild des Theodulf von Orleans. Vgl. oben S. 22. Abbildungen der vier Artes an diesem Leuchter bietet Didron in den Annales archéologiques XIV, 1854, p. 30 und XV, 1855, p. 262.

42) Vgl. Schnaase, Geschichte der bildenden Künste VII², S. 375. J. Burdhardt, Cicerone (4. Aufl.), S. 310^b. Marcel Raymond, La sculpture Florentine, S. 122. Gsell-Fels, Mittelitalien (4. Aufl.), S. 149 ff.

43) Vgl. oben die Begrüßungsgeste, die Martianus Capella die Arithmetik machen läßt. Die Kunst des Fingerrechnens, die schon Aristophanes kannte, die aber im Mittelalter wohl im Anschluß an die für die Zeiten des Silentiums im Kloster gang und gäbe Zeichensprache kunstgerecht ausgebildet wurde, vermochte alle Zahlen von 1—9999 durch verschiedenes Beugen oder Strecken der 10 Finger auszu drücken. Von praktischer Bedeutung scheint diese schwierige Spielerei jedoch kaum gewesen zu sein; höchstens darf ein mnemotechnisches Hilfsmittel für das Kopfrechnen darin erblickt werden. Alles, was sonst über die Verwendung der Finger zum wirklichen Rechnen behauptet worden ist, beruht auf eitel Hypothese. Vgl. Günther, Geschichte des mathematischen Unterrichts im Mittelalter, 1887, S. 9 ff. Gabr. Meier, a. a. O., II, S. 4. Specht, a. a. O., S. 131.

44) Vgl. Anm. 17 und außerdem Specht, a. a. O., S. 115 ff. In der Cappella degli Spagnuoli zu Florenz stellt die äußerste Figur links an der unten genauer zu besprechenden Westwand gleichfalls das bürgerliche Recht dar; auch dort hält sie das Schwert in der Rechten, in der Linken aber eine Weltkugel.

45) M. Raymond, Luca della Robbia, S. 25 f. und S. 129 f.

46) Vielleicht darf daran erinnert werden, daß auf dem Mosaik von Tyrea gleichfalls die Rhetorik fehlte. Vgl. S. 24. Nach Specht, a. a. O., S. 123, wurden zudem Rhetorik mit Dialektik oft zur Logik zusammengeworfen; das Bildchen mit Plato und Aristoteles kann also füglich für die Rhetorik mit gelten.

47) Wie viel noch fehlt zu einer erschöpfenden Deutung dieser in Stein gehauenen Encyclopädie, leuchtet von selbst ein. Werthvolle Bausteine zu ihrer Erklärung hat wieder J. v. Schlosser, a. a. O., S. 141 und 147, beigetragen. Vor Allem hat er auf die zahlreichen Beziehungen zwischen den Campanile-Bildern und dem grandiosen Lehrgebäude des etwa gleichzeitig lebenden Vincentius von Beauvais aufmerksam gemacht.

48) Vgl. darüber Schnaase, a. a. O. VII², S. 445. J. Burdhardt, a. a. O., S. 510^f, und vor Allem H. Zettner, Zur Charakteristik der Dominikanerkunst des 14. Jahrhunderts, Zeitschrift für bildende Kunst XIII, 1878, S. 1 ff., wo im Einzelnen nachgewiesen wird, wie das ganze Fresko eine monumentale Illustration zu der Summa theologica, dem Hauptwerk des Thomas von Aquino, ist. — Von dem Fresko in der Spanierkapelle ist übrigens eine Tafel der Sammlung Wittgenstein in Wien handgreiflich abhängig

Vgl. Klassischer Bilderschatz, Nr. 853. Andrea del Castagno (+ 1457) soll der Maler dieser freien Wiederholung sein.

49) Vgl. über sie v. Schloffer, a. a. O., S. 18.

50) Vgl. die Bank auf dem Mosaik von Jovea.

51) Diese Rahmung allegorischer Gestalten unter Arkadenbögen ist schon auf sehr alten Mosaiken beliebt gewesen. Vgl. Nus'm Weerth, Taf. IV f. Erinnert sei auch an die ganz ähnliche Gruppierung der sieben Künste im Lustgarten der Herrad. Die Gestalten am hiesigen Münster stehen zwar nicht unter Arkaden, aber doch über einer sehr ähnlichen Blendarkadenreihe, an der Stelle, die in Maria Novella durch zierliche Nischen eingenommen wird.

52) Ueber die 2 × 7 anderen Gestalten linker Hand, die durch die Architektur deutlich von den anderen abgefordert sind und im bewussten Gegensatz zu den profanen heidnischen Künsten die verschiedenen Zweige des theologischen Wissens zur Darstellung bringen, vgl. v. Schloffer, a. a. O., S. 143.

53) Vasari bezeichnet das etwas undeutlich gewordene Thier ausdrücklich als Schlange; Crowe und Cavalcaselle (I, S. 307, Anm. 59) dagegen wollen einen Skorpion darin erkennen.

54) Auch Thomasin von Zirclaria, a. a. O., führt den Jeno als Hauptdialektiker an. Vgl. Gabr. Meier, a. a. O., S. 11.

55) Vgl. über diesen oben Anm. 18.

56) Ich habe mit verschiedenen französischen Herren korrespondiert, um wenigstens die hierher gehörigen Skulpturen der Kathedrale zu Chartres zu bekommen: sie sind nicht photographiert und, so scheint es, auch niemals abgegossen worden. Herrn Baron von Tannenberg in Paris und Herrn Abbé de Ste. Beuve zu Chartres möchte ich auch an dieser Stelle meinen Dank für ihre gütigen Bemühungen aussprechen.

57) H. Straub gibt in seinem Kommentar zum Lustgarten der Herrad von Landsberg in Anm. 2 zu pl. XI bis außer den von mir im Texte besprochenen noch folgende französische Darstellungen der Artes an: 1) In einem Radfenster im Chöre der Kathedrale zu Auzerre. 2) Am Hauptportal der Notre-dame-Kirche in Paris. Er schließt seine Aufzählung mit einem vielsagenden: *xc.* Dasselbe thut J. v. Schloffer, wo er (a. a. O., S. 140) die Darstellungen der Artes an französischen Kunstwerken aufzählt. Bock (a. a. O., S. 176) kennt in Reims ein Fußbodenmosaik mit den sieben freien Künsten; Didron beschreibt, leider ohne Abbildungen, eine plastische Serie der Artes in der Kathedrale von Reims (Annales archéologiques XIII, 287 ff.). Nach Bock, a. a. O., S. 177, findet sich eine sehr alte Darstellung der Sapientia mit den Artes am Portal der Kirche im südfranzösischen Deols; dergleichen eine solche aus dem 13. Jahrhundert an der Kirche zu St. Omer bei Calais. Wie wenige von diesen französischen Werken sind bis jetzt durch Abbildungen oder auch nur durch eingehende Beschreibung zugänglich gemacht!

58) Vgl. W. Vöge, Die Anfänge des monumentalen Stils im Mittelalter, 1894, S. 92. Vöge macht darauf aufmerksam, daß etwa gleichzeitig von einem bei den Zeitgenossen aufs Höchste gefeierten Magister Theodoricus zu Chartres ein Handbuch der sieben freien Künste verfaßt wurde, das vermuthlich von Einfluß auf die Darstellungen an der Kathedrale war, oder umgekehrt. Clerval, der ihm

eine eigene Monographie gewidmet (l'enseignement des arts libéraux à Chartres et Paris, dans la première moitié du XII. siècle d'après l'Heptateuchon de Thierry de Chartres), theilt den Prologus mit, den Theodorich an die Spitze seiner Encyclopädie gesetzt hat: Volumen VII artium, quod greci Eptateuchon vocant, Marcus quidem Varro primus apud Latinos disposuit, post quem Plinius, deinde Martianus. Sed illi sua: nos autem non nostra, sed praecipuorum super his artibus inventa doctorum quasi in unum corpus voluminis apta modulatione coaptavimus et Trivium Quadrivio ad generosam phylosophorum propaginem quasi maritali federe copulavimus.

59) Viollet-le-Duc nennt die Figur irrthümlich Arithmetik, die Figur darunter Gerbert. Die Schlange spricht aber entschieden für die Deutung als Dialektik; und so nennt sie denn auch der Abbé de Ste. Beuve in einem Briefe an mich. Im Anschluß an diesen Brief habe ich auch weiterhin Viollet-le-Duc richtig gestellt.

60) Bei Viollet-le-Duc Philosophie genannt.

61) de Ste. Beuve nennt ihn Nikomachos (von Gerasa. Vgl. oben S. 26, wo fälschlich Gelasa stehen geblieben).

62) Vgl. oben Anm. 35.

63) Revue archéologique XVII, 1891, S. 334 ff.

64) Vgl. Gabr. Meier, a. a. O., Zest 2, S. 25. Dieselben beiden Buchstaben Pi und Theta sammt Leiter finden sich auch, wie ich durch Herrn Professor Clemen erfahre, an einem Bilde der Philosophie im Cod. Monac. 14066, der aus dem 11. Jahrhundert stammt.

65) Vgl. Revue archéologique, a. a. O., S. 338. Möglicher Weise ist, was Viollet-le-Duc wie eine Brosche zeichnet, nichts Anderes als ein mißverständenes Theta.

66) E. Nale (a. a. O., S. 34 ff.) möchte darin ein Porträt des Architekten der Kathedrale erkennen. Das wäre ja ganz gut möglich. Uebrigens sei daran erinnert, daß Konrad von Scheuern seine Arithmetik und Geometrie gleichfalls männlich gebildet hat. Vgl. oben S. 26 und auch Anm. 37 a. E.

67) Vgl. v. Schloffer, a. a. O., S. 140.

68) Vgl. oben S. 19. Die Aufstellung der Künste über den Blendarkaden erinnert unwillkürlich an das Bild in Maria Novella zu Florenz, wo die Figuren unter den ganz ähnlich gestalteten Arkaden angebracht sind. Vgl. auch die Anm. 51.

69) Man vergleiche z. B. die Heiligen Barbara, Maria und Katharina am vierten Glasfenster der Nordseite des hiesigen Münsters; oder einige der berühmten Kostümbilder des jüngeren Holbein im Baseler Museum.

70) Da die Figuren der gegenüber liegenden Wand nachweislich umgestellt worden sind, indem Abraham mit Johannes den Platz getauscht hat, so ist dasselbe auch bei den Bildern der Künste nicht ausgeschlossen. Die Plinthen der Statuen sind so auffallend unregelmäßig zugestuzt, daß sich aus ihrer Gestalt nichts entnehmen läßt. Sie könnten fast den Verdacht erwecken, als wären die Statuen ursprünglich für eine andere Stelle geschaffen worden — wenn nicht alle 28 Statuen der Vorhalle ungefähr dieselbe unregelmäßige Bearbeitung der Plinthen zeigten. Vgl. darüber Bock, a. a. O., 1869, S. 179.

71) Dieser Ansicht ist auch Bock, a. a. O. Die In-

schriften stimmen übrigens vollständig mit den Benennungen, die wir vorzuschlagen Willens sind.

72) Eine ähnliche Kinnbinde trägt auch die *Astronomie* an Giotto's Campanile. S. o. S. 26. Vgl. Hefner-Alteneck, *Trachten des Mittelalters I*, S. 77, 85, Text S. 113.

73) Die im Folgenden angezogenen Citate und noch eine Menge anderer hat G. Zappert in seinem Aufsatz über „*Stab und Ruthe im Mittelalter*“ zusammengestellt. Vgl. *Sitzungsberichte der k. k. Akademie in Wien*, IX, 1852, S. 173 ff. Außerdem vgl. Specht, a. a. O., S. 202 ff.

74) Nur in Chartres fanden wir das bisher ebenso. S. oben S. 32.

75) Cod. palt. Vindob. Nr. 1172. Vgl. Zappert, a. a. O., S. 201, Anm. 66.

76) Vgl. Specht, a. a. O., S. 123 ff.

77) Viollet-le-Duc, a. a. O., S. 10, behauptet, la *Dialectique* semble compter sur les doigts. Ja, wenn die Geste das bedeuten kann, so wäre die Figur wohl am richtigsten als *Arithmetik* zu erklären, und wir hätten die *Dialektik* in einer der übrigen Figuren zu erkennen. Allein man vergleiche, wie das Fingerrechnen am Campanile und in der spanischen Kapelle zu Florenz dargestellt ist, man beachte auch, was über die Wiedergabe der Zahlen durch Beugen und Strecken der Fingergelenke uns überliefert wird, und man wird bei der Geste unserer Figur nicht von Fingerzählen zu reden wagen. — Das Motiv des mit dem Ellenbogen festgeklemmten Gewandes war mit Recht ein beliebtes: Niemenschneider z. B. hat es bei seiner Dorothea von Rineck in Grünsfeld angewandt. Vgl. *Kunstdenkmäler Badens IV*, 2, Taf. 5.

78) Vgl. oben S. 41.

79) Vgl. oben S. 22 u. 29.

80) Vgl. U. S. Kopps Kommentar zu *Martianus Capella V*, 429.

81) Es ist nicht zu leugnen, es bleibt bei dieser Figur ein gewisses *non liquet* bestehen. Eine Möglichkeit, die ich nicht verschweigen will, wäre immerhin, daß diese Frau die *Arithmetik* darstellte. Die *Arithmetik*, die man gerade an dieser Stelle an der Spitze der *Quadriviumskünste* gerne dargestellt sähe: wir hätten dann die Kunst der Zahlen mit Zahlungsvertheilen in den Händen abgebildet. Freilich läßt sich auch dafür eine eigentliche Parallele nicht anführen. Nur einigermaßen läßt sich vergleichen, daß sie bei Heinrich von Mügeln (f. Gabr. Meier, a. a. O., S. 11) an einem Tische Geld zählt. Ferner, daß in der S. 22 erwähnten Beschreibung einer Tischplatte durch Theodulf von Orleans von der *Arithmetik* gesagt wird, ihre eine Hand habe Zahlen, ihre andere ein Buch gehalten: *Ista manus numeros retinebat et illa volumen*. Sollte am Ende *numeros* verschrieben sein statt *nummos*, und wir also dort wie hier eine *Arithmetik* mit Geldstücken in der Hand zu erkennen haben? J. v. Schlosser, a. a. O., S. 135, macht den schlichtesten Vorschlag, die Worte *numeros retinebat* auf das bei *Martianus* geschilderte *Mortarspiel* und Fingerrechnen zu beziehen. Einfacher scheint es mir immer noch, an Figuren wie die *Arithmetik* zu Laon (Abb. S. 33) zu erinnern, wo die *Arithmetik* einige Zählkugeln der Rechenchnur in den Händen hält. Aber einmal angenommen, wir hätten in dieser Figur die *Arithmetik* zu erkennen, wo bliebe denn dann die *Rhetorik*? Eine Antwort liegt nahe: sie

fehlte hier ebenso wie auf dem Mosaik von Ivrea (oben S. 24). Ein anderer Ausweg bestände darin, die Figur 6 als *Rhetorik* zu ergänzen, etwa durch ein Spruchband wie in der *Spanierkapelle* zu Florenz und am *Mailänder Leuchter*.

82) Ob der Kopfsputz der *Musika*, der sich aus einem dreifachen goldenen Reifen zusammensetzt, eine besondere Bedeutung besitzt und mit der von Boetius gelehrten Dreitheilung der *Musik* in eine weltliche, menschliche und instrumentale zusammenhängt, scheint mir doch zweifelhaft. Vgl. Bock, a. a. O., 1869, S. 184 (84).

83) Vgl. J. Schreiber, *Atlas zu seinem Münster zu Freiburg*, 1826, Taf. 7, wo die *Palette* noch fehlt. Dagegen ist sie auf der Tafel bei Bock, *Christliche Kunstblätter*, 1862, zu S. 24, schon angegeben.

84) Vgl. Gabr. Meier, a. a. O., S. 11.

85) Viollet-le-Duc, a. a. O., S. 3, wollte wohl am Portal zu Sens in einer der Gestalten die *Malerei* erkennen; und ebenso deutete er (S. 7 zu Fig. 12) den Mann mit dem Zeichenstift zu Laon als *la peinture*. Aber *Emile Mâle*, a. a. O., S. 345, hat überzeugend dargethan, daß beide Male nur die *Architektur*, bezw. ein *Architekt*, gemeint sein kann. — Ausdrücklich in der Reihe der Künste aufgezählt wird die *Malerei* nur in der oben Anm. 5 gegen Schluß citierten *Galen-Stelle*, und auch dort wird sie, wie wir sahen, nur halb widerwillig geduldet. Noch ablehnender verhält sich gegen *Malerei* und *Plastik* der Stoiker *Seneca* (ep. 88, 18): *non enim adducor, ut in numerum liberalium artium pictores recipiam, non magis quam statuarios aut marmorarios aut ceteros luxuriae ministros*.

86) U. a. O., S. 180.

87) Die Einrichtung eines solchen *Abakus*, den man wohl auch *mensa Pythagorae* nannte, beschreibt Gabr. Meier, a. a. O. II, S. 4. Ferner Specht, a. a. O., S. 133. Wie man daran rechnete, sieht man unten auf Abb. S. 39.

88) Wer in der dritten Figur mit den Goldstücken die *Arithmetik* zu erkennen vorziehen sollte, der wird unsere Figur 6 entweder, wie in Anm. 81 gezeigt, als *Rhetorik* oder aber als *Astronomie* ergänzen und ihr etwa einen *Himmelsglobus* in die Linke geben müssen. Freilich möchte zur *Astronomie* besser ein nach oben gerichteter, als ein gesenkter Blick passen.

89) Daß sie diesen Gegenstand von jeher hielt und nicht erst durch eine späte, verständnißlose Ergänzung in die Hand gegeben bekam, scheint zweifellos: von einer Verletzung des Armes wird nirgends berichtet, ist nicht die leiseste Spur zu entdecken. Die Form des *Harnglases* ist durchaus die seit frühen Zeiten des Mittelalters her gebräuchliche; seltsam ist nur der ausgezackte Mund des Gefäßes und das Tuch (?), das oben hineingesteckt erscheint, das aber schwerlich etwas Anderes ist, als eine verbindende Stütze zur Verhinderung des Abbrechens. Bock, der a. a. O., 1869, S. 180, in dem *Harnglas* mit Gewalt eine *Wasserruhr* erkennen will, deutet diese nach rückwärts sich ziehende *Steinstütze* als ausströmendes Wasser!

90) Solche *Arztebilder* mit dem *Harnglase* aus frühen Jahrhunderten findet man z. B. bei *Lacroix*, a. a. O., p. 155, 161, 173. Bekanntlich hat auch *Zolbein* in seinem *Todtentanz* für das Bild des Arztes das *Urodochium* verwendet. *Jost Amman* in seiner 1568 erschienenen „*Eigent-*

lichen Beschreibung aller Stände“ macht seinen Medicus ebenfalls durch ein Zarglas kenntlich. Die dem Bilde des Arztes beigeschriebenen Verse lauten:

„Ich bin ein Doctor der Arzney,
An dem Harn kann ich sehen frey,
Was Krankheit ein Mensch thut beladen,
Dem kann ich helfen mit Gottes Gnaden“.

Abgebildet in Zirths Kulturgeschichtlichem Bilderbuch, Bd. III, S. 802.

91) So in Frankfurt während des Mittelalters. Vgl. Häser, Geschichte der Medizin III, S. 836. Diesen und die meisten übrigen Belege aus dem Gebiet der Medizin verdanke ich der Güte des Privatdozenten an der hiesigen Universität, Dr. K. Kalbfleisch.

92) K. Sprengel, Pragmatische Geschichte der Arzneifunde, II, S. 39. Häser, Geschichte der Medizin, I^o, S. 406.

93) Häser, a. a. O., S. 621.

94) Sprengel, a. a. O., S. 162.

95) Sprengel, ebenda, S. 348.

96) Sprengel, a. a. O., S. 533. Rud. Wolf, Geschichte der Astronomie, S. 83 ff. Vgl. Häser, a. a. O., S. 637. 705 f.

97) Häser, a. a. O., S. 719.

98) Häser, ebenda, S. 757 f.

99) Sprengel, a. a. O., S. 533.

100) Ebenda, S. 571.

101) Außer dem hier neben abgebildeten Laßmännchen findet man andere sehr schöne Exemplare in dem Kalender of Shepherdes by. H. Oskar Sommer, London 1892.

102) Häser, a. a. O. II, S. 100 ff.

103) Häser, ebenda II, S. 205. 242 ff. Almenar (um 1500) hält die Annahme der Entstehung der Syphilis aus astralischen Ursachen für unerlässlich, weil nur auf diese Weise das Vorkommen der Krankheit bei Geistlichen erklärlich sei: *pie credendum est in religiosis!* bemerkt der Schalk.

104) Rud. Wolf, a. a. O.

105) Ebenda. Man denke auch an Wallensteins Seni.

106) Aus dem wöchentlichen Verzeichniß der — Neuigkeiten des deutschen Buchhandels 1898, Nr. 23, hat mir Dr. Kalbfleisch den folgenden, allerdings höchst mittelalterlich anmutenden Büchertitel abgeschrieben: Dr. Paracelsus Agrippa: Der Harnröhren-Katarth (gonorrhoea virorum) und das Geheimniß seiner raschen Heilung durch astrale Naturkräfte. Ein Beitrag zur therapeutischen Magie. (Magisch-therapeutische Konsultationen.) gr. 8°. 16 S. Leipzig, Administration der physiognostischen Centralstation.

107) Die ganze Reihe ist wieder abgedruckt bei Zirth, Kulturgeschichtliches Bilderbuch, I, S. 193—196. Der Mercurius allein bei v. Lützow, Der deutsche Kupferstich und Holzschnitt, S. 204.

108) Offenbar ist die Tischplatte nach Art eines Abakus zum Rechnen hergerichtet. Vgl. oben Anm. 87.

109) Vgl. oben S. 29 und Anm. 17.

110) Vgl. Bock, a. a. O., S. 174.

111) Norden, a. a. O. II, S. 683. 688.

112) Der Blumenstab, den jetzt die Zeilige trägt, ist eine Ergänzung der allerneuesten Zeit. Gewöhnlich wird sie mit einer Lanze dargestellt, die sie dem Drachen durch

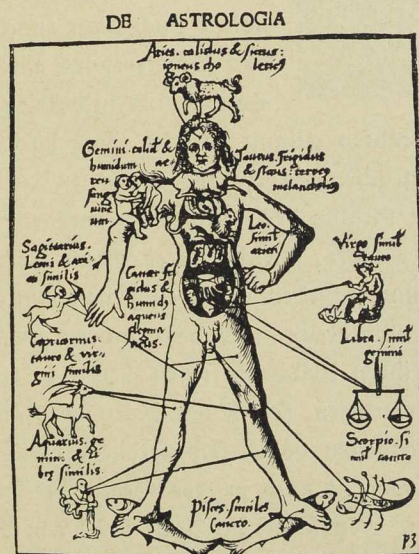
den Leib rennt. Vgl. Dezel, Christliche Ikonographie, II, S. 508 ff.

113) Vgl. Dezel, a. a. O. II, 235 ff.

114) Er hat sie mit drei anderen Predigten im Jahre 1513 zu Augsburg in Druck gegeben. Im Verzeichniß seiner Schriften bei Wiedemann (Das Leben Eck's) steht sie unter Nr. II. Vgl. auch oben Anm. 5.

115) Die vier kleinen Gestalten, die in wunderlicher Verwicklung an der Konsole der hl. Katharina angebracht sind, sollen nach C. Bock die Engel bezeichnen, von denen der Leichnam der Märtyrerin über Land und Meer nach dem Sinai getragen wurde (?). Auch eine andere Vermuthung Bock's, wonach der bärtige Mann mit der Handwerksmütze, der nach Art eines Wasserspeiers von der Konsole der Arithmetik sich nach unten beugt, ein Astronom sein soll, wird wohl wenig Glauben finden.

116) Joh. Eck, Homiliae, Paris, 1549, tom. III, S. 402 ff.: *studiorum studiosorumque omnium praeses.*



„Laßmännchen“ aus Gregorius Reisch:
Margarita philosophica, 1503.

117) Ebenda, S. 258 ff. Man lese dort nach, wie aus einer Aristoteles-Stelle über die unbesleckte Empfängniß der Perlmuschel die Verwendung der Perle als Symbols der Reinheit hergeleitet wird.

118) Vgl. Wegner und Welte, Kirchenlexikon u. d. W. Margarita.

119) In der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, N. f. V, 1890, S. 170 ff., hat Karl Hartfelder dem „herausragendsten unter den sammelnden Geistern der beginnenden Neuzeit“, dem vertrauten Beichtvater Kaiser Maximilians, dem sittenreinen Karthäuserprior Gregorius Reisch ein würdiges Denkmal gesetzt. Daß ich auf dies bedeutendste literarische Erzeugniß des alten Freiburg aufmerksam wurde, verdanke ich, wie vieles Andere in dieser Studie, einem Winke des Herrn Professor Dr. Sutter.

120) Bereits abgebildet (ohne Kommentar) bei L. Geiger, Renaissance und Humanismus (Denken VIII), S. 498.



Rathsbesatzung zu Freiburg i. Br. im 15. Jahrhundert.

Von H. Maurer.



Im 13. Jahrhundert sah die deutschen Städte mächtig aufblühen, obgleich das Reich im Niedergang begriffen war. Die kaiserliche Gewalt war gebrochen, die fürstliche Landeshoheit noch nicht ausgebildet, das Bürgerthum aber durch Handel und Industrie erstarkt.

Vielen Städten gelang es, sich ihrer bischöflichen oder fürstlichen Herrschaft völlig zu entledigen und freie Städte des Reiches zu werden. Aber auch die Städte, welche unter einem Herrn verblieben, unterschieden sich wenig von den Reichsstädten. Ein Recht nach dem andern wußten sie sich von ihren geldbedürftigen Herrn zu erkaufen oder zu ertruzen, sodas der Rath die städtischen Angelegenheiten völlig selbständig verwaltete.

So war es auch in der Stadt Freiburg im Breisgau. Gegründet im Jahr 1120 von Konrad von Zähringen, dem Bruder Herzogs Berthold III., war sie von Anfang an verfassungsgemäß auf sich selbst gestellt, und der Gründer hatte sich und seinen Nachfolgern nur wenige Rechte und Einkünfte vorbehalten. Der Rath war befugt, Recht und Einung zu machen und zu ändern. Nur das Herrenrecht durfte von ihm nicht einseitig geändert werden.

Die gesetzgebende Gewalt in den von der Verfassung gegebenen Grenzen, das Gericht und die Verwaltung der städtischen Einkünfte ward vom Rathe ausgeübt. Dieser bestand anfänglich aus vierundzwanzig auf Lebenszeit ernannten oder gewählten Mitgliedern aus dem Stande der Bürger-Kaufleute, die sich durch Cooptation ergänzten. Im Jahre 1249 kam dazu ein Neurath von ebenfalls 24 Mitgliedern. Er ward jährlich von den alten Vierundzwanzig aus den

Bürgern ausgewählt. Die Verfassung vom Jahr 1292 bestimmte, daß je ein Drittel der Mitglieder dieses Neurathes oder der nachgehenden Vierundzwanzig aus dem Stande des Adels, der Kaufleute und der Handwerker genommen werden sollte. Zugleich ward eine Wahlkommission von neun Mitgliedern, dem Schultheißen, Bürgermeister, den drei heimlichen Rätthen und vier von den vorigen zu wählenden Bürgern geschaffen, welche sowohl die Lücken der alten Vierundzwanzig ergänzen als auch jährlich die Neuräthe wählen sollten. Zu den Alt- und Neurätthen kamen damals noch weiter die 18 Zunftmeister nebst dem Obristzunftmeister als Vertreter der Gemeinde. Ursprünglich sollten diese vom Herrn der Stadt oder in seiner Abwesenheit vom Bürgermeister jährlich ernannt werden. Der Gesamtrath bestand also aus 67 Mitgliedern mit Einschluß des Bürgermeisters und des Schultheißen.

Diese Rathsverfassung blieb fast ein Jahrhundert lang unverändert. Im Jahr 1388 erhoben sich die Handwerker gegen die Herrschaft der Vierundzwanzig, die größtentheils aus dem Adel und den reichen Kaufleuten sich ergänzten, setzten sie ab und wählten an deren Stelle einen Rath von 32 Mitgliedern, 12 vom Adel und den Kaufleuten und 20 von den Handwerkern.

Diese Aenderung hatte eine Auswanderung des Adels aus der Stadt zu unmittelbarer Folge. Aber auch die Herrschaft war nicht einverstanden damit. Im Jahre 1369 hatte sich nämlich die Stadt von ihrer bisherigen Herrschaft, den Grafen von Freiburg, losgekauft und die Herzoge von Oesterreich zu Herren erwählt. Herzog Leopold gab der Stadt seine Unzufriedenheit zu erkennen, und diese wagte nicht gegen ihre mächtigen Herren aufzutreten. Man unterhandelte. Die neue Verfassung ward beseitigt und ein Rath

von 48 Mitgliedern eingesetzt, bestehend aus 12 Edeln, 12 Kaufleuten, den 18 Zunftmeistern und weiteren 6 von den Zünften. Jährlich sollte der Rath zu drei Viertel geändert werden, ein Viertel aber im Rath verbleiben, damit diese den neuen Rath unterweisen könnten, was der alte „vorgehandelt“ hätte. Bei jeder Rathsänderung aber sollte der Landvogt des Herzogs mit zweien seiner Rätthe anwesend sein.

Durch diese Bestimmung erhielt die Herrschaft einen maßgebenden Einfluß auf die Besetzung des Rathes. Von nun an gelangten nur solche Leute in den Rath, die der Herrschaft genehm waren.

Nach der neuen Rathsverfassung sollten die Patrizier (Adel und Kaufleute) die gleiche Stimmzahl haben wie die Vertreter der Gemeinde. Da aber der ausgewanderte Adel nur zum kleinen Theil in die Stadt zurückkehrte und die Zahl der reichen Kaufleute sich verminderte, war dieses Verhältniß nicht aufrecht zu halten. Im Jahr 1464 ward deshalb bestimmt, daß der Rath zusammengesetzt sein solle aus sechs vom Adel, „so man deren gehalten mag“, oder auch von den Kaufleuten, ferner den 12 Zunftmeistern (die Zahl der Zünfte war von 18 auf 12 verringert worden) und 12 Zusatz aus der Gemeinde.

In der Woche vor Johannistag (24. Juni) ward jährlich der Rath erneuert und die Aemter besetzt. Dies geschah nach einer Aufzeichnung aus dem Jahr 1540 folgendermaßen:

Vierzehn Tage vor S. Johannes Bapt. empfiehlt ein Bürgermeister und obrister Zunftmeister allen zwölf Zunftmeistern in gefessenen Rath und bei ihren Eiden, daß ein jeder seine Zunftbrüder auf einen bestimmten Tag zusammengeben und ihnen befehlen solle, einen neuen Zunftmeister zu erwählen, der ehelich geboren und zehn Jahre lang zu Freiburg sesshaft gewesen sei. (Der Besitz des Bürgerrechtes war also nicht Bedingung der Wählbarkeit).

Darnach am nächsten Rathstag nach Erwählung der Zunftmeister soll jeder (alte) Zunftmeister dem Rath die Wahl seiner Zunft bekannt geben. Der Rath entscheidet dann über die Tauglichkeit der Gewählten. Im Fall ein solcher zurückgewiesen wird, muß seine Zunft einen

andern wählen. Dem Zurückgewiesenen gereicht die Ablehnung weder zur Unehre noch zum Schaden.

Sobald der Tag für die Wahl des Bürgermeisters anberaumt ist, soll der Landvogt der Herrschaft eingeladen werden, entweder selbst bei der Wahl zu erscheinen, oder einen der Rätthe der Herrschaft zu schicken.

Am Tag, an welchem der Bürgermeister gewählt und der Rath besetzt wird, soll um 6 Uhr im Münster ein Amt gehalten werden, bei welchem alle Rathsfreunde anwesend sein sollen. Darauf versammelt sich der Rath in der Rathsstube und läßt den Landvogt und seine Rätthe abholen.

Ist derselbe erschienen, so gebietet der Bürgermeister, daß ein jeder einen Bürgermeister aus den Edeln wähle, der ihm bedünket der nützlichste und tauglichste zu sein. Darauf fragt der Bürgermeister den Obristmeister und dann zwei oder drei aus den Edeln, darnach den Landvogt oder seinen stellvertretenden Rath und sodann einen nach dem andern. Sobald nun der Bürgermeister erwählt ist, liest der Stadtschreiber ihm aus dem Schwörbuch seinen Eid vor, den er sofort zu schwören hat.

Der Eid lautete:

Ir söllend sweren, vnser gnedigen Herrschaft von Österrich zc. ouch vnserm allergnedigsten Herrn Herrn Maximiliano von gottes gnaden römischen konig zc. als regierendem Landsfürsten vnd den von Friburg truw vnd hold zehin, ir nutz vnd eer zufürdern, irn schaden zewenden vnd zeweren, souerr ir vermögend, getruwlich vnd on geuerd, vnd ein glycher gemeiner Richter ze sind dem armen als dem rychen vngeuerlich, vnd vnser gnedigen Herrschaft von Österrich, der Statt vnd gemeind gemeinlich zü Friburg, Rychen vnd armen, sonder vnd sampt, das best vnd erberest ze ründ, ze raten vnd ze helfen in allen sachen, jederman ze sinem rechten, souerr ir üch verstonde. Vnd das nit ze lassen weder durch fründschaft, viendschaft, lieb noch leid, miet, mietwon noch durch keinen argenlist, Vnd ze helen, was ze helen ist, vnd in ratsweise kein miet ze nemend, lützel noch vil, kleins noch groß; Vnd zü besorgen mit wyb, kind vnd gesind,

mit allen den üweren truwlich vnd on geuerd, das kein miet genomen werd. Vnd ouch all sendbrieff vnd andere brieff, vff ein rat zoigend, für rat ze antworten vnd verschaffen ze lesen: das ouch ir vnd ein Obrister meister die thor zu vnzyten nit lassend vfffließen noch das erlaubent ze tünd einer on des andern willen, wissen vnd bysin: Also das ir beid oder zum minsten üwer einer vnd an des andern statt, ob der persönlich nit darkomen möcht, ein anderer des rats daby sigent; vnd alle Fronuasten die, so Thorschlüssel hand, in eid nemen, kein thor nachts vffzetün, es sig ein Bürgermeister vnd Oberster meister daby, oder an des einen statt einer des rats, wie vor stat; alles on geuerd.

Hat der Bürgermeister diesen Eid geschworen, so erwählt ein Rath von den Edeln drei, vier oder fünf, so man die gehalten mag; so man sie aber nicht gehalten mag, von den Kaufleuten an ihrer statt. Alsdann wählt er zu den zwölf Zunfmeister die zwölf Zusatz, sodas im Ganzen mit Einschluß des Bürgermeisters und Schult heißen von den Edeln, den Kaufleuten und der Gemeind zusammen dreißig Rathspersonen vorhanden sind.

Nach Beendigung des Wahlgeschäftes gibt der ganze Rath dem neugewählten Bürgermeister das Geleit zum Ritter (Gesellschaftslokal der Herren auf dem Münsterplatz, jetzt erzbischöfliches Palais) und „schenkt“ ihm daselbst mit dem Imbismahl. Desgleichen soll der Rath auch den Priester, welcher das Amt gehalten, samt dem Organisten, Kantor, und die Schüler in den Ritter einladen und bezahlen.

Darnach auf St. Johannes Bapt. Tag um 11 Uhr sollen die Zunfmeister ihre Zunfbrüder in den Rathhaushof führen, um dem neugewählten Bürgermeister zu schwören. Ehe dieselben aber zusammen kommen, ordnen und locieren die Häupter (Schultheiß, Bürgermeister und Obristzunfmeister), wie der Rath und die „Vierundzwanzig“ (d. h. die 12 Zunfmeister und die 12 Zusatz) der Reihe nach sitzen sollen. Wenn das Ergebnis aufgeschrieben ist, gehen sie hinaus in den Hof zu der Gemeinde.

Alsdann bringt jeder abgehende Zunfmeister den neugewählten Zunfmeister seiner Zunf an

der Hand vor den Schultheissen. Der wünscht ihm Glück und leiht ihm dann das Zunfmeisteramt an der Herrschaft statt nach der Herrschaft und der Stadt Recht mit allen Einungen (Strafgewalt bis zu einer bestimmten Summe), wie es herkommen ist. Darauf verkündet der Stadtschreiber der Gemeind, wer Bürgermeister und wer Obristmeister geworden ist.

Darauf schwört die Gemeind dem Bürgermeister den Eid, wie er im Schwörbuch enthalten ist.

Der Eid lautete:

Unsere Herren die rät habend üch dis jar zu Burgermeister geben N. Ir werdent sweren vorab vnser gnedigen Herrschaft von Österrich zc. vnd besonders vnserm gnedigen Herren N. als regierendem landsfürsten, der Statt Friburg vnd den iren trüw vnd hold ze sin, ir nutz vnd eer zu fürdern, Schaden ze wenden, souer ir vermögen, truwlich vnd vngeuerlich; vnd minem herren Burgermeister dis jar vnz widerumb zu sant Johannstag Sunwenden, vnd von sinen ouch des rats wegen, ein yeglicher sinem zunfmeister gehorsam ze sind rechter ding vnd erbrer ding, rechter gebott vnd erbrer gebott, truwlich vnd vngeuerlich nach der Herrschaft vnd der Statt recht, wie's herkomen ist. Ouch umb all sachen, die sich der zit, als üwer yeder hie wonet, begeben haben, üch rechts gegen gemeiner Statt benügen lassen vor vnser gnedigen Herrschaft von Österrich zc. Landuogt vnd Räten hievor zeland, vnd gegen einzigen personen vor rat oder gericht hie zu Friburg vnd sunst nieman anderswa; alsdann ein rat die gefell der zöll gelüttert vnd gereformirt hat, lut der zolltafel, so yeder Zunf gegeben ist worden, insonderlich sweren, solich ordnung der zöllen nach inhalt derselben, ouch die andern zöll, so in dem alten zollbrief begriffen sind, vffrecht vnd redlich ze halten, vnd also alles das, so ir kouffen oder verkouffen, so der gestalt zollbar ist, im kouffhus dem zollschreiber offnen, den zoll truwlich, erberlich vnd redlich ze richten vnd den geuarlich nit ze entführen. Ir werdent ouch damit sweren, das Zusvngelt (Aversum für den Wein, der zu Hause getrunken wird) vmb die amptherren im kouffhus in disem nechsten monat, oder wenn yede Zunf des er-

uordert wird, zu koufen. Wer das in der zyt nit tüt, der sol darnach in sinem hus dis jar kein win anstechen noch trinken, sunder zum Zapfen (im Wirtshaus) holen. Ir werdent ouch sweren, wann man an die glogken slecht, daz von stund an ein yeder mit sinem Harnasch vnd gewer zum Burgermeister vff den kilchhof oder on die ort, dahin yeder bescheiden ist, lut der nuwen ordnung, kome; ob aber für (Feuer) vffgieng, so mögen die nechsten Nachpuren zum für louffen on geuerd.

Während die Gemeinde im Hofe des Rathshauses versammelt ist, werden alle Stadthore geschlossen.

Auf denselben Tag ist jeder (neue) Zunfmeister bei seinem (alten) Zunfmeister auf seiner Zunfstuben zu Nacht.

Darnach giebt der Stadtschreiber den Stockwärtern ein Verzeichniß des neugewählten Rathes, damit sie den Mitgliedern auf den nächsten Rathstag „auf den Rath gebieten“ können.

„Vff den nächsten Rathstag nach Johannes Bapt. so besitz ein Bürgermeister zuvorderst seinen Sitz, darnach ein obristmeister vnd darnach je einer nach dem andern, wie sich das der ordnung nach gepürt vnd hievor die heupter dem Stadtschreiber vffzschreiben beuolhen haben, vnd setzt man die Vierundzwanzig aus den neuen Rätthen vnd den Zunfmeistern.

„Darnach schweren die, so bürger worden sind, zum ersten den eyd im büch, vnd wann das beschicht, so nemen sie die, so nit burger sind, zu burger vff. Die schweren dann der Burger vnd des Rathes eyd alle miteinander nach laut des schwerbuchs.“

Der Eid des Bürgers lautete:

Sweren vnser gnedigen Herrschaft von Österrich vnd der Statt Sriburg getrüw vnd hold zessin, iren nutz fürdern vnd iren schaden zewenden, als ein Burger billich sol, getrüwlich vnd vngeuerlich; ein Harnasch in monatsfrist zehaben (ob er das an sinem güt erzügen mag) vnd zegeben drü pfund drey schilling vier pfennig, vnd sich darumb mit den amtsherren im kouffbus ze verrichten by diser tagzit. Man beledt sich ouch keiner alten sachen anders, dann was man mit pitt vnd fürderung geschaffen mag.

Der Rätthe Eid stimmt wörtlich überein mit dem des Burgermeisters bis zu den Worten: das kein miet genomen werd. Darauf heift es: vnd in rat ze gon am mentag, mittwoch vnd freytag, so man das roetglogglin lüet. Desglych zu andern zyten, so ir hörend lüten vnd üch gebotten wird fürderlich. Vnd sollend nit verziehen biz zu end des lütens. Ouch on verwilliget eins Burgermeisters nit vßbliben, noch vßserm rat gon, ee der rat gemeinlich vffstat; vnd nieman vnerloupt in den rat führen, ouch geuerlich nit uf der Statt ryten noch gon, darumb das ir des rats vertragen syend. —

„Darnach so besetzt man die Empter, nämlich die Amtsherren im Kaufhaus, darnach einen Schuldheiffen vnd andere, nach ordnung diß buchs. Vnd wann die alle versehen vnd besetzt worden, so bitt ein Burgermeister sie alle, gehorsam vnd willig zu sein vnd schwert dann ein jeder, wie ime sein eyd vfflegt oder globt, sovil ime das berürt vnd das im schwerbuch gescriben stat.

„Vnd vff denselben Rathstag, so die Vierundzwanzig vnd die Empter also besetzt werden vnd der Rath vffstat, so schenckt man dem obristmeister vff seiner Zunft mit dem ymbis vnd zu nacht mit dem nachtmal zum gauch (das Gesellschafftshaus zum Gauch in der nach ihm benannten Straffe).

„Vff disen tag, so die Empter also besetzt werden, beschickt man auch den Rector der Uniuersität, ee der Rath vff stat. Vnd schweren die drei Häupter, der Burgermeister, Obristmeister vnd Schuldheiff den eyd, wie im schwerbuch vnd der Stiftung der Uniuersität begriffen stant, in gefessenem Rath vnd des Rectors gegenwertigkeit.“

Über diesen Eid berichtet das Schwörbuch:

Item wenn man den Räten vnd andern amptlüten yedem sin eid in der Ratstuben, wie dann das von alter herkomen ist, vorgelesen hett, so beruft man dann den Rector in Namen der uniuersitet in die stuben hinin. Derselb Rector sol dan den Stattschreiber ersuchen, der uniuersitet eid den amptlüten zegeben. So list dann der Stattschreiber dem Burgermeister vnd dem Obersten Meister vnd ouch dem Schuldheiffen, wenn ein

nüwer gesezt wirt, den eid, den sy sweren werden der vniuersitet halb; vnd wenn der gelesen ist, so sweren die Rät vnd all amptlüt, deßglichen die obren amptherren, von der vniuersitet wegen allsamen ein yeder, das im zuogehört vnd vorgelesen ist, alles in ein eid, den inen der Stattschreiber git.

Vnd ist dis der vniuersitet eid:

Ir werden dem Rector in namen der Vniuersitet sweren, sy by iren fryheiten (wie die durch vnsern Herrn Landvogt gelüttert sint), ze hant haben vnd ze schirmen (vngeuerlich, doch mit vorbehaltung, so ein amptman etwas fürfiel, daz im ze swer sin bedüchte, dz mag er an ein rat bringen vnd deßhalb ein bedanck nemen ungeuerlich), doch den verträgen, wie die gemacht sind, onuergriffenlich, alles getruwlich zc.

Das Eingeclammerte ist von späterer Hand am Rande beigefügt.

Im Schwörbuch findet sich noch folgende Anweisung und Ermahnung für die Rathsherrn:

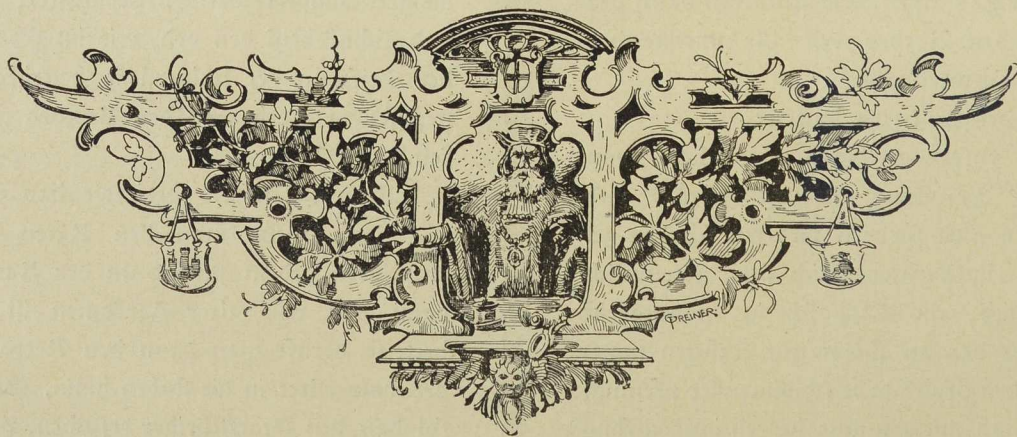
Welich nü also die stett der eeren besitzend vnd zu Rat uff ir schicklichkeit, tugend vnd wyßheit genomen werdent, sollen eelich, künsch vnd behutsam irs lebens vnd wesens wandlen, die gerechtikeit, die yedem das sin git, vor ougen haben, gut exempel tragen, alle satzung, gebott vnd verbott vorab an in selbs on fürgang vnd schonung der personen rechtuertigen, missrät, vn-

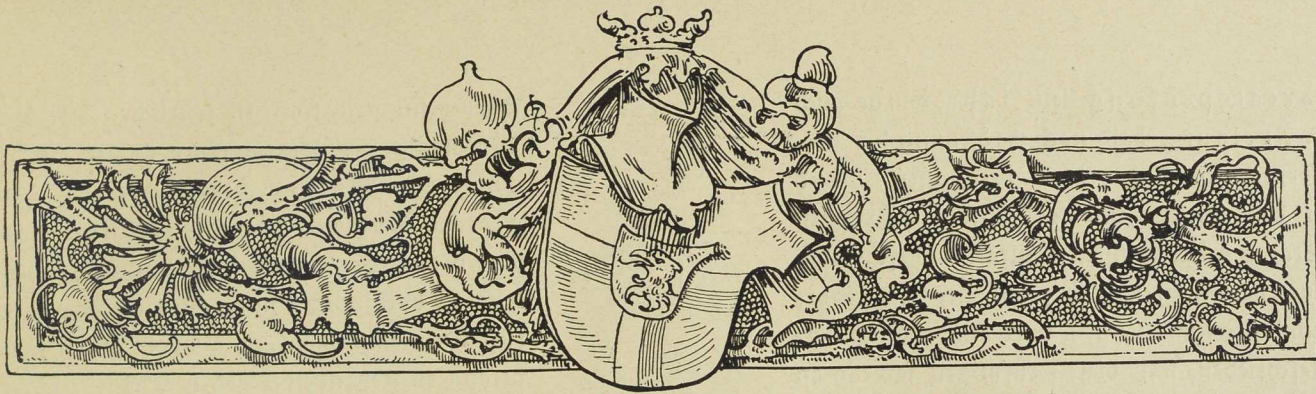
ordnung abstellen, domit sy all ander vnderthon vmb irrsal straffen, lütrung, vrteil vnd peen mit guter gewissne geben mögen.

Wenn der Burgermeister sitzt, sollen all ander ir geordnet stett ouch besitzen vnd also für vnd für in zucht vnd guten sidten bliben, biß der Burgermeister widerumb vffstat, besonder wenn man lüt zu uerhören insürt, vnd in fragen nit on notdurfft vffstos. Ob ouch einer zu zyden an yemans rat oder sust hinuß gat, sol doch ein yeder in sinem ingang allweg nach anbringen widerumb an sin statt sitzen vnd on verwilliget vrloub nit vß rat gon.

Demnach sollen allzit von erst der Statt vnd Ratsachen angeuangt, vnderredt vnd darnach all amptlüt verhört werden vnd die Rät uffmerckung der fürtrag eins Burgermeisters vnd obresten Sunftmeisters haben, nach fräg yeder sinen Rat vnd meynung zuchtrichlich erzalen, keiner für den andern reden noch rünen, oder dem andern mit widerred vnd inwurf begegnen, es were denn in merclichen sachen. Da möcht ein yeder mit vrloub vmb vnderrichtung willen zuchtrichlich reden vnd melden, was in gut vnd notdurft bedunckt, wyl doch der wys sinem Rat wol wandlen vnd ein andern volgen mag, ob ers besser achten kann. —

Diese Rathsverfassung und die Art der Rathsbesezung bestand im Wesentlichen bis zum Jahr 1784.





Aus dem akademischen Leben des 15. und 16. Jahrhunderts.

Von Dr. Hermann Mayer.

Wenigstens im Vergleich zu heute die eigentlichen Ferien an den Universitäten des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit waren, so zahlreich waren dagegen die Feste und Festlichkeiten der verschiedensten Art, durch welche die Vorlesungen und Uebungen eine öftere Unterbrechung fanden. In erster Linie sind es Feste des Kirchenjahres, die in ganz unverhältnißmäßig großer Zahl von den damaligen Hochschulen durch Wegfall der Vorlesungen und Uebungen, durch Kirchgang u. A. gefeiert wurden. Und außer den allgemein gefeierten hatte noch jede Fakultät besondere, namentlich die Namensfeste ihrer Patrone oder Schutzheiligen; so feierte die größte und wichtigste der vier Fakultäten, die artistische — heutzutage philosophische genannt —, das der hl. Katharina, am 25. November¹⁾. Zu den Heiligentagen kommen solche Festtage, die ganz ausschließlich dem Universitätskalender angehören, nämlich die Tage der öffentlichen Disputationen, namentlich der großen, fast an allen hohen Schulen jener Zeit alljährlich einmal stattfindenden Disputatio quodlibetaria oder D. de quolibet, die mit ganz besonderem Gepränge und hervorragenden Festlichkeiten mehrere Tage lang dauerte²⁾. Endlich aber bildeten auch die Promotionen, die Prüfungen und die daran sich anschließenden Beförderungen der Studierenden zu den höheren Graden, zu größeren Ehren, Festakte der damaligen Universitäten. Mit großem Gepränge und einem nicht geringen Aufwand gefeiert,



stellten sie große Ansprüche an den Geldbeutel der Studierenden und bildeten andererseits eine erhebliche Einnahmequelle für Fakultät und Universität. Ueber diese Seite der damaligen Promotionen, nicht über die wissenschaftliche Bedeutung derselben, soll im folgenden Einiges mitgeteilt werden.

Da in jener Zeit die artistische Fakultät gewissermaßen die Vorschule für die drei anderen Fakultäten, die der Juristen, Mediziner und Theologen, war, so war sie auch die wichtigste und die bei Weitem am zahlreichsten besuchte. Nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil von Studierenden trat nach Absolvierung der „artistischen“ Studien in eine der „höheren“ Fakultäten ein. Aber auch von denen, die sich dem Studium der septem artes liberales, der sieben freien Künste hingaben, erlangten lange nicht alle die erste Stufe der akademischen Ehrenämter, das Baccalareat, und noch weniger harrten aus bis zur Erlangung der Magisterwürde. Immerhin war die Zahl der Baccalare so groß, daß an allen Universitäten, so viel bekannt ist, bestimmte Zeiten für die Prüfung zu diesem Grad angesetzt wurden, wozu sich dann immer — höchstens in Kriegs- und Pestjahren oder sonst bewegten Zeiten mußte wegen Mangel an Kandidaten die Prüfung ausfallen — eine Anzahl meldeten. Die gebräuchlichsten Zeiten waren die vier Quatemberwochen des Jahres, vor Weihnachten, nach Aschermittwoch, Pfingsten und Kreuzerhöhung (14. September). Eine viermalige Bacca-

larentsprüfung im Jahr wurde auch in Freiburg bald nach Eröffnung der Universität im Jahre 1461 beschlossen³⁾; und in den ältesten und vollständig erhaltenen Statuten der Artistenfakultät, wahrscheinlich aus dem letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts stammend⁴⁾, wird ausdrücklich vorgeschrieben, daß diese Prüfungen jeweils an den Quatempertagen stattzufinden hätten („Pro scholaribus vero qualibet angaria — d. h. eben Quatemper — examen habeatur“).

Die Zahlen der auf diese Weise pro Jahr geprüften Baccalare ist in Freiburg, das ja früher nie zu den größten Universitäten zählte, freilich nicht allzu bedeutend. Sie bewegten sich in den ersten Jahrzehnten — Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts — gewöhnlich zwischen 10 und 30 und steigen nur ganz selten bis zu 40 oder noch höher hinauf. Es gab aber auch Universitäten, wo jährlich 50—100 und zeitweise noch mehr Baccalare promoviert wurden.

Daß bei so zahlreichen Promotionen auch bei geringem Gebührensatz die Einnahmequelle nicht unbedeutend war, ist klar.

Was nun eben diese Gebühren betrifft, so waren sie thatsächlich in der Artistenfakultät anscheinend wenigstens nicht hoch. In Freiburg mußte Jeder, der sich zur Baccalareatsprüfung meldete, vor derselben einen rheinischen Gulden an die Fakultät zahlen. Im Falle der Zurückweisung wird ihm dieser Gulden ganz zurück-erstattet; wird er aber zum zweitenmal abgewiesen, dann bekommt er nur noch die Hälfte zurück, beim drittenmal gar nichts mehr⁵⁾. — War ein Scholar dann zugelassen, geprüft und „approbiert“, so kam bei der darauf folgenden Determinatio, in der er durch Bestimmung der Begriffe vorgelegte Fragen zu lösen und seine Kunst in der Dialektik zu zeigen hatte, ein weiterer Gulden dazu, der an den präsidierenden Magister zu zahlen war⁶⁾. Aber damit noch nicht genug. Auch pro cathedralibus, d. h. für das Aufschlagen der Sitze und andere



Vorbereitungen für den feierlichen Akt der Verleihung des Baccalareats in der Kirche mußte ein Gulden bezahlt werden, die gleiche Summe für die Kosten des Examins (pro expensis examinis) — vielleicht ist darin auch eingerechnet die Ausgabe für Wein und Konfekt, wovon unten insbesondere gehandelt werden wird — fünf Plappert für den Pedell und ein Plappert für den Eintrag in die Matrikel der Artistenfakultät (vgl. Anm. II) — ganz abgesehen von den nachher zu nennenden Ehrengaben.

Diese Gebühren sind, wenn sie auch auf den ersten Anblick nicht bedeutend erscheinen, groß genug, wenn man den damaligen Geldwerth in Betracht zieht, der von dem unserigen so ungeheuer verschieden ist. Ich erinnere, damit man sich einen Begriff machen kann, nur daran, daß damals die durchschnittliche Jahresausgabe eines Studenten auf nicht viel mehr als 20 Gulden anzusetzen ist, und etwa gleich groß dürfte die Jahreseinnahme eines einfachen Handwerkers gewesen sein; aber auch der höchstbesoldete Professor der Leipziger philosophischen Fakultät erhielt nur 3—3½ mal so viel als Jahresgehalt⁷⁾. Freilich wurde damals viel einfacher, namentlich in Studentenkreisen, gelebt⁸⁾. Aber gerade deshalb mußte die Bezahlung jener paar Gulden manchem damaligen Studentlein hart genug ankommen.

Die Zahl derer, die sich auch dem Licentiatsexamen unterwarfen und zur Magisterwürde aufstiegen, war bedeutend kleiner. Die meisten blieben nicht so lange an der Universität. Das älteste Promotionsbuch der hiesigen Artistenfakultät weist in den ersten Jahrzehnten nur ganz selten über zehn neue Magister alljährlich auf, meistens sind es nur einige wenige, ab und zu auch gar keine — namentlich in Zeiten der Pest und Kriegsunruhen. Aber auch die größeren der damaligen Universitäten zählten nur 10 bis 20 im Durchschnitt. Daher wurde das Licentiatsexamen auch nur einmal im

Jahr abgehalten (vgl. Anm. 3). Die Gebühren und Leistungen aber waren — entsprechend dem höheren Grad, der erreicht wurde — in manchem schon höher geschraubt, z. Th. verdoppelt. In Freiburg hatte jeder Magistrand dem Fiskus der Fakultät zwei Gulden, seinem Promotor pro cathedralibus zwei Gulden, für Bemühungen der Examinatoren einen Gulden, dem Fakultätspedellen 10 Plappert zu zahlen — wiederum nicht eingerechnet die Ehrengaben (s. unten), die auch entsprechend größere waren. Die 10 Plappert, die der Pedell bekam, vertheilten sich folgendermaßen. Jeder Magistrand mußte dem Pedellen, wenn er ihm seinen Platz bei dem feierlichen Akt anwies⁹⁾, fünf Plappert geben, und die gleiche Summe nochmals bei der sog. Inceptio, d. h. wenn er seine Thätigkeit als ausübender Magister begann; dabei wurde ihm empfohlen, den Pedellen nach Kräften auch weiter zu „unterstützen“¹⁰⁾. — Der Eintrag ins Matrikelbuch der Fakultät (Promotionsbuch) kostete zwei Plappert¹¹⁾.

Noch seltener als Licentiats- und Magisterpromotionen bei den Artisten waren Promotionen in den drei höheren Fakultäten, die überhaupt ungleich weniger Angehörige hatten. Hier wurden deshalb auch gar keine bestimmten allgemein gültigen Termine festgesetzt, an denen die Grade erreicht wurden. Dafür waren die Gebühren aber nochmals um so höher. Genau unterrichtet sind wir in dieser Beziehung über die theologische Fakultät an hiesiger Hochschule. Hier hatte jeder angehende baccalarius biblicus d. h. wer fünf Jahre Theologie studiert und (nach besonderem Examen) die hl. Schrift zu lesen und zu erklären hatte, für die Prüfung seinem Patronus oder Promotor 20 Bazen, jedem von den übrigen Fakultätsmitgliedern je fünf Bazen zu geben; außerdem für die feierliche Verleihung der Abzeichen und des Titels (nach einem Probenvortrag) in das Areat der Fakultät einen Gulden, dem Pro-



motor zwei Gulden, dem Pedellen $\frac{1}{2}$ Gulden. — Der baccalarius sententiaris, der nach siebenjährigem theolog. Studium die Erklärung der Sentenzen des Petrus Lombardus, des leitenden Grundbuchs der scholastischen Theologie, übernahm, hatte für das Examen die gleiche Summe, für die Verleihung des Grades außerdem noch den einzelnen Doktoren und Legenten der Fakultät je einen Gulden, dem Pedellen einen ganzen Gulden zu entrichten. — War Einer in seinem langwierigen Studium noch weiter geschritten, machte er auch das Licentiatsexamen, so hatte er wieder jedem Examinator einen rhein. Gulden, dem Patronus zwei Gulden zu zahlen, und wenn er endlich im Anschluß daran die höchste Würde, die des Doktorats erlangte, an das Areat der Fakultät einen Gulden, jedem Mitglied der Fakultät zwei Gulden, dem Patronus sogar sechs Gulden und dem Pedellen zwei Gulden¹²⁾. Wir sehen, das Studium in den oberen Fakultäten ist nicht nur ein recht langes, sondern auch ein in Bezug auf die Promotionen für damalige Verhältnisse sehr kostspieliges. — Und ähnlich wie in der theolog. Fakultät war es auch in der juristischen und medizinischen, von denen jede auch für Erreichung der höheren und höchsten Grade ein mehrjähriges Studium voraussetzte.

Ich füge zum Vergleich Angaben von einer anderen Universität bei. In Wien erhielt jeder Doktor der juristischen Fakultät, welcher zum Licentiat oder Magisterium prüfte, einen Goldgulden, in der medizinischen Fakultät $1\frac{1}{2}$ Gulden; ferner mußte der Promovierte, wenn er Scholar war, einen Gulden, wenn Magister oder Adeliger oder geistlicher Würdenträger, zwei bis drei Gulden an die Fakultätskasse zahlen; dem Pedellen gab ein Doktor zwei Gulden, ein Licentiat $\frac{1}{2}$ Gulden¹³⁾.

Zu den bis daher besprochenen Gebühren kamen aber bei den meisten Promotionen noch verschiedene Ehrengaben. Sehr verbreitet war namentlich die Sitte, den bei der Promotion anwohnenden

Magistern und Doktoren ein Paar Handschuhe zu geben, und die Statuten mancher Universitäten schreiben ganz genau vor, welche der anwesenden oder mitwirkenden Herren hirschlederne erhalten, und wer sich mit geringerer Qualität zu begnügen habe. Auch für Freiburg ist uns diese Art der Ehrengeschenke überliefert. Ja man hat sogar vom Spenden der Handschuhe noch weniger dispensiert, als von dem nachher zu erwähnenden Schmaus. So wurde wenigstens 1475 einem Studenten, der von der Verpflichtung der Ehrenaussgaben befreit zu werden bat, mit Rücksicht auf seine Vermögensverhältnisse zwar der Schmaus geschenkt, nicht aber die Handschuhe („sed det cirothecas“).

Außer Handschuhen werden als Ehrengeschenke erwähnt: Federmesser, einige Ellen Tuch, ein oder mehrere Birette, irgend ein „Kleinod“ u. a. m. In Wien z. B. mußte jeder Doctorandus med. wenigstens einen Doktor mit 14 Ellen guten Tuches bekleiden; es war ihm aber freigestellt, auch mehreren Doktoren diese Wohlthat zu erweisen; ferner hatte er jedem Doktor der Fakultät ein Birett und ein Paar Handschuhe zu verehren. Auch dem Pedellen durfte er statt jener oben genannten 2 Gulden ein Kleid geben¹⁴). — War die Schenkung eines Kleinods vorgeschrieben, so wurde oft vorsichtiger Weise die weitere Bestimmung hinzugefügt, welchen Werth dasselbe (mindestens) haben müsse (z. B. *clenodium valens vnum florenum*).

In Heidelberg hatte jeder Magistrand wenigstens drei neue Barette zu beschaffen; eines bekam der Promotor, eines der Respondent, eines behielt der zu Prüfende selbst¹⁵).

An unserer Nachbaruniversität Tübingen hatten die Magistranden gemeinsam dem Dekan der Fakultät einen Gulden pro biretto zu zahlen, außerdem jeder von ihnen seinen beiden Respondenten je ein Birett; dieselben durften von billigerer Sorte sein, immerhin aber nicht unter 1/2 Gulden kosten¹⁶).



Ähnlich war es an unserer Hochschule. Der Dekan (der Artisten) bekam als Promotor einen Gulden pro biretto, jeder Respondent ein Birett im Werth von einem halben Gulden¹⁷). Bei den Theologen erhielt sogar jedes ordentliche Mitglied der Fakultät bei Doktorpromotionen ein Priesterbarett und ein Paar Handschuhe. Außerdem hatte der Doktorand 6–8 Wachsfackeln zu stellen, die am Tag der feierlichen Verleihung der Würde von ebensoviel Paar Knaben in der Prozession getragen wurden, endlich mußte er in der Kirche (Münster) ein Katheder und die gewöhnlichen Sitze für die theilnehmenden Mitglieder der Fakultät errichten lassen, auf seine Kosten wurden die Sänger bestellt, die Orgel gespielt, die Glocken geläutet: alles zusammen wieder recht bedeutende Ausgaben — ganz abgesehen von dem noch unten zu nennenden Gastmahl¹⁸).

An manchen Universitäten, z. B. in Frankfurt a. O., wurden sogar Doktoren anderer Fakultäten, wenn sie der Promotion beiwohnten, mit solchen Ehrengaben bedacht¹⁹). Offenbar wollte man durch diese Einrichtung bewirken, daß solche recht oft durch ehrende Theilnahme ihr Interesse bekunden und den Promotionsakt zu einem möglichst feierlichen gestalten halfen. Für den Promovenden aber wurde diese Ehre die Quelle weiterer Ausgaben.

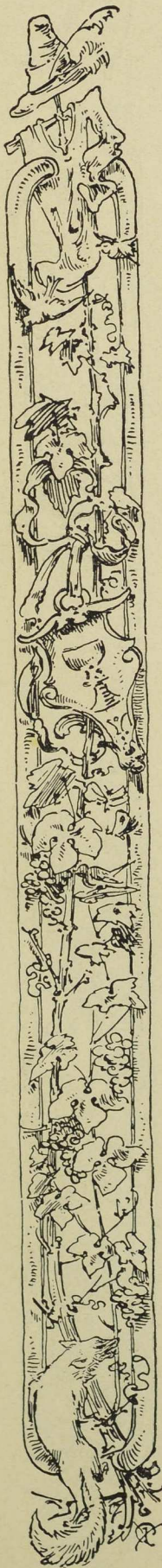
Zu den Ehrenaussgaben ist ferner zu rechnen die Lieferung von Wein und Konfekt bei den Prüfungen für die Examinatoren und den Kanzler, eine Sitte, die — wenn ich recht unterrichtet bin — noch heute an manchen Universitäten bei den Doktorenprüfungen besteht. — Bei den Medizinern in Freiburg mußte damals jeder Licentiat — außer 1 1/2 Gulden, die jedem theilnehmenden Doktor zu zahlen waren — für einen Gulden Wein und Konfekt in die Prüfung bringen lassen²⁰). Ebenso war es bei den Medizinern in Wien²¹). — In der theologischen Fakultät unserer Hochschule mußte zur Licen-

tiatsprüfung jeder Kandidat zu seiner eigenen und der Examinatoren Erfrischung zwei Maß Metwein und frisches Brot von der besten Sorte liefern und nach bestandener Prüfung jedem Examinator ein Pfund „Zucker-Konfekt“ geben²²⁾.

Aber wir können uns für die damalige Zeit so wenig wie für heute einen bedeutsamen Schritt, einen wichtigen Akt im studentischen Leben vorstellen ohne Festschmaus und Gelage. Und in der That fehlte es an solchen bei den verschiedensten Gelegenheiten auch an den mittelalterlichen Universitäten nicht. Schon gleich nach der Immatrikulation mußten die neuen akademischen Jünger, die Pennäle, ihren Landsleuten (und anderen Studenten) den sog. Accessschmaus geben, ein Antrittsgelage, bei dem natürlich das Trinken im Vordergrund stand (seit dem 30-jährigen Krieg auch das Tabakrauchen²³⁾). Und nach Ablauf des sog. Pennaljahres erfolgte bei der Absolution der sog. Absolutionschmaus in ähnlicher Weise.

Gelage oder Gastmähler wurden auch an den kirchlichen Festtagen der Universität und der einzelnen Fakultäten abgehalten, so z. B. von der theologischen Fakultät in Freiburg am Fest ihres Patrons, des hl. Johannes ante portam Latinam. An diesem Convivium nahmen alle Professoren und adeligen Mitglieder der Universität, alle Theologiestudierenden, alle Wohlthäter und Gönner der Fakultät, also eine ganz stattliche Zahl von Gästen Theil. Die Ausgaben hatten zum größten Theil die Eingeladenen selbst zu bestreiten. Unterlassen wurde der Festschmaus mitunter in Zeiten von Hungersnoth und Weintheuerung²⁴⁾.

Kein Wunder also, wenn auch beim Erlangen der hohen und höchsten akademischen Würden ein feierliches Gastmahl — mitunter (z. B. in Leipzig im Anfang des 16. Jahrh.) auch Umzüge mit Musik oder ein Ball — dem Ganzen einen glänzenden Abschluß gab, wenn bei allen Fakultäten ohne Unterschied nach den verschiedenen Gradverleihungen



Convivia und Prandia (eigentlich Frühstück) für die aufgewandte Mühe und Arbeit eine Art Entschädigung bieten sollten.

Beginnen wir auch hier bei der Artistenfakultät. In Freiburg wird unter den Leistungen des angehenden Baccalarius artium besonders ein Prandium hervorgehoben, zu dem er (mindestens) einen Gulden zu zahlen und vor Allem wenigstens den Rektor der Universität, den Fakultätsdekan und seine Examinatoren, sowie, wenn die Mittel reichen, auch die andern Magistri de consilio facultatis (etwa = ordentliche Professoren der Fakultät) einzuladen hat²⁵⁾.

Ähnliche Bestimmungen galten für das Prandium, das der Licentiatius artium zu spenden hatte. Aber hier wurde — dem höheren Rang entsprechend — der Kreis der einzuladenden Gäste bald vergrößert, indem alle Magister der ganzen Universität, also auch der drei anderen Fakultäten, geladen wurden. So wenigstens steht im Statutenentwurf von 1490²⁶⁾. Ein zweites Prandium, beim Empfang der Magisterinsignien, wie es von manchen Universitäten ebenfalls obligatorisch gewesen zu sein scheint, stellen die weiter ausgeführten und schon mehrfach zitierten Statuten, die offenbar etwas späteren Datums sind, frei, indem sie keinen Magistranden dazu nöthigen, sondern es dem Vermögen des Einzelnen anheimstellen²⁷⁾. — In früherer Zeit dagegen scheint es obligatorisch gewesen zu sein, wie einige Dispensgesuche darthun.

Der vorhin genannte Festschmaus, der nach Ertheilung der Lizenz (licentia docendi = Erlaubniß, ordentliche Vorlesungen zu halten), trug — außer prandium licenciandorum — den klassischen Namen prandium Aristotelis. Da dieses „Aristotelesfrühstück“ mit der Zeit immer mehr Bedeutung gewann und wir über verschiedene Einzelheiten desselben mehr als über jeden anderen akademischen Schmaus unterrichtet sind, so sei es gestattet, noch einen Augenblick dabei zu verweilen.

Derjenige, der das genannte Festgelage errichtete und leitete, war der Dekan der Fakultät, wodurch allein schon der Akt ein offizielles akademisches Gepräge erhielt und sich von einem heutigen Doktor-schmaus unterschied. Die Kosten aber trugen immer die Kandidaten, welche die Prüfung bestanden hatten. War die Zahl derselben sehr klein, so wurden wohl mitunter Einschränkungen gemacht in der Zahl der Einladungen oder aus der Fakultätskasse Zuschüsse geleistet. Aber es war nicht immer und nicht überall so, und man wollte an manchen Universitäten geradezu, daß die Zahl der „Determinierenden“ nicht groß sei. In Heidelberg z. B. hatte man bis 1498 die Vorschrift, daß nicht mehr als drei Promovenden miteinander determinieren²⁸⁾ und demnach auch miteinander die Kosten des Prandiums tragen durften. In Freiburg wurde am 19. Januar 1472 — zu einer Zeit, wo auch beim Empfang der Magisterinsignien ein Prandium gegeben wurde — beschlossen, daß nicht mehr als zwei Licentiaten die Magisterabzeichen erhalten sollten, und daß man nur wegen Armuth der Betreffenden die Ausnahme gestatte, daß drei zusammen zugelassen, also auch die Kosten der Bewirthung tragen dürften (*nisi propter paupertatem eorum facultas dispensaret, quod tres simul hoc facere possent*). Auch sorgte man dafür, daß namentlich die reichen Kandidaten sich nicht „drückten“, sondern möglichst viel leisteten. Ein Beispiel dafür. Im Januar 1487 bittet ein gewisser Michael Mittag die Fakultät, zuzulassen, daß er mit zwei anderen Licentiaten, die ebenfalls die Magisterabzeichen erhalten wollten, determinieren dürfe. Die Fakultät verweigert dies aber mit dem Hinweis darauf, daß er reich sei und von sich selbst aus allein die Examinatoren erfrischen könne²⁹⁾.

Die Zahl der Ehrengäste war — wie wir es schon von Freiburg gesehen haben — im Allgemeinen genau vorgeschrieben. Jedenfalls waren es der Rektor der Uni-



versität und die Magister der Artistenfakultät, vielfach auch der Kanzler der Universität und die Doktoren der oberen drei Fakultäten³⁰⁾. — Oft wurde aber in das Belieben der Fakultät gestellt, noch weitere durch Geburt oder Rangstellung hervorragende Personen einzuladen, auch wenn sie außerhalb des eigentlichen Universitätskörpers standen. So in Tübingen, wo übrigens zwei Prandien unterschieden werden, das eine im engeren Sinn *prandium Aristotelis* genannt, das andere (*verum*) *prandium magistrandorum*. Bei dem letzteren konnte die Fakultät hervorragende und achtenswerthe Persönlichkeiten einladen, nach ihrem Belieben und wie weit sie durch derartige Einladungen dem Akt einen höheren Glanz verleihen und solche Personen selbst ehren wollte³¹⁾. In Greifswald bestimmt statutengemäß der Dekan mit den Seniores der Fakultät das Nähere wegen des Prandiums, und es darf Niemand eingeladen werden ohne deren (d. h. des Dekans und der Seniores) Zustimmung³²⁾. — In Wien nehmen seit Beginn des 16. Jahrhunderts (vorher durften die Universitätsprofessoren gewöhnlich nicht heirathen) auch die Frauen der Professoren an den immer üppiger und kostspieliger werdenden Schmausereien zu Ehren des neuen Magisters manchmal Theil.

Ganz dispensiert von den Ausgaben für das Prandium wurde selten, gewöhnlich nur gestundet. Ein (vereinzelter) Fall von vollständiger Dispens wurde oben (S. 58) erwähnt, wo — 1475 — einem armen Studentlein der Schmaus geschenkt wurde, nicht aber das Spenden von Handschuhen. Häufig dagegen kommen — wenigstens an unserer Universität; es wird aber anderwärts auch nicht viel anders gewesen sein — solche Fälle vor, wo einem armen Studenten, dem das Prandium unerschwingliche Kosten machte, die Zahlung des Goldens für dasselbe einstweilen erlassen wird, bis er sich finanziell besser gestellt habe³³⁾, was wohl mitunter recht lange gedauert haben mag. Oft wird auch die *Determinatio* selbst

in einem solchen Fall finanziellen Unvermögens verschoben. 1466 z. B. bittet ein Baccalarius, daß ihm das Prandium bei der Determinatio erlassen werde, weil er jetzt nicht die Mittel dazu habe. Die Fakultät beschließt jedoch, daß der gewohnte festliche Charakter dieser Akte gewahrt werden müsse, und daß man ihn deswegen lieber vorläufig von der Determinatio selbst dispensieren wolle, bis er dies thun könne³⁴).

Aber allmählich mußte man, namentlich in Zeiten von Theuerung und schon der Konkurrenz halber, doch bald da bald dort Erleichterungen in Bezug auf die Ausgaben bei den Promotionen und vorab den Prandien schaffen. In Heidelberg war man 1498 zum ersten Male, später aber allgemein von jener oben (S. 60) genannten Vorschrift abgegangen, daß nur höchstens drei Kandidaten determinieren dürfen. Es war also jetzt einer größeren Anzahl gestattet, zu gleicher Zeit zu determinieren und natürlich auch die Kosten der Bewirthung gemeinsam zu tragen, wodurch auf den Einzelnen eine viel kleinere Summe kam. Ja es wurde sogar bald gestattet, unico actu die Lizenz und das Magisterium zu erlangen, wodurch — wie in dem oben genannten Einzelfall in Freiburg — die zweimaligen Ausgaben zu einer einmaligen vereinfacht wurden. Und als 1522 eine Vertheuerung der Lebensmittel eingetreten war, wurde auch die Zahl der Einzuladenden sowie die Kosten der Bewirthung vermindert³⁵).

Aber auch aus anderen Gründen mußten bald Vorschriften erlassen werden, die auf eine Einschränkung in den Ausgaben abzielten. Bei den reicheren Studenten war mit der Zeit große Verschwendung eingerissen, die Prandien zu wahren Festschmählungen geworden, und Ausschreitungen kamen da und dort vor. Manch' Anderer, der weniger vermöglich war, wollte nicht zurückstehen, sondern suchte es jenen nachzumachen, gab über seine Mittel aus und machte Schulden. Auch mochte es vorkommen, daß Kandidaten, die sonst befähigt gewesen wären, durch die



aus den Gastmählern u. A. erwachsenden Kosten vom Examen abgeschreckt wurden u. s. w. Um allen diesen Mißständen abzuhelfen, ließ man, wie gesagt, Einschränkungen eintreten. In Freiburg z. B. wurden 1469 Beschlüsse gefaßt, die als Ergänzungen und Verbesserungen der Disziplinargesetze von 1460 anzusehen sind und dahin gingen, daß wenn künftig ein Universitätsangehöriger bei irgend einer Promotion ein Mahl gebe, er, um nicht beschwert zu werden, auf die Person nicht mehr als 14 Rappenfennige Freiburger Münze ausgeben dürfe. Auch solle die Zahl der Gäste in jeder Fakultät durch den Dekan und seine Räte bestimmt werden, damit auf solche Weise Epikurs Lehre nicht nur im Worte, sondern auch im Werke widerlegt werde³⁶).

Viel weiter ins Einzelne gehende Bestimmungen traf die Leipziger Universität, wo folgendes Luxusverbot erlassen wurde³⁷). Der Magistrand darf beim Prandium nicht mehr als vier, höchstens fünf Gerichte auftragen lassen, keinen vinum gallicum rivilium, romaniam vel malvasiam oder ähnliche kostspielige Weine, es sei denn, daß er solche gäbe am Anfang des Mahles als Brüche (oder Tünke) oder am Ende bei der letzten Platte oder nach dem Tischgebet (nisi forte voluerit dare in principio mensae pro intinctura aut in fine circa ultimum ferculum vel post gratias).

Da die in Rede stehenden Festgelage den Abschluß einer durch mehrere Tage sich hindurchziehenden Prüfung bildeten und für ausgestandene Mühe und Arbeit belohnen sollten, so überließ man sich jeglicher Lust und Ausgelassenheit. Außer Liedern von oft recht derber Art kamen Scherze vor, die schon mehr Rohheiten genannt werden dürfen, und natürlich wurde auch im Trinken oft ganz Erhebliches geleistet, wie denn überhaupt in dieser Beziehung die Studenten jener Zeit denen der heutigen kaum nachstanden. In Tübingen z. B. beschwert sich 1582 der Kanzler in einer Senatsitzung, daß die Studenten so viel trinken, daß die

Universität in Verruf komme und die Leute abgeschreckt würden, ihre Söhne nach Tübingen zu schicken. Gerade in Bezug auf das Trinken und seine verschiedenen Arten finde ich in den Protokollen der hiesigen Artistenfakultät zwei Verbote, beide aus dem Jahr 1514, die in ihrer Art nicht uninteressant sind. Das eine (vom 1. Sept. d. J.) warnt die Magister, die ordentliche Dozenten der Fakultät sein wollen, davor, bei den Prandien der Magistranden, der Baccalarianden oder bei anderen Gelegenheiten, wo viele ehrbare Leute zusammenkämen, „nach dem Loos zu trinken“, vielmehr sollten sie mäßig und ehrbar in Gegenwart der Anderen sowohl im Essen als im Trinken sich verhalten³⁸). Wie der Wortlaut erkennen läßt, wollte man durch das Verbot vorbeugen, daß von Seiten der Herren Magister den Gästen Vergerniß gegeben würde und diese schlecht von ihnen zu denken Anlaß nähmen. Dasselbe bezweckte in Bezug auf die Bürgerschaft der andere Beschluß. Derselbe, gefaßt am 22. Nov. 1514, verbietet den Magistern der Fakultät, bei den Prandien weiterhin „ad equalia pocula“, d. h. wohl nach unserem studentischen Sprachgebrauch „Bierjungen“ zu trinken, damit nicht der Bürgerschaft Gelegenheit gegeben werde zur Verkleinerung und sie eine Handhabe hätte, mit Recht die Studenten zu beschimpfen³⁹).

Aber auch von anderen Ausschreitungen erhalten wir Kunde, die beim prandium Aristotelis begangen wurden. Bezeugt sind uns von Leipzig folgende Ausgelassenheiten — die aber wahrscheinlich auch anderwärts ab und zu vorkamen. Die Scholaren, die natürlich keine Einladung zum Schmaus erhielten, wollten doch auch nicht ganz leer ausgehen. Sie überfielen deßhalb gerne die Diener, welche Speisen und Getränke zum Festmahl auftrugen oder nach damaliger Sitte — ähnlich wie heute noch bei Taufen und Hochzeiten in manchen Gegenden des Schwarzwaldes — im Auftrag der Herren Magister, die auch nach dem Festtag noch „gut leben“ wollten, solche für den anderen Tag in deren Wohnung schafften, und suchten ihnen Schüsseln und Flaschen zu entreißen. Oder sie belästigten die Gäste, die zum Fest gingen, mit Spott und Gewalt auf die verschiedenste Weise, suchten sie wohl am Weitergehen

zu hindern oder drangen gar in den Festsaal selbst ein und verübten dort Unfug. Um solchen Ausschreitungen zu steuern, erließ der Leipziger Rektor am Tag vor dem prandium Aristotelis und ebenso vor dem Festschmaus, der von einem neuen Doktor theol. gegeben wurde, einen Befehl, daß die Scholaren in ihren Bursen und Wohnungen zu bleiben hätten, nicht die Gäste und die Diener belästigen und bedrängen, Speisen rauben sollten u. s. f.⁴⁰). Ähnliches hat sich der Uebermuth der Scholaren wohl auch bei andern Festlichkeiten erlaubt.

Von ähnlichen Festgelagen bei anderen Promotionen erwähne ich die in der theol. Fakultät unserer Hochschule, über die wir nähere Kunde haben. Hier war der baccalarius biblicus (Erklärung s. S. 57) nach seiner feierlichen Renunciatio verpflichtet, den Rektor der Universität, sowie die Magistri, Licentiati und Baccalarii seiner Fakultät zu einem Prandium zu laden, das auf seine Kosten bereitet wurde⁴¹). Ein ebensolches lieferten der bacc. sententiarius und der bacc. formatus, letzteres die höchste der drei theologischen Baccalareatsstufen. Größer war — entsprechend der höheren Würde — der Kreis derer, die geladen wurden beim Prandium der Licentiaten: alle Professoren der drei oberen Fakultäten, die Licentiati, Baccalare und „einige Zuhörer“ der theol. Fakultät⁴²). — Bemerkenswerth ist die Beobachtung, daß in diesen Fällen überall die Artistenfakultät als nicht ebenbürtig mit den drei andern Fakultäten erscheint, was sich darin ausspricht, daß ihre Mitglieder bei Festlichkeiten jener „oberen“ oder „höheren“ Fakultäten nirgends mit eingeladen wurden. — Uebrigens begann man auch hier bald einzusehen, daß die Ausgaben bei den genannten zahlreichen Graduerwerbungen für Manchen geradezu unerschwinglich waren, und gestattete deßhalb, daß anstatt des Conviviums bei den dreimaligen Baccalareatspromotionen jeweils 5 Batzen bezahlt wurden. Und später, 1577, trat die weitgehende Erlaubniß hinzu, daß einer zu allen drei Baccalareaten an einem Tag promoviert werden dürfe⁴³).

Zum Schluß dieses Abschnittes möge, um einen Ueberblick zu bekommen, eine Zusammen-

stellung der Ausgaben eines Baccalariandus und eines Magistrandus der Artisten folgen, wie sie uns im Statutenentwurf der Freiburger Artistenfakultät von 1490 gegeben ist. Der angehende Baccalarius bezw. Magister hat hier ante determinationem, also vor der feierlichen Erhebung zu seiner neuen Würde, u. A. zu schwören, daß er folgende Ausgaben vor und während des Aktes berichtigen wolle.

Baccalariandus persoluat	}	Fisco facultatis artium vnum flor.
		Determinanti suo pro cathedralibus 1 fl.
		Pro prandio 1 fl.
		Pro expensis examinis . . . 1 fl.
Magistrandus vero persoluat	}	Pedello 5 plabhardos.
		Fisco facultatis 2 flor.
		Determinanti suo pro cathedralibus 1 fl.
		Pro expensis prandii Aristotelis expensabunt birretatos omnes.
		Pro laboribus magistrorum temptatorum 1 fl.
		Pedello 10 plabhardos.
		Decano promotori omnes unum flor. pro birreto, cuilibet respondententi vnum birretum in valore dimidii floreni ad vnum.

Da, wie wir gesehen haben, die Ausgaben der drei anderen Fakultäten entsprechend höher waren — in Leipzig werden die Ausgaben, die im Anfang des 16. Jahrhunderts ein Doktor der Rechte bei seiner Promotion für Gelage, Umzüge, Musik und Geschenke zu machen hatte, auf 250 Dukaten berechnet! (Kaufmann, a. a. O., II, 318) — so ist es klar, — und damit kommen wir auf das im Eingang Ausgeführte zurück —, wie beträchtlich die Einnahmen waren, die sowohl die Fakultät als solche als auch ihre einzelnen Mitglieder aus den Promotionen bezogen. Kein Wunder also, wenn dieselben zunächst einen mächtigen Antrieb bildeten, dafür zu sorgen, daß die Studenten jene Grade an keiner andern Universität zu erlangen suchten. Die Bevorzugung der eigenen Graduierten, d. h. zu den akademischen Ehrenstufen (gradus) Beförderten, vor denen, die von anderen Universi-

täten schon graduiert kamen, und manche andere Vorschriften hatten diesen Zweck im Auge. Die Vorschriften, welche in Bezug auf die wissenschaftlichen Anforderungen, die an die Einzelnen gestellt wurden, bestanden, wurden oft sehr lax gehandhabt, eben um möglichst Viele promovieren zu können; und so kam es, daß mitunter recht unwürdige Elemente die Grade erlangten, was natürlich dem guten Ruf der Universität nicht gerade förderlich war, sondern mit der Zeit geradezu dahin führte, daß jene an und für sich nützliche Institution an Werth verlieren und in Verfall gerathen mußte. Gelegentlich kam es sogar vor, daß Kandidaten die Prüfung bestanden, wenn sie nur die Gebühren bezahlten. Einen eigenthümlichen Eindruck macht ein Fakultätsbeschuß der Artisten zu Ingolstadt, der den Examinatoren verbietet, von den Kandidaten Geschenke — wohl zu ergänzen: außer den üblichen Ehrengaben — anzunehmen. Auch fehlte es nicht nur vielfach am genauen Einhalten der vorgeschriebenen Vorbedingungen zum Examen, sondern auch am Ernst und an der Gewissenhaftigkeit der prüfenden Professoren. In Freiburg schickten am 1. September 1470 die Bürger der Stadt ihren Schultheiß und den Stadtschreiber an die Artistenfakultät, um dieselbe aufzufordern, dafür zu sorgen, daß nicht Unwürdige zu Baccalarii und Magistri promoviert würden; sie sollten lieber unter zehn Kandidaten nur einen Würdigen promovieren, als zehn Unwürdige⁴⁴⁾. Der Stadtbehörde erschien also die Zahl der Promovierten offenbar zu groß, vielleicht hatte sie auch von Einzelfällen gehört, wo zu milde verfahren worden war⁴⁵⁾.

Ebenso verderblich war ein anderer Mißbrauch, der von einzelnen Mitgliedern der Fakultäten getrieben wurde. Da die Vorteile und Einnahmen an Geld und Geschenken derer, die zu Promotoren gewählt wurden, sehr beträchtlich waren — ganz abgesehen von der Ehre —, so bildete sich ein förmliches Wettrennen um die Gunst der Scholaren in der Wahl des Promotors aus, ein Magister suchte dem andern die Scholaren abzujaßen, durch Versprechungen und Schmeicheleien, mitunter wohl auch mittelbar oder unmittelbar durch Drohungen und Gewalt für

sich zu gewinnen⁴⁶). Um solchem Mißbrauch zu steuern, wurde in den mehrfach erwähnten Statuten der Artisten, da wo von den Promotionen und dem Aufwand bei denselben die Rede ist, ausdrücklich hinzugefügt, daß jeder frei sein solle in der Wahl seines Promotors, und daß jeder Magister, der ungerechte Beeinflussung übe, ipso facto seines Amtes auf bestimmte Zeit enthoben sei, und daß seine schon gemachten Einnahmen dem Fiskus der Fakultät zufallen sollten⁴⁷). Und die Examinatoren selbst mußten schwören, sich von allen derartigen Beeinflussungen fern zu halten, und nur nach der Würdigkeit der Kandidaten zu promovieren⁴⁸).

Ganz ähnliche, z. Th. wörtlich gleichlautende Bestimmungen haben die Statuten der Artistenfakultäten zu Wien und zu Leipzig⁴⁹). —

Später, im Verlauf des 16. Jahrhunderts, schlug man an manchen Orten dann insofern einen ganz andern Weg ein, als man den Studenten überhaupt die freie Wahl des Promotors nahm. In Wittenberg z. B. (bekanntlich gegründet 1502) wurde einfach bestimmt, daß die Magister, welche den engeren Rath der Fakultät (das *consilium facultatis*) bildeten, dem Alter nach als Promotoren zu fungieren hätten⁵⁰). Und auch in Heidelberg wurde 1535 jenes freie Wahlrecht den Kandidaten genommen, die Fakultät bestimmte von da an den Promotor und den Tag der Promotion⁵¹). Damit war also wenigstens dem Buhlen um die Gunst der Kandidaten seitens der Magister ein Kiegel vorgeschoben. Ob und wann auch in Freiburg diese Maßregel getroffen wurde, darüber habe ich bis jetzt noch keinen Anhaltspunkt gefunden.



Anmerkungen.

1) Vgl. K. Zartfelder, „Das Katharinenfest der Heidelberger Artistenfakultät“ in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern, Jahrgang I (1891), S. 52 ff.

2) Vgl. darüber G. Kaufmann, Die Geschichte der deutschen Universitäten, II. Bd., Stuttgart 1896, S. 381 ff.

3) Protokoll der Artistenfakultät vom 27. Dezember (in crastino innocentium) 1461: *conclusum fuit, quod semel in anno pro gradu licencie in artibus et quater pro baccalareatu examen habeatur.*

4) Ich fand dieselben im hiesigen Stadtarchiv. Sie tragen kein Datum, sind aber, aus verschiedenen Anzeichen zu schließen, eine erweiterte Reinschrift eines ebendasselbst erhaltenen Entwurfes, der die Jahrzahl 1490 trägt.

5) Vgl. fol. XX der oben genannten Fakultätsstatuten: *Item talis (sc. promovendus ad gradum baccalareatus) dare teneatur unum florenum renensem facultati artium totiens quotiens se examini summiserit. Et si (quod absit) reiectus fuit, eidem prima vice totus restituatur florenus, secunda vero vice medius florenus, tertia autem vice et deinceps totum florenum facultas servet.* Zurückweisung (*retardatio*) von der Prüfung fand nicht selten statt, sei es, daß einer nicht die vorgeschriebene

Anzahl von Vorlesungen, Disputationen und Uebungen besucht, sei es, daß er sich gegen die bis ins Einzelne geregelte Kleiderordnung oder sonstige Gesetze der Fakultät oder Universität vergangen hatte.

6) Die Universitätsstatuten bestimmen, daß der *Baccalareandus coram facultate tempore admissionis u. A. zu schwören habe, daß er bereit sei, in habitu proprio in scolis determinare sub magistro facultatis artium actu in dicta facultate regente obseruatis et adhibitis solemnitatibus solitis et consuetis in huiusmodi actibus renumerando magistrum sibi presidentem ad minus in vno floreno renensi . . .* Wie der Zusatz *ad minus* erkennen läßt, war ein Gulden das Mindestmaß und waren der „Noblesse“ der Kandidaten keine Schranken gesetzt. Daß auch wirklich manche vornehmen und vermöglichen Studenten mehr gegeben haben werden, ist anzunehmen. Wurde doch auch schon bei der Immatrikulation in Bezug auf die Gebühren ähnliche Freigebigkeit geübt.

7) Vgl. Paulsen, „Organisation und Lebensordnungen der deutschen Universitäten im Mittelalter“ in Sybels Histor. Zeitschrift, Bd. 45 (N. f. Bd. 9) 1881, S. 432. Das Vorlese-

verzeichniß von Wittenberg für 1507, das freilich als eine Art Reklame aufzufassen sein wird, um auswärtige Studenten an die neue Hochschule zu locken, betont u. A., daß man in Wittenberg schon mit acht Goldgulden ein Jahr lang leben könne. G. Kaufmann, Die Geschichte der deutschen Universitäten, II. Bd., Anhang S. 579. — Nach einer genauen Berechnung, mitgetheilt in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik, herausgegeben von J. Conrad, N. F. XI. Bd. (1885), S. 328, betrug der Maximaltaglohn eines Arbeiters im Elsaß im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts 88 Cts. im Sommer, 78 Cts. im Winter; im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts 83 Cts. im Sommer (der Winterlohn ist nicht angegeben), gegen 3 Frs. 54 Cts. bzw. 2 Frs. 46 Cts. im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts! — Weitere Zahlen nachweise gibt Paulsen, a. a. O., S. 431.

8) Schon deshalb, weil die meisten in den Bursen wohnten, wo sie auch die Kost hatten. In Wien kam beides zusammen — Kost und Wohnung — in den Bursen wöchentlich nur auf 2–4 Groschen, oft noch niedriger zu stehen. Aschbach, Geschichte der Wiener Universität (Wien 1865), S. 68.

9) Der Statutenentwurf von 1490 rechnet im Kapitel de officio pedelli zu den Diensten desselben u. A.: in actibus publicis magistros debito ordine locet.

10) Statuten der Artistenfakultät fol. XXVIII; Item talis (sc. magistrandus) pedello facultatis nostre soluat tempore locacionis quinque plapardos et cum inceperit similiter quinque plap., et si potuerit comode in pluri pedello succurrat secundum ipsius honestatem. Die Einkünfte der Pedellen waren eben auch fast ganz auf die Gebühren bei den Promotionen angewiesen, wie aus dem Kap. de salario pedelli im Statutenentwurf von 1490 hervorgeht. Dort heißt es ähnlich: . . . nec pedellus ab aliquo praedictorum (sc. baccaliorum und licenciatorum) plus (als 5 bzw. 10 Plapp.) extorquere presumat nisi quis libere amplius expendere velit, tunc enim pedellus id gratuite recipere potest.

11) Das Kap. de matricula facultatis artium der Fakultätsstatuten sagt: In qua quidem matricula magistris teneantur ascribi cum primum ad facultatem assumuntur et pro intitulatione dabit quilibet ipsorum duos plapardos. Baccalarius quoque similiter teneatur inscribi cum determinare aut ad consortium baccaliorum assumi voluerit et dabit vnum plapardum.

12) Vgl. J. König im Freiburger Diöcesanarchiv, XXIII. Bd., S. 32p. Der baccalarius biblicus gab praeter convivii expensas (s. unten) pro examine seu disputatione patri seu patrono suo bacios viginti, caeteris facultatis legentibus singulis quinque. Pro renuntiationis actu graduque accepto dedit aërario facultatis florenum vnum, patri seu promotori suo florenos duos, et bedello florenum dimidium; der baccalarius sententiarius pro examine dedit patrono suo 20 bacios, aliis doctoribus 5, pro titulo vero gradus et honoris facultati florenum vnum, singulisque doctoribus atque legentibus eiusdem totidem; pedello quoque florenum vnum. — Ob auch der sog. baccalarius formatus theologiae weitere Ge-

bühren entrichtete und wie viel, ist nicht angegeben. — Der Licentiatus hatte — außer den zahlreichen unten zu erwähnenden Ehrengaben — absoluto examine cuius examinatori . . . florenum Rhenensem in auro vnum, patrono vero suo florenos duos zu leisten; endlich der Doktor theol. ad facultatis aërarium 1 flor., cuius doctori ac legenti eiusdem (sc. facultatis theologiae) florenos duos, patrono flor. sex, pedello duos.

13) Vgl. Aschbach, Geschichte der Wiener Universität, S. 77 mit Anmerkung.

14) . . . Item doctorandus debet ad minus unum doctorem vestire cum XIV ulnis panni boni. Et si placuerit plures vestire, faciat pro quolibet alio doctore vestiendo secundum decentiam ad bene placitum suae voluntatis. — Debet dare cuilibet doctori suae facultatis biretum et unum par chyrothecarum contextarum. — Det bedello duos florenos vel vestem post decentiam facultatis in doctoratu . . . Aschbach, Geschichte der Wiener Universität, S. 77, Anm.

15) G. Kaufmann, Die Geschichte der deutschen Universitäten, II, 318, Anm. 4.

16) Urkunden der Universität Tübingen (Tübingen 1877, S. 363 und 365): Magistrandus persoluat: decano promotori omnes vnum fl. pro birreto, cuilibet respondententi vnum birretum in valore dimidii floreni adminus.

17) Statutenentwurf von 1490: Magistrandus persoluat . . . decano promotori omnes vnum florenum pro birreto; cuilibet respondententi vnum birretum in valore dimidii floreni ad vnum.

18) . . . praeterea cuius facultatis legenti pileum sacerdotalem et par chyrothecarum; tandem sex aut octo faces cereas adornari curabat, quas in die renuntiationis tot paria puellorum gestarent; tandem suis impensis erigi curabat in templo cathedram et consueta sedilia, pulsari campanam maiorem et reliqua, a cantoribus denique cantari, et pulsari organa . . . König im Diöcesanarchiv XXIII, 32.

19) G. Kaufmann, a. a. O., II, 318.

20) . . . exponat unum florenum pro confectionibus et vino in examine. Aus den Statuten der medizinischen Fakultät, mitgetheilt bei J. Schreiber, Geschichte der Universität Freiburg I, 219.

21) Aschbach, a. a. O., S. 77 Anm.

22) . . . afferre debebat candidatus in examina ad examinatorum et suam ipsius recreationem mensuras vini clareti duas cum primario pane recenti; absoluto dein examine cuius examinatori debet librum saccari confecti unum . . . J. König im Freiburger Diöcesanarchiv XXIII, 34/35. — Eine Erklärung des Ausdrucks (vinum) claretum gibt Barth, Anglicus lib. 19: de proprietatibus rerum cap. 56; mitgetheilt bei Du Lange, Glossarium mediae et infimae latinitatis II, 354: Claretum ex vino et melle et speciebus aromaticis confectum, nam species aromaticae in subtilissimum pulverem conteruntur, et in sacco lineo vel mundo cum melle vel zucara repouuntur, vino autem optimo species perfunduntur et reperfunduntur, quemadmodum fit lixivia, et tamdiu renovatur perfusio, donec virtus specierum vino incorporaretur et optime clarificetur, unde a vino

contrahit fortitudinem et animum, a speciebus autem retinet aromaticitatem et odorem, sed a melle dulcedinem mutuatur et saporem.

23) Dieses wurde 1620 von englischen Truppen, die nach Böhmen dem „Winterkönig“ zu Hilfe zogen, nach Deutschland gebracht und fand rasch Eingang, zuerst bei den Soldaten, von denen es dann die Studenten lernten. Vgl. Jo. Georg Schochs Komödie vom Studentenleben, herausgegeben von W. Fabricius, München 1892, S. III.

24) . . . Convivium, ad quod vocari consueverant omnes proceres et professores academiae, omnes etiam candidati et auditores theologiae, et si qui alii erant ex fautoribus et benefactoribus facultatis. Symboli (d. h. zum Zahlen verpflichtet) partem potiorum quisque invitatus persolvebat: reliquum pendebat facultas ex aerario. Asymboli erant missam celebrans et perorator (Festprediger). Intermissum tamen est convivium una et altera vice ob annonae aut vini caritatem.

25) Baccalariandus ad minimum invitet rectorem universitatis et decanum cum temptatoribus suis et magistros de consilio facultatis artium si expense suffecerint. Statutenentwurf von 1490; dasselbst wird auch bei der Zusammenstellung der Ausgaben eines Baccalarianden erwähnt: (persolvat) pro prandio 1 flor. — Die sonst ausführlicheren oben genannten Statuten ohne Jahreszahl erwähnen nur, daß der Baccalariand coram facultate tempore admissionis zu schwören habe, alle vorgeschriebenen „Festlichkeiten“ zu beachten, u. A. exponendo pro prandio ad minus florenum vnum, ad quod prandium obligatus sit ad invitandum precipue decanum cum suis contemptoribus.

26) Ad prandium magistrandorum invitet omnes birretatos de gremio universitatis; nur die Magister durften Birette als Abzeichen ihrer Würde tragen. — Noch im Protokoll der Artistenfakultät vom 17. September 1473 heißt es: Item iurabunt (sc. scolares) quod . . . cum gradus aliquos vel insignia magisterii susceperint pro magistris in facultate artium regentibus praecipue pro decano et temptatoribus suis ad minimum unum florenum pro prandio exponere velint. — Magister der anderen drei Fakultäten wurden also damals, in der ersten Zeit des Bestehens unserer Hochschule, noch nicht eingeladen.

27) Ad prandium autem dandum nullum volumus coartare. Sed si habens fuit, faciat ad sui ipsius decentiam et honestatem.

28) Toepfe, Matrikel der Universität Heidelberg, II, 362, Anm.

29) Mich. Mittag petiit a facultate quod facultas vellet secum dispensare et admittere vt posset cum duobus licentiatis volentibus recipere insignia determinare que facultas super hoc deliberando recusavit attento quod dives esset et perse ipsum posset suos temptatores reficere.

30) Vgl. z. B. die Statuten von Tübingen (Urkunden der Universität Tübingen, S. 364): Ad prandium Aristotelis inuitetur dominus rector, cancellarius cum singulis tam de universitatis quam de facultatis consilio existentibus.

31) De aliis vero personis egregiis et venerabilibus, de quibus supra non fit expressa mentio, relinquatur facultatis arbitrio, prout volt personas huiusmodi et actum determinationis honorari. Urkunden der Universität Tübingen, S. 364.

32) Item decanus cum senioribus sibi deputatis disponere debet de prandio promovendorum et invitandorum, nec aliquis invitari debet sine consensu illorum. Greifswalder Statuten bei Rosgarten, Geschichte der Universität Greifswald, II, 306, § 84. — Dort, in Greifswald, war übrigens das Prandium bedeutend theurer, es kostete jeden Einzelnen 8 Gulden. G. Kaufmann, a. a. O., II, 319, Anm. 2.

33) Solche Fälle begegnen, wie gesagt, sehr häufig in den Protokollen der Artistenfakultät; die stereotypen Ausdrücke sind: remissus fuit N. N. florenus (pro prandio), usque ad pinguiorem fortunam, oder donec ei pinguior arriserit fortuna.

34) Der Petent bittet, ut prandium dandum decano et examinadoribus in sua determinatione sibi remittatur attento quod iam non habeat facultatem satisfaciendi. Die Fakultät beschließt, quod ipse seruet sollemnitate in huiusmodi actibus consuetam et tamdiu secum dispensetur super determinationem, quousque hoc facere possit.

35) Toepfe, Die Matrikel der Universität Heidelberg, II, 362, Anm.

36) Schreiber, Geschichte der Universität Freiburg I, 40/41. — Ein Rappenpfennig war soviel wie ein Kreuzer, 14 also nach unserem Geld etwa 40 Pfennige.

37) Jarnde, Statutenbücher, S. 314; vgl. Kaufmann, a. a. O., II, 319, Anm. 2.

38) In die sancti Egidi . . . fuit conclusum, quod magistri volentes esse de regentia . . . in prandis magistrandorum aut baccaliorum vel alias in aliis prandis aliorum honestorum actorum vniuersitatis vbi esset plurimorum honestorum hominum consessus seu conventus non deberent ad sortem bibere, sed moderate et honeste coram aliis quoad sumptionem cibi et potus sese habere.

39) Decimo kal. dec. (1514): . . . omnibus et singulis magistris ex decreto facultatis et universitatis a decano dictum . . . ne amplius in prandis facultatis artium ad equalia pocula bibant, ne praebetur ciuibus materia detractionis (so steht im Text, es soll wohl detractationis heißen) et argumentum iuste obloquendi studentibus. Statt ad equalia pocula kommt auch der Ausdruck ad equales haustus bibere vor. Diese Art des Trinkens verbreitete sich im 16. Jahrhundert in den zerfallenden Bursen bei nächtlichen Gelagen und war offenbar ganz besonders verpönt. Vgl. auch Schreiber, a. a. O., II, 72, Anm. — Bemerkenswerth ist übrigens, daß das genannte Verbot zugleich mit einem anderen erlassen wurde, als der Besuch des Kaisers (Max) in Aussicht stand. Und wenn auch nur bei dem ersten (am gleichen Tag gefaßten) Beschluß — der sich auf Kleidertracht und Fleiß in den Vorlesungen bezieht — hinzugefügt ist adventurum enim imperatorem forte huius rei censorem futurum, so dürfte der bevorstehende hohe Besuch doch auch ein Grund für den Erlass des zweiten Verbotes ge-

wesen sein. Denn es ist klar, daß man nicht etwa von der Bürgerschaft beim Kaiser lazer Handhabung der Disziplin beschuldigt werden wollte.

40) Zarncke, Statutenbuch, S. 113: Mandatum de ministris prandii Aristotelis non impediendis vel offendendis. Mandat omnibus . . . quatenus crastina luce post actum recommendationis dominorum magistrandorum in collegiis ac bursis suarum habitationum sive stantiarum sese contineant, nec convivas prandii Aristotelis ac ipsorum ministros in vel extra locum, ubi dictum habebitur prandium, quovis modo impediunt, molestant, conturbent, seu verbis aut factis incuriose quomodolibet offendant, nec etiam dictis ministris inter apportandum et deportandum cibaria et potagia aliquid e manibus, scutellis seu poculis violenter tollere rapereque praesumant. Sub poena unius floreni etc. Vgl. Kaufmann, a. a. O., II, 320 mit Anm.

41) Bacc. bibl. . . actis deinde (d. h. nach der Renuntiatio) hospitibus gratiis magistros singulos theologicae facultatis, licentiatos atque baccalaureos eiusdem, ac rectorem universitatis invitabat ad prandium, quod suis sumptibus paratum erat. König im Freiburger Diöcesanarchiv XXIII, 32.

42) Eingeladen wurden trium facultatum superiorum professores omnes, item studii theologici licentiat, baccalaurei et auditores nonnulli. König, a. a. O., S. 34.

43) Concessum fuit, ut ad imminuendos sumptus loco convivii, quod in tribus examinibus pro Baccalareatu legentibus facultatis exhibere oportuit, singulis numerarentur 5 baci. — Und 1577: Dispensatum est, ut quis promoveretur ad tres gradus Baccalareatus uno die. König im Diöcesanarchiv XXIII, 35.

44) Cives miserunt ad facultatem duos sc. scultetum et prothonotarium qui petierunt ut ipsa facultas provideret, ne indigni ad gradum baccalareatus et magisterii promoverentur; ymmo potius velint ut inter decem vnus dignus promoveretur quam decem indigni. Protokoll der Artistenfakultät vom 1. Sept. 1470.

45) Die „Würdigkeit“ eines Kandidaten beruhte übrigens nicht nur auf seinem Wissen, der scientia — hauptsächlich im Inhalte der obligaten Vorlesungen bestehend —, sondern auch auf dem moralischen Verhalten (mores), der Aussicht auf Fortsetzung des Studiums (spes

futuri studii oder spes proficiendi) und der Beredsamkeit (eloquentia). Vgl. Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität I, 56. Die gleichen Erfordernisse stellt auch ein Passus unserer Statuten. — Vielleicht war also auch schon sittlich Anstößiges bei zu Promovierenden vorgekommen, wovon die Stadt unter Umständen besser unterrichtet war als die Universität.

46) Ganz ähnlich waren schon die Beeinflussungen bei der Wahl eines Patrons, bei dem der angehende Studiosus seine Wohnung nahm und unter dessen Leitung und Aufsicht er lernte.

47) Vom Baccalariandus heißt es: Liber tamen sit ad determinandum sub quocunq; magistorum nostre facultatis studii friburgensis actum in eadem regente non obstantibus quibuscunq; promissionibus. Et si quisquam magistrorum nostre facultatis quoniam per se uel per alium induceret aut induxisset minis blandimentis vel quibuscunq; aliis sponsonibus ad determinandum sub eo, ille quidem magister ipso facto sit suspensus a regentia id est a lectionibus exercitiis et promotione aliorum in artibus per unum integrum annum munusque sibi (!) datum in determinatione fisco facultatis applicetur. Fast Wort für Wort stimmt mit dieser Verordnung überein diejenige, die sich auf das Licentiatsexamen bezieht.

48) Jeder Magister hat zu schwören: Primo quod nec per se nec per alium directe aut indirecte laborauerit ad hoc ut ipse in tentatorem uel examinatorem eligeretur aut quandolibet caperetur. Secundo quod fideliter examinabit baccalarios ita quod non contingat per ipsius torporem aut negligentiam dignos repelli et ad talem gradum indignos admitti. Tertio quod a baccalariis siue licenciandis sub pena periurii nichil recipiat directe uel indirecte aut quocunq; alio modo aliquid ab ipsis extorqueat nec aliquem fauore indebito . . . promoueat vel odio repellat . . . sed pensatis diligenter scientia et moribus secundum ipsius conscientiam dignos admittat et indignos repellat. Fast den gleichen Wortlaut hat in dieser Beziehung der Statutenentwurf von 1490.

49) Kaufmann, a. a. O., II, 307, Anm. I.

50) Th. Nüther, Die Wittenberger Universitäts- und Fakultätsstatuten vom Jahre 1508 (Zalle 1867), S. 43.

51) Toepfe, a. a. O., II, 362/63, Anm.



Die Einhornjagd

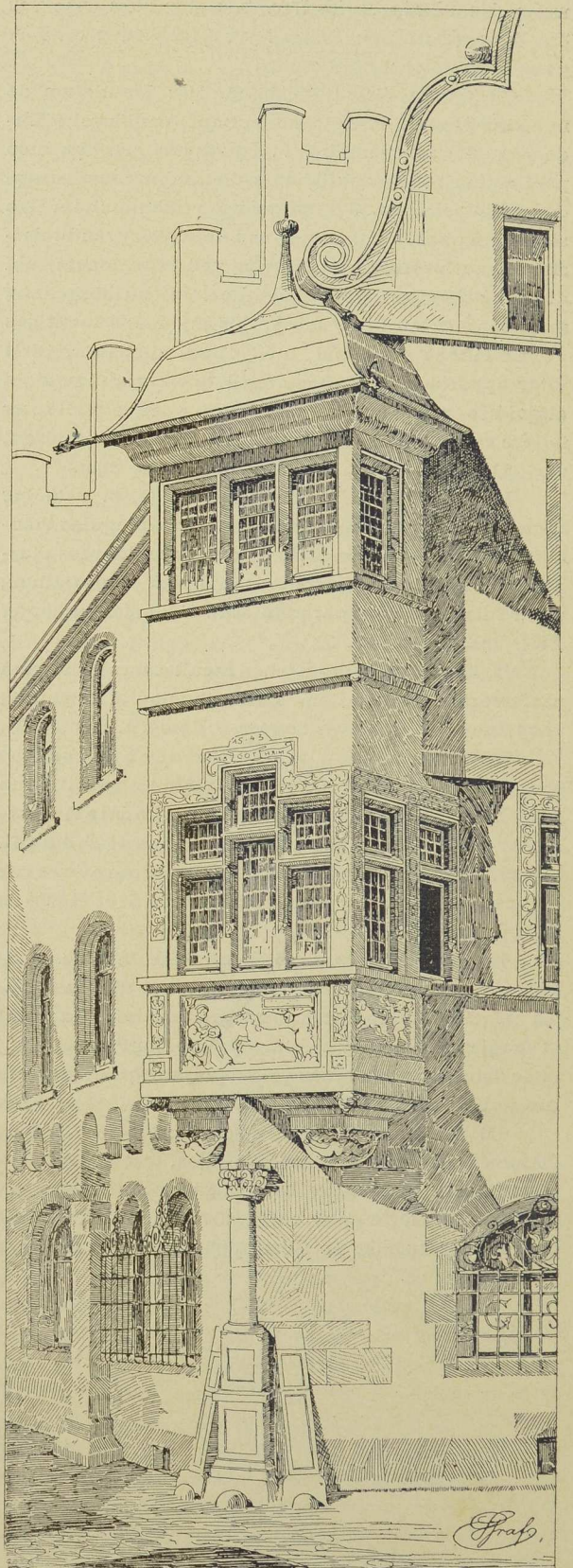
in der Literatur und Kunst des Mittelalters, vornehmlich am Oberrhein.

Von Dr. P. Albert.



ES mehr denn vierthalbundert Jahren fesselt an einem der belebtesten Plätze Freiburgs, in der vom Centrum der Stadt nach dem Bahnhofe führenden Eisenbahnstraße am südlichen Erker des ehemaligen alten Universitäts-, nunmehr neuen Rathhausgebäudes eine merkwürdige Bildhauerarbeit die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden, deren die wenigsten sich über die Bedeutung des Werkes Rechenschaft zu geben wissen. Es ist die sog. Jagd des Einhorns, ein in der christlichen Kunst des Mittelalters weit verbreitetes symbolisches Motiv, das recht wie ein Räthsel aus ferner Vergangenheit hier an modernster Verkehrsstraße steht. Die in Rede stehende Darstellung gehört nach Form und Inhalt bereits der neueren Zeit an, von der durch den Humanismus heraufgeführten Kunst der Renaissance für ihre Zwecke in Anspruch genommen, ihres ursprünglich kirchlichen Charakters entkleidet und auf das profan-ethische Gebiet übertragen. So häufig nämlich auch die bekannte Thierfabel in den früheren Jahrhunderten literarisch erklärt und bildlich dargestellt worden ist, so hatte man doch vor dem Cinquecento selten einen anderen als den hergebrachten religiösen Sinn mit ihr zum Ausdruck zu bringen versucht.

Der Glaube an die Existenz des Einhorns ist uralte¹⁾. Er ist den heiligen Schriften des Alten Bundes²⁾ ebenso geläufig wie der antiken klassischen Literatur; er findet sich ebensowohl in der indischen Sage wie bei den alten Aegyptern, die ihn im Tempel zu Edfu bei Syene bildlich dargestellt haben³⁾. Ursprünglich vielleicht eine Ausgeburt der geängstigten Phantasie eines vor der unfassbaren Natur und ihren Wesen er-



Erker an der alten Universität zu Freiburg i. Br.

schreckten primitiven Menschenkindes nahm das fabelhafte Thier in der Ueberlieferung bald eine wesenhafte, greifbare Gestalt an und wanderte in dieser, mehr oder weniger verändert oder verwandelt, von Geschlecht zu Geschlecht, von Nation zu Nation und lebt selbst jetzt, nachdem die exakte Forschung längst das Nichtvorhandensein oder gar die Unmöglichkeit eines solchen Gebildes nachgewiesen hat, im Geiste der Völker fort. Es ist noch heute im Märchen, auf Wappenschildern, als Apothekenzeichen, im Gleichniß der Dichter lebendig, und noch der große Geograph Karl Ritter (gest. 1859) glaubte das Vorhandensein des Thieres annehmen zu können, obwohl die Wissenschaft, die nun auch die verborgensten Winkel unseres Erdballs durchstöbert hat, ein ihm gleichendes Wesen nicht hat entdecken können⁴⁾.

Die erste Erwähnung des Einhorn findet sich in der Indischen Geschichte des als Zeitgenosse Xenophons bekannten griechischen Arztes und Schriftstellers Atesias (434—354 v. Chr.)⁵⁾, von dem man allerdings anzunehmen geneigt ist, daß er aus dem auf den Mauern von Persepolis im Kampfe mit dem Löwen abgebildeten Thiere⁶⁾ aus falscher Anschauung ein Einhorn gemacht habe, während es nur ein wilder Stier oder Büffel gewesen sein könne. Atesias nun schildert das Einhorn oder den einhörnigen wilden indischen Esel als dem Pferde ähnlich, aber größer, mit weißem Körper, purpurothem Kopf und blauen Augen; das auf seiner Stirn sitzende, eine Elle lange Horn sei an dem der Stirn zunächst gelegenen Theile weiß, in der Mitte schwarz und an der Spitze purpuroth. Aus diesem Horn verfertige man Becher, durch die der daraus Trinkende vor Krampfanfällen und fallender Sucht geschützt werde; auch schade demjenigen kein Gift, welcher vor oder noch mit demselben aus einem solchen Becher Wein, Wasser oder sonst etwas trinke⁷⁾. Das Einhorn sei sehr schnell, äußerst stark und unerreikbaar für Pferde und andere Thiere. Anfangs laufe es langsam, je länger es aber laufe, desto größer werde seine Schnelligkeit; es sei überhaupt unjagbar. Nur wenn seine Jungen bedroht seien, vertheidige es sie, mit dem Horn, mit den Hufen und mit Bissen kämpfend. Dabei tödte es oft viele Menschen und Pferde, bis es zuletzt selbst

durch Speere und Pfeile erlegt werde. Lebend sei es nicht zu fangen. Sein Fleisch sei wegen seiner Bitterkeit ungenießbar, man jage es des Hornes und der Sprungbeine wegen, durch welche letztere es sich von allen anderen einhufigen Thieren unterscheidet⁸⁾.

Von Atesias haben den Bericht über das Einhorn Aristoteles⁹⁾, Antigonos¹⁰⁾, Aelian¹¹⁾, Plinius¹²⁾ u. a. übernommen und in die Literatur eingeführt. Doch gehen die Schilderungen von der Gestalt des Wunderthieres bei den Späteren bis auf ganz allgemeine Punkte nicht auf Atesias und den ihn wiederholenden und weiter ausmalenden Aelian zurück, sondern stimmen vielmehr mit dem überein, was dieser von dem indischen Kartazonos erzählt¹³⁾. Auch von dem Rhinoceros wurden einzelne, im Alterthum berichtete Züge später auf das Einhorn übertragen. Ueberhaupt laufen die Fäden der Ueberlieferung über das Fabelthier früh und vielfach so ineinander, daß es eines eigenen Buches bedürfte, um das daraus entstandene feste Gewebe zu entwirren.

Nicht aus diesen klassischen Quellen hat die biblisch-theologische Ueberlieferung über das Einhorn geschöpft, die auf der Verwendung des Wortes Monokeros durch die Septuaginta trotz des Zweifels besonnener Männer wie des hl. Ambrosius an den Stellen beruht, wo in der hl. Schrift Re'em steht. Dieselbe giebt weder eine Schilderung, des Einhorns noch weiß sie irgend etwas von seinem Leben oder seinem Tode zu erzählen, sondern sucht nur durch allegorisch-mystische Auslegung zu erklären, weshalb an den genannten Gleichnißstellen des Alten Testaments dieser Ausdruck gebraucht sei und was die Schrift damit sagen wolle.

Die dritte Hauptüberlieferung über das Einhorn ist die des Physiologus, jenes merkwürdigen, in früher christlicher Zeit zu Alexandrien entstandenen und das ganze Mittelalter hindurch vielleicht verbreitetsten Buches, mit einer Auswahl von fast ausnahmslos fabelhaften Eigenschaften wirklich existierender oder fabelhafter Thiere mit angefügten mystischen oder moralischen Auslegungen¹⁴⁾. Diese, am weitesten verbreitete Tradition verweilt nur kurz bei der Schilderung des

Einhorn und steht dabei im Gegensatz zu den antiken Quellen. Sie erzählt mehr oder weniger ausführlich den Hergang beim Fangen des Einhorn durch eine Jungfrau und giebt dieser Geschichte eine mystische oder allegorisch-moralische Deutung, die sich ausgesprochener oder unausgesprochenermaßen auf Bibelstellen bezieht wie die theologische. Die Erzählung des Physiologus geht häufig ohne oder mit einer demselben fremden Auslegung früh in die patristische Literatur, dann in die alten Encyclopädien über und findet ihren Widerhall in Dichtung und Kunst aller europäischen Völker.

Die Anhaltspunkte und Anfänge der später an das fabelhafte Einhorn geknüpften Symbolik sind bereits in der von Aetias gegebenen Schilderung unschwer zu erkennen. In der zoroastrischen Lehre ist ein nach dem Einhorn gebildetes Thier mit einem Munde, drei Füßen und sechs Augen Sinnbild der reinen Thierwelt; sein Horn bedeutet die Macht, welche Ahrimans, des bösen Gottes, Herrschaft vernichtet¹⁵). In diesem Sinn ist wohl auch die auf den Mauern von Persepolis und andern, assyrischen und verwandten Skulpturen und Münzen häufig wiederkehrende Darstellung des mit einem Löwen kämpfenden Unicorn-Bullen zu verstehen. Die gangbare Annahme der antiken Welt findet sich schon sehr frühe in den christlichen Ideenkreis herübergeleitet und zum erstenmal von dem altchristlichen Apologeten St. Justin, dem Märtyrer (gest. um 165), ausgesprochen. Er sagt: „Sein Horn kann mit keiner andern Sache verglichen werden als mit dem Zeichen, welches das Kreuz bedeutet“. Ihm sind Tertullian (gest. um 220—30) gefolgt und Gregor der Große (gest. 604), der das Einhorn in seiner Erklärung zum Buche Job als Onager (den wilden Esel) nimmt und schon diejenige Eigenschaft von ihm zu berichten weiß, welche das Mittelalter fortan zu seinen Einhornjagdbildern veranlaßt hat. „Das Rhinoceros, auch Monoceros (Einhorn) genannt“, sagt er, „soll von solcher Stärke sein, daß es durch keine Gewalt der Jäger gefangen werden kann. Nach der Aussage solcher jedoch, welche der Beschreibung der Thiernatur nachgehend, mühsamer Forschung sich hingaben, setzt man ihm ein Mädchen, eine

Jungfrau, aus, die ihm, wie es ankommt, den Schoß bietet: in diesen legt es nun mit Hintanzetzung aller Wildheit seinen Kopf und wird so wehrlos denen zur Beute, welche auf seinen Fang ausziehen“.

Gregor selbst findet zwar hierin noch keine Allegorie der Menschwerdung, aber schon bei Isidor von Sevilla (gest. 636) kommt diese Deutung, die an Stelle des von Tertullian gebrauchten Hornes das ganze Thier als Symbol Christi setzt, zum Ausdruck. Was man im späteren Mittelalter vom Einhorn als einem Sinnbild des menschwerdenden göttlichen Erlösers festhielt, ist ihm schon geläufig, und er wiederholt bei der Schilderung vom Fange des Rhinoceros fast wörtlich die Angaben Gregors, der so die von einer Reihe von alten Kirchenschriftstellern getragenen Ideen entwickelt hatte, zum Beweise, daß man damals schon eine besondere Erbauung fand, die höchsten Heilswahrheiten mit einer angestammten Naturbetrachtung in Beziehung zu wissen. In dieser Form kehrt dann die Symbolik in der Literatur des Mittelalters von Rhabanus Maurus (gest. 856) bis ins 16. Jahrhundert wieder.

Im Verhältniß zu der symbolischen Deutung des Einhorn durch den Physiologus ist diejenige der patristischen und der ihr folgenden Literatur die primitivere, gleichsam sinnlichere und stützt sich mehr auf das als vorhanden angenommene Thier selbst und ihm zugeschriebene Eigenschaften als auf eine von ihm erzählte seltsame Fabel. Die biblisch-theologische Ueberlieferung sah ursprünglich im Einhorn ein Bild alles dessen, was für stark und überragend und was für trotzig unbezähmbar galt. Nun wird aber unseres Thieres in der Schrift zuweilen auch in gutem Sinne gedacht¹⁶), während es an anderer Stelle als eine böse, unheilvolle Macht hingestellt wird¹⁷), die zu zähmen oder vor der Rettung zu bringen, menschliches Können übersteigt und nur in Gottes Macht liegt. Im bösen Sinne bezeichnet das unbezähmbare Einhorn in der patristischen Literatur den Hochmuth oder die Hochmüthigen, namentlich den Hochmuth der Gottlosen und aller derjenigen Mächte, welche sich Christus oder seiner Kirche in ihrer Heilthätigkeit feindlich in den Weg stellten und stellen.

Am meisten aber sind es die Juden, welche mit verschiedenen Begründungen, vornehmlich in tadelnder Weise mit dem Einhorn verglichen werden. Einmal auf dem Wege, das Thier als Symbol böser Mächte zu betrachten, blieb die patristische Literatur nicht bei Juden und Kirchenverfolgern stehen, sondern identifizierte es auch mit dem Prinzip des Bösen, mit dem Teufel selbst¹⁸⁾. Mehrere Kirchenväter betonen deshalb ausdrücklich die doppelte Bedeutung des Einhorns als Symbol übergewaltiger Macht in gutem und bösem Sinne. Aber auch bei denjenigen Schriftstellern, die dies nicht besonders hervorheben, finden sich in den Auslegungen der verschiedenen Bibelstellen die einander entgegen-

gesetzten Deutungen. Als dann in späteren Jahrhunderten die Erzählung des Physiologus vom Einhorn in die patristische Literatur Eingang findet, wird auch mancher Zug von der mit ihr verbundenen Deutung übernommen. Daneben geht aber die ursprüngliche theologische Auslegung nicht verloren, so daß sich bei

einigen späteren Autoren, die in ihren Kommentaren überhaupt recht eklektisch verfahren, eine ganze Anzahl von Deutungen unvermittelt neben einander stehen¹⁹⁾.

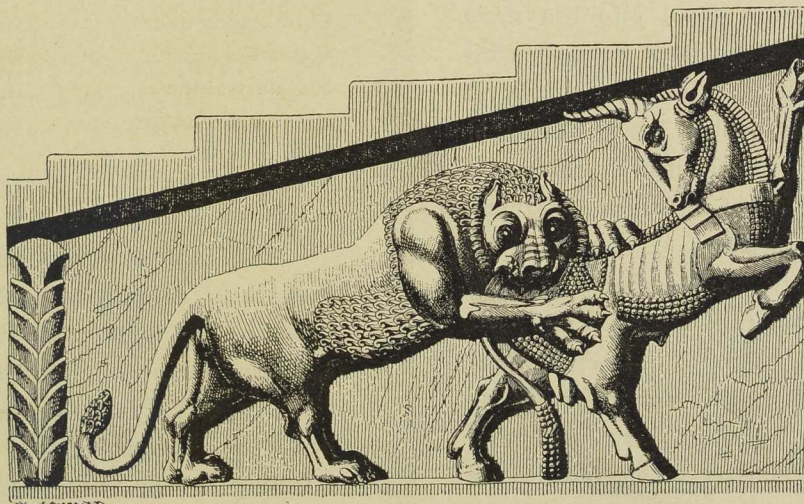
Wie die biblisch-theologische Ueberlieferung und Deutung des Einhorns zunächst nicht auf klassische Quellen zurückgeht, so hat auch diejenige des Physiologus nicht aus ihnen geschöpft, sondern sich selbständig entwickelt. Dies geht deutlich aus der Verschiedenheit der beiden Berichterstattungen, soweit es sich um die Erzählung selbst handelt, hervor und wird weiterhin durch den Umstand unterstützt, daß die Entstehung des Physiologus mit aller Wahrscheinlichkeit schon in den Anfang des 2. Jahrhunderts zu setzen ist. Die

Hauptquellen des Physiologus sind anderen, orientalischen, wahrscheinlich wie er selbst, ägyptischen Ursprungs. Dem Alterthum entlehnte Angaben über das Einhorn finden sich nur ganz verschwindend in der eigentlichen Physiologus-Literatur und auch da nur entweder als sehr leicht als späterer Zusatz erkennbare „deutera physis“ oder in sehr späten Versionen, die schon die mehr gelehrte Literatur der Encyclopädien, die Imago mundi, die Alexander-Romane benutzt haben werden.

Das älteste Denkmal, bis zu welchem sich die aus antiken Autoren nicht belegte Geschichte vom Fange des Einhorns durch eine Jungfrau mit Sicherheit verfolgen läßt, ist das Heraemeron

des Eustathius Afer²⁰⁾ (um 440 n. Chr.). Von da an geht das Kapitel vom Fange des Einhorns durch fast alle Physiologus-Versionen hindurch, ohne im Lauf der Jahrhunderte eine intensivere Entwicklung durchzumachen; es findet sich, in den wesentlichen Zügen gleichlautend, noch in den Thierfabeln der Volkssprachen

des ausgehenden Mittelalters, aber auch bei Kirchenvätern, in den Encyclopädien und verwandten Werken. Von den volkssprachlichen Physiologen schließen sich die germanischen der Mehrzahl der griechischen und lateinischen an²¹⁾. In deutscher Sprache giebt es zwei Physiologus-Uebersetzungen, von denen die ältere noch ins 11. Jahrhundert zurückreicht, aber nur mit ihren zwölf ersten Abschnitten auf uns gekommen ist, während die jüngere der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts angehört, auf österreichischem Boden entstanden und vollständig erhalten ist. Das Kapitel vom Einhorn lautet also: „Ouch ist ein tier unte heizzit einhurno, von deme zellit Physiologus, daz iz suslich gislahre habe. Iz ist luzil tier unte ist deme chizine gilich



Löwe und Unicornbulle vom Palast des Xerxes zu Persepolis.
(Nach Justi, Geschichte des alten Persiens.)

unte ist vile chüone. Iz habit ein horn an deme houbite. Nehein man nimag in givahen, neware mit disme lifte: Man nimit eine magit unte leitet sie in die stat, da der einhorn emzige wifit, unt lazzit sie eine da. So der einhurne si gifit, so springet er in ir barm unde slaffet; so wirt er gefangen, unde leitet man ihn zuo des chuniges phalinze. Also tet unser trehtin, der haltende Christ, der geistlich einhurne ist, so David sprach: er ist min liebo, also des einhurnen sun, unt chut ave sus; Sin gewalt wird erhohet also des einhurnen horn. Sus chut Zacharias: er irchuckhet in Davidis geslachte daz horn unsere heile, unt in dem buoche Deutronomio da ist sus gescriben: Moyses do er wihete Josebes geslachte, do chod er: du min erister sun, din anesune ist getan also des pharres; dinu horn sint getan also des tieris rinocerotis. Daz er ave ein horn habit, daz bezeichinot, daz Christ sprach: Ich unt min vater wir birn ein; Christis houbit daz ist got. Sin chüoni diu meinit daz, wante neheine furstuomo noh gewalte noch hercschaft in vernemen ni mahten, noh helle nimachte in gehaden. Daz er luzil ist, daz meinit diu diemuoti siner libhafte; also er selbe sprach: Lirnet von mir, want ich milte bin unte diemuotis herzen. Er got ist so chüoni, daz ter unchustigi tiefel firnemen noch ersuochen ni mach dei gitougen siner libhafti. Mit einim deme willen sines vater, so vuor er in die wambe der unbiruortin magide: duo wart daz wort ze fleiske getan unde wonet in uns. Daz der einhurne dem chizze gelich ist, daz bezeichinot unseren haltare, also sante Paulus chod: Got wart getan in suntiges lichnamen bilde, do verdammote er unsere sunte mit sineme lichenamen⁽²²⁾.

Man sieht, wie eingehend bis auf die kleinsten Einzelheiten das Mittelalter sich bemühte, die Einhornlegende dem Dogma nahezubringen und dienstbar zu machen. Sicher des Erfolges dabei, nahmen auch seine Prediger keinen Anstand, es zur Erklärung der Menschwerdung Christi in öffentlichen Reden vorzuführen; die Dichter kirchlicher Hymnen, die Minnesänger bedienten sich des romantischen Motives, das Heilige zu verzieren. Sie preisen des „himels einhürne“, das der „himel- jeger“ der zarten „mager“ zuzagte, so daß sich in ihrem Schoß „liez vangen das verzurnte eyn-

gehurte⁽²³⁾. „Die selige Geburt unseres Herrn“, heißt es in einer Predigtstelle, „ist bezeichnet durch ein Thier sehr fürchterlich, welches Einhorn heißt, weil es nur ein Horn hat. Das Thier kann niemand fangen außer mit einer Magd. Die ziert man mit viel schönem Gewand und setzt sie an das Feld, daß es hinlaufe. So es dann dahin kommt, legt es sich in ihren Schoß und wird also gefangen. Das Thier bezeichnet den heiligen Christ, sein Horn Gottes Kraft; der geruhte, sich zu neigen in den Schoß unserer Frauen St. Marien, geruhte, Mensch zu werden, geruhte, gefangen zu werden, durch uns gemartert zu werden“. Einem alten Meßbuche aus Neuhausen bei Pforzheim entnimmt Mone eine Sequenz, in der es unter anderem heißt:

Sinu matris conditur,	In der Mutter Schoße ruht,
Qui mundo non clauditur,	Den die Welt nicht fassen thut,
Pietate trahitur,	Unser Leiden bringt ihm Leid,
Utero concluditur,	Er zieht an des Knechtes
Unicornis capitur.	Kleid,

Und das Einhorn fängt die Maid⁽²⁴⁾.

Die Jagd des Einhorns wird häufig, wie bei Frauenlob und Konrad von Würzburg, so gedeutet, daß Gott Vater als der Jäger erscheint, der den Sohn, als die Zeit der Erlösung gekommen war, gleich dem Einhorn jagte, bis in den Schoß der heiligen Jungfrau. Auch in Mariengedichten wird diese Allegorie gerne angebracht. So besonders schön in einem Gedicht Reinmars von Zweter, ohne daß das Einhorn selbst genannt und das Bild zuerst sinnlich hingestellt würde: „Sie hat den starken Gott uns überwunden, daß seine Gewalt so von ihr gebunden ist, daß er nur Gnade bietet, Friede und stete Sühne giebt. Wie ehrenreich ist ihre Keuschheit!“ So nennt auch Hugo von Langenstein Maria „die viel reine Magd, die mit Keuschheit hat erjagt des Himmels Einhorn, das man zuvor der ganzen Welt zürnen sah⁽²⁵⁾.“ Und der Dichter Heinrich von Laufenburg, Kaplan am Münster und später Dekan des Kapitels Freiburg im Breisgau, singt in einem seiner zarten und sinnigen Weihnachtslieder:

„Der einhorn hüt gefangen ist
in mägden schos mit grossem list,
der ist gewesen Ihesus Crist,

die maget du, Maria, bist,
an würde dir gar nit gebrist,
der hircz sich bi dir hett gefrist,
du zarti schöne hinde“²⁶⁾.

Von himmlischer Minne, um die es sich bei der Erlösungsgeschichte handelt, nahm das naive Mittelalter in seiner Vermischung kirchlicher und weltlicher Dinge zuweilen auch den Uebergang zur irdischen Minne, und das Bild der Einhornjagd dient auch als Folie für die Darstellung sinnlichen Liebeswerbens²⁷⁾. Ein Einhorn an Treue nennt Orgeluse im Parsifal ihren Geliebten Eidgast, der von Gramoflanz im Kampf erschlagen wurde. Burkhard von Hohenfels vergleicht sich selbst mit dem Einhorn, das aus Liebe zu der keuschen Jungfrau sein Leben hingiebt: „Dem wilde ich mich wol genoze, sit ein reine saelic wip mich verderbet“. In hochpoetischer Weise ist an anderer Stelle desselben Dichters die Allegorie vom Einhorn verwendet, ohne Voraussendung der Thiergeschichte: „Da mein wilder Muth nach Freude in allen Ländern umherstrich, da leuchteten ihre lichten Augen, und er fuhr dort hin; da fesselte sie ihn mit ihrer steten weiblichen Zucht, und ich fiel mit ihm in die Schlinge; nun können wir ihr nicht mehr entfliehen“²⁸⁾. In einem Liebesgedichte Hadamars von Laber ist ihm „sein Herz der Hund, der ihn auf die Spur des Wildes bringt“²⁹⁾. Hierbei hatte der Dichter offenbar eine der beliebten bildlichen Darstellungen vor Augen.

Selbst die Dichter der neueren und neuesten Zeit haben den Tropus vom Einhorn nicht verschmäht, wofür sich viele Beispiele, es sei nur an Heine und Geibel erinnert, finden lassen. „Sagen Sie sich“, schreibt der phantastische Herzog von Gotha an Jean Paul, „daß ich als Jungfrau das Einhorn des Spottes entwaffnen kann, und das mit einem Kusse. . .“ Und in der viel behandelten Parabel, die uns Rückert durch seine Dichtung: „Es ging ein Mann im Syrerland“ nahe gebracht hat, ist in vielen Versionen das den fliehenden Menschen verfolgende Thier ein furchtbares Einhorn. In der Parabel bezeichnet das Einhorn überall den Tod, der den Menschen verfolgt und ihm auflauert, bis er in seinen Rachen stürzt³⁰⁾.

Den Apfel in der Behandlung des Einhorns hat, wie Drewes mit Recht bemerkt, die Volkspoesie abgeschossen. Spuren der alten mystischen Anwendung der Einhornfabel finden sich noch in älteren geistlichen Volksliedern. In der sechsten Strophe des Marienliedes: „Ich han mir uferkoren“ heißt es von Maria:

„Den einhorn und die hinde
hat sie gemachet zam“.

Das schönste Lied über die Jagd des Einhorns ist zweifellos Der Geistliche Jäger, ein Lied so populär, daß es sich an einzelnen Orten bis in unser Jahrhundert als Kirchenlied behauptet hat. Da es den Titel: „Der Jäger geistlich“ trägt, so scheint es Umdichtung eines weltlichen Liedes zu sein und zwar des Liedes:



Das Einhorn aus Sebastian Münsters Cosmography.
(Vergl. unten Anmerkung 8.)

„Es wollt gut Jäger jagen, wollt jagen in einem Holz,
Da gingen auf der Heide drei Dirnlein, die waren stolz“.

Man vermuthet aus dem Anfange, daß sich der Bearbeiter sehr slavisch an sein Vorbild angeschlossen, und doch kopieren nur Anfang und Schluß des Liedes das Original. In der besten und volksthümlichsten Fassung enthält es übrigens kein Wort vom Einhorn, wiewohl man deutlich sieht, daß der Dichter die Jagd des Einhorns im Sinne und vor Augen gehabt hat. In der ursprünglichen, kürzeren Form findet sich das Lied noch völlig unverändert in einem Straubinger Gesangbuch von 1819, in einem 1868 zu Wien gedruckten Gesangbuche für den deutschredenden Theil der Diocese Raab und in Karl Simrocks „Sionsharfe“. Noch über diesem steht das geistlich gewendete Jägerlied: „Ich sahe mit den Maie“:

„ . . . Der jäger, der nam des klanges eben war,
er jagt den einhorn ganz lieblich und offenbar,
der einhorn west sich edel, er west sich ganz hoch geporn,
got hat in selber außertorn.

„Der einhorn west sich edel, er west sich weis,
er hielt sich eben auf einem schmalen steig,
wie daß in fein man auf erden solte fahen,
es wär dann zumal ein feuberlichs jungfrewelin.

„Wär uns diser einhorn nit geporn,
so wären wir arme sündler all verlorn,
so empfahn wir in so gar unwirdiglich,
got helf uns allen in seines vaters reich,
got helf uns allen zugleich“.

Ein anderes Volkslied beginnt folgendermaßen:

„Zoch von dem thron ein Jeger
Der Jaget das Einhorn fein
Ein außersweltte Jungfrawe
streckt aus ir ärmlein balde,
mit lust sprang es darein.

„Gott sandt von Himelsthron
Den Engel Gabriel
All zu Maria der schone,
solt geberem Gottes sone
mit namen Emmanuel.

„Die Zündlein, die es jagten,
Triebens frisch vnd wol getrost,
Die Warheit vnd Gerechtigkeit,
stried vnd auch Barmherzigkeit,
der Jungfrawen in den schos.

„Die Jungfraw die was edel,
Von Königlichem arth,
Von David vnd dem Salomon,
gebar sie Ihesum, Gottes son,
ganz rein, keusch vnd zart. . . .“

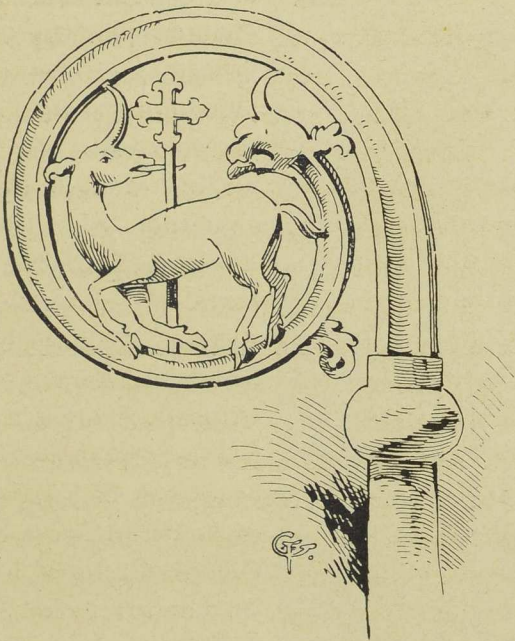
Zug um Zug, Linie für Linie sehen wir hier die Einhornjagd in Wort und Reim, wie wir sie sogleich in Bild und Farben dargestellt finden. „Man sieht“, bemerkt ein Ikonograph mit Recht, „das Bild und das Volkslied verstanden sich gegenseitig“³¹⁾.

Sast noch zahlreicher als in der Literatur ist die Verwendung des Einhorns, speziell der Einhornjagd, in der bildenden Kunst des Mittelalters. Ein Kenner der Darstellungsarten nennt das Einhorn das einzige Thier, das Dank der verschiedenen Deutungen sich aus dem frühmittelalterlichen Thiergarten des Physiologus in die Epoche der Kreuzzüge geflüchtet habe und so in

der kirchlichen, profanen und grotesken Kunst des Mittelalters zum ständigen Inventarstücke geworden sei³²⁾. Es hängt dies wohl damit zusammen, daß, während uns andere Symbole ein einziges konventionelles Zeichen bieten, unter welchem irgend eine Idee, Person oder Thatsache uns lebendig vor Augen tritt, gleichsam als eine Hieroglyphe, nur dem Adepten, aber auch nur ihm verständlich, — daß uns in der Jagd des Einhorns eine ganze allegorische Reihe, ein symbolisches Tableau, eine hieroglyphische Szene entrollt wird, in welcher die Symbolik einen ihrer schönsten Triumphe feiert. Bei der Vorliebe des christlichen Mittelalters für diese ebenso tief sinnige, wie volksthümliche Geheimsprache kann es nicht Wunder nehmen, wenn gerade diese Darstellung sich einer besonderen Gunst erfreute, nicht nur der darstellenden Künstler, sondern auch des Volkes, dessen Verständniß oder dessen Mangel an Verständniß ja von jeher einen leider nur zu wirksamen Einfluß auf die Jünger der Kunst geübt hat und noch heute übt³³⁾. Während die christliche Thiersymbolik in der ältesten Zeit sich an die Symbole der heiligen Schrift gehalten hatte, unter gestaltender Einwirkung antiker Bildwerke, werden im Mittelalter mit der zunehmenden Beliebtheit des Physiologus auch die bildlichen Darstellungen seiner Symbole, in Stein gehauen an den Außenseiten oder im Innern der Kirchen, auf deren Glasfenstern, auf Wandgemälden in Kirchen und Klöstern, oder auch an kirchlichen Geräthschaften immer häufiger. Welchen Grad dies schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts erreicht hatte, beweist die oft angeführte und beredte Klage des auch hier in Freiburg durch seine Kreuzzugspredigt (1146) im alten, romanischen Münster noch allgemein im Andenken stehende heilige Bernhard von Clairvaux. Die Symbole des Physiologus kommen vorwiegend in der romanischen Kunstperiode vor, wo die Kirchenbauten von Mönchen ausgeführt wurden; sie verlieren sich dagegen mehr und mehr, nachdem die kirchliche Baukunst in die Hände der Laien übergegangen war, in der Zeit, in der die gothischen Bauten entstanden. Von da an zeigt sich in den bildlichen Darstellungen entweder mehr eine historische Auffassung der biblischen Geschichten

oder aber in der Symbolik ein freieres Walten der Phantasie mit den traditionellen Typen. Es mag auch in dieser späteren Zeit mit dem Sinn und der Vorliebe für die frühere Symbolik auch das Verständniß derselben verloren gegangen sein. Diese spätere Symbolik trägt dann häufig den Charakter der Außerlichkeit und Zufälligkeit, „während der Charakter der Symbolik der romanischen Kunst eben in einer in hergebrachten Traditionen und Glaubenssätzen vermittelten Angemessenheit des Symbols zum Gegenstande beruht“³⁴).

Unter diesen Gesichtspunkten lassen sich in der



Der Bischofsstab des hl. Bonifatius.
(Nach Münter, Sinnbilder I, Tafel 1.)

Kunstdarstellung des Einhorns etwa vier Phasen unterscheiden. Auf den Physiologus haben wir dabei nur dann zurückzugehen, wenn wir das Thier gejagt oder im Schooße einer Jungfrau dargestellt finden; in andern Fällen haben wir in der Regel ein einfaches Symbol des Namens Christi vor uns. Letzteres ist der Fall beim Bischofsstabe des heiligen Bonifatius oder seines Nachfolgers, des heiligen Sturmius, in dessen Krümme neben einem aufgerichteten Kreuze ein Einhorn steht³⁵). In der Rundung eines anderen, ähnlichen Stabes ist ein Einhorn angebracht, das ein Kreuz auf den geöffneten Lippen trägt³⁶). Auf dieselbe Weise ist es zu erklären, daß das Einhorn sich

oft auf Geweben für kirchliche Gewänder findet. Soweit es hier nicht eine auf orientalischen Mustern beruhende rein dekorative Bedeutung hat, wird es als ein Typus Christi, gleichsam als ein Pronomen einer christlichen Bildersprache hieroglyphischer Art zu betrachten sein. Auch auf den Säulenkapitälern der mittelalterlichen Kirchen ist das Einhorn, soweit es allein auftritt, dekorativ oder als Typus Christi verwandt worden. So wird es sich auch mit dem Einhorn auf dem Nürnberger Messingbecken verhalten, das an jeder Seite der Schaafe über einem Kreuze ein springendes Einhorn zeigt, während die Rundung in der Mitte von einem Hirsche ausgefüllt wird³⁷). Das Einhorn ist in solchem Falle nur ein Emblem des Heilandes im Sinne der alten Kirchenväter. Es kann nämlich als ausgemacht gelten, daß das

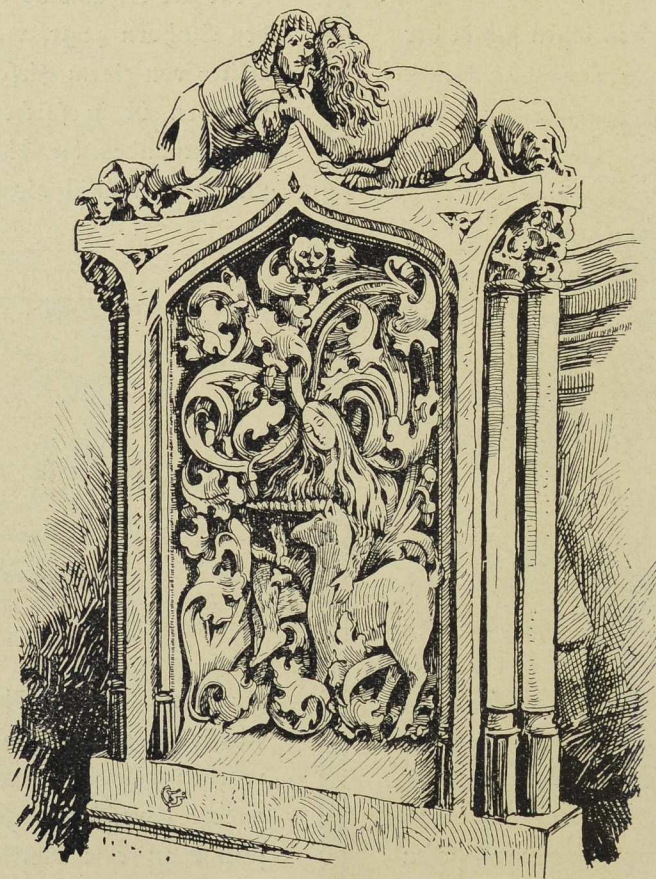


Kampf mit dem Einhorn.
(Vom Fries des Straßburger Münsters.)

Einhorn auch unabhängig von und vor dem Physiologus als Symbol des Heilandes verwandt worden ist, ebenso wie Fisch, Löwe, Adler und andere Thiere. Es geschah dies vielleicht im Anschluß an eine dunkle Tradition im Sinne der persischen Mythologie, in der ein einhörniges Thier die reine Thierwelt repräsentiert haben soll, und ist in dem Rufe der besonderen Reinheit und Keuschheit zu suchen, den das Einhorn dort und auch im Mittelalter besessen hat³⁸).

Die sehr zahlreichen Kunstdarstellungen, die sich an das Physiologus-Kapitel vom Einhorn anschließen, nehmen zuerst auf die Deutung desselben keine Rücksicht, sondern geben ein rein sinnliches Bild von der Jagd oder der Erlegung des Thieres. Die mittelalterlichen Beschauer, die mit dem Inhalt des Physiologus so wohl vertraut waren, werden diese Darstellungen ohne

Zweifel als Vorbilder für die Menschwerdung Gottes aufgefaßt haben; aber der Vorgang der Inkarnation oder der Rathschluß der Erlösung der Menschheit selbst wurde zunächst nicht dargestellt. Solche sinnlichen Bilder der Einhornjagd finden sich nicht nur als direkte Illustrationen zu Physiologus-Handschriften, sondern auch auf Kirchenstühlen, wie im Herrenchor der ehemaligen Klosterkirche zu Maulbronn, am Gestühle im hohen Chor des Kölner Doms und des Münsters zu Konstanz; auf Pfeilerkapitälen und Kragsteinen, wie an einer Konsole im Kreuzgange des ehemaligen (1344 vollendeten) Cisterzienserklosters Neuberg in Steiermark, in der Kapelle zu Imbach, auf einem Fries am Münster zu Straßburg; auf verschiedenen Elfenbeinkästchen, auf Gemälden, auf Stickereien und Geweben, schließlich auf einer jetzt im Nationalmuseum zu München befindlichen Emailplatte aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Manche dieser Darstellungen geben nur einen Theil der Einhornlegende wieder; sie zeigen eine Frauengestalt, in deren Schooße ein Einhorn mit den Vorderfüßen ruht. Eine Besonderheit dieser Darstellungsart bildet eine



Einhorndarstellung am Chorgestühl des Münsters zu Konstanz.

von Nikolaus Lerch im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts gefertigte Schnitzerei am Chorgestühl zu Konstanz. Hier ist, wie die hier beigegebene Abbildung zeigt, die Jungfrau ganz behaart als Waldfrau gegeben und auf der Wange gegenüber ist der Jäger als Waldmensch mit drei Hunden dargestellt. Ueber beiden Wangen ist als Krone für eine jede in Holz in Rondo geschnitten, über der Jungfrau: „Samson zerreißt den Löwen“ (Buch der Richter 14, 6) und über dem Jäger: „Aod ermordet den König Eglon“ (Buch der

Richter 3, 21 f.). Dies scheint auf eine engere Verbindung der Einhornjagd mit dem Spiegel des menschlichen Heils schließen zu lassen, in welchem letzterem Bilderwerk als Typen für den Sieg Christi über den Teufel beim Hinabsteigen in die Vorhölle gerade die beiden hier oben illustrierten Stellen vom Buch der Richter benutzt sind³⁹).

Gleichfalls hierher gehört eine von dem Schaffhausener Glasmaler Christoph Stimmer, dem Bruder des Malers Tobias Stimmer, im Jahre 1551 angefertigte Schweizerseibe auf

dem Rathhaus zu Meersburg mit der Einhornjagd als Schmuck für das Stadtwappen. Die Darstellung zeigt den verschlossenen Garten (hortus conclusus) mit der versiegelten Quelle (fons signatus) des hohen Liedes (4, 12), den blasenden Engel mit den vier Hunden (Justitia dem Fanghund, Caritas dem Hetzhund, Fides dem Leitzhund und Spes dem Spürhund), das Einhorn, wie es die Vorderfüße in den Schooß Mariens legt. An den vier Ecken sind Justitia, Caritas, Fides und Spes nochmals in Frauengestalten personifiziert, und als Schildhalter fungieren der Waldmensch und die Waldfrau.

Man sieht, wie dem Meister des Bildes verschiedene Darstellungsarten, zumal die Konstanzer, vor Augen schwebten⁴⁰).

In all' diesen Darstellungen haben wir entweder gleichsam nur Ausschnitte aus der vollständigen Abbildung zu sehen, oder sie sind im Anschluß an jene älteren Physiologus-Versionen entstanden, welche den Jäger nicht erwähnen. Die Jungfrau ist auf den meisten dieser Bilder bekleidet; nur auf dem Kragstein im Kloster Neuberg hat sie entsprechend vielen Texten die

Brust entblößt, um das Einhorn anzulocken. Das Thier tritt der Schilderung des Physiologus gemäß als Bock mit einem langen, meist geraden spitzen Horne auf der Stirn auf; freilich ist es oft mit so wenig Kunst wiedergegeben, daß es einem Kalb oder einem Schwein ähnlicher sieht, als einem ziegenartigen Thiere. Später greift auch die Kunst wieder zur Gestalt des gehörnten Pferdes, in diesem Falle jedoch durchgängig mit gespaltener Hufe; auch hierbei aber ist die Zeich-

nung häufig so wenig exakt, daß man es vielfach für einen Hund ansehen könnte. Das Thier legt gewöhnlich aufspringend die Vorderfüße in den Schooß der Jungfrau und blickt Schutzsuchend zu ihr empor oder wendet das Auge wie in Furcht nach seinen Verfolgern zurück. Seltener finden wir es, wie auf dem Relief im Kloster Neuberg, vor der Frau am Boden liegend. Häufig sind die Jäger erst im Begriffe, es zu tödten; zuweilen aber wird es wie auf dem Fries zu Straßburg als schon verwundet dargestellt. Der Jäger ist gewöhnlich mit Lanze oder Speer, vereinzelt mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Eine sehr

seltene Darstellung zeigt der erwähnte Fries am Straßburger Münster: ein auf den Hinterfüßen aufrecht stehendes Einhorn kämpft gegen einen mit einem Speere bewaffneten Mann (s. Abb. S. 75). Auf dieses Bild folgt dann das gewöhnliche der Erlegung des Thieres; es ist also in dem ersten eine frühere Szene aus der Geschichte vom Einhorn, seine Furchtbarkeit für die Jäger, dargestellt, worauf die Besänftigung durch die Jungfrau folgt.



Eine wirkliche Erweiterung⁴¹⁾ der ursprünglichen Einhornlegende liegt in einer Reihe von Kunstdarstellungen vor, die dem ausgehenden 15. und 16. Jahrhundert angehören und, soweit sie veröffentlicht sind, mit Ausnahme eines einzigen⁴²⁾ sämtlich aus Deutschland stammen. Bedeuten nach der Auslegung des Physiologus die Jäger, die das Einhorn erlegen, soweit sie an dieser Stelle überhaupt erwähnt werden, die Juden, welche Christus verfolgten und seinen Opfertod ver-

schuldeten, so wird nun in diesen Bildwerken als Jäger ein Engel dargestellt; es ist Gabriel, der Engel der Verkündigung, der das Einhorn, d. h. Christus, in die Welt jagt. Das Bild der Einhornjagd, das bis dahin nur ein Vorbild, ein gemaltes Gleichniß der Menschwerdung war, wird nunmehr zum Bilde der Verkündigung und der Menschwerdung selbst. Die Jungfrau wird mit einem Heiligenschein versehen und ist nicht mehr eine Jungfrau schlechthin: sie ist die Jungfrau der Jungfrauen, Maria. Auf der Miniatur einer Handschrift des Klosters Einsiedeln⁴³⁾ bläst der Engel



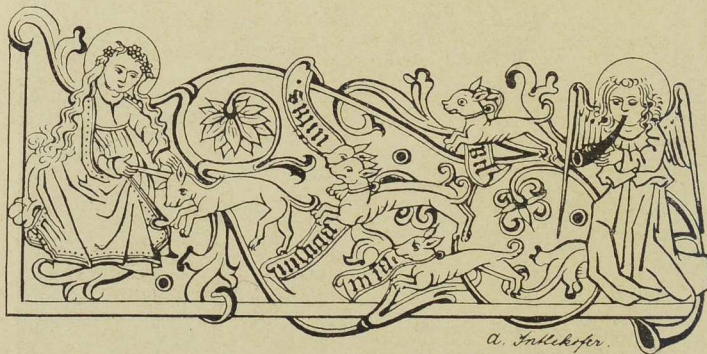
Schweizerscheibe im Rathhause zu Meersburg.
Nach Aufnahme von Dr. S. Pfaff.

in ein Horn, aus dem wie auf den meisten Bildwerken dieser Art die Worte des englischen Grußes: „Ave, gratia plena, dominus tecum“ hervorgehen. Sehr bald traten andere Erweiterungen dieser Darstellung ein: einerseits gestaltete man das Bild der Jagd weiter aus, indem man den jagen- den Engel von einer Anzahl von Hunden begleitet sein ließ; andererseits vermehrte man die christlich-allegorischen Beziehungen, indem man den heiligen Geist in Gestalt der mit dem Nimbus geschmückten



Taube oder Gott Vater über Wolken oder beide in das Bild einführte. In solchem Falle haben wir also nicht mehr bloß eine bildliche Darstellung des historischen Vorganges der Verkündigung und der Inkarnation vor uns, sondern ein kühnes Bild des tiefsten aller Geheimnisse, des Vorgangs des göttlichen Rathschlusses selbst, der zur Erlösung des Menschengeschlechtes geführt hat. In diesem Sinne werden die vier Hunde, die gewöhnlich den Engel Gabriel begleiten, durch Spruchbänder als die vier göttlichen Tugenden bezeichnet, die im Rathschluß der Erlösung besonders wirksam waren: Veritas und Justitia, Misericordia und Pax, oder wie „Der beschlossene gart des Rosenkrantz Marie von der Menschwerdung Gottes“ (Nürnberg 1505) auseinandersetzt: „Die vier Winden (Windspiele) wasen die barmherzigkeit, die wahrheit, die gerechtigkeit und der frid; sölte aber das einhorn gefangen werden durch die vier hond oder wind, so müßten alleweg zwen und zwen zusammengebonden sein. Wie wol von erst die barmherzigkeit und die wahrheit ser wider einander wasen, so werden sie doch zu dem letzten vereinigt, zu wasen das einhorn“. Den vier Hunden gesellt „Der beschlossene gart“ noch ein fünftes bei, das „leithindlein mit namen ein stöberlin, das spyrend aufftryb das einhorn von seiner star“⁴⁴⁾. Die Zahl dieser Hunde oder Tugenden, ihre Verbindung zu zwei Paaren und ihre Bedeutung wird auf eine schöne Parabel des heiligen Bernhard von Clairvaux von der Menschwerdung zurückgeführt oder auf den eben angezogenen „beschlossene gart des Rosenkrantz Marie“.

Eine der einfachsten, aber lieblichsten Darstellungen dieser Art ist die hier oben, allerdings ohne den reichen Farbenschmelz des Originals wiedergegebene Miniatur aus einem der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehörigen handschriftlichen Brevier des Dominikanerklosters zu Kolmar, dessen Mittheilung ich



Die Einhornjagd aus dem Dominikanerbrevier der Stadtbibliothek Kolmar.

der Liebenswürdigkeit des Kolmarer Stadtbibliothekars A. Waltz verdanke. Die heilige Jungfrau hat außer dem Heiligenschein einen Blütenkranz auf dem Haupt und breitet dem ihr zulaufenden, allerdings mehr einem Hunde ähnlich sehenden Einhorn die Hände entgegen. Die beiden, das Thier beinahe einholenden Hunde Veritas und Justitia sind zusammengekoppelt, Misericordia und Pax laufen einzeln vor dem in ein langes gelbes Gewand gekleideten, geflügelten Engel einher, der in ein schwarzes Zisthorn stößt.

Unwesentlich verschieden von dieser ist die auf Seite 79 wiedergegebene Einhornjagd auf einem Hans Holbein dem jüngeren zugeschriebenen, ehemals in der gräflich Douglas'schen Sammlung auf Schloß Langenstein, nunmehr im Besitze des

Herrn Heyl zu Herrnsheim in Worms befindlichen Glasgemälde: „Die Mutter mit dem Kind als Himmelskönigin“. In der Architektur über der Madonna im feinsten Maßwerk ist die „himmlische Jagd“ als Miniatur dargestellt. Von den zu zwei und zwei zu-

sammengekoppelten Hunden läuft ein Paar dem Erzengel voraus, das andere zieht er hinter sich drein. Von der unvergleichlichen Schönheit des ganzen Bildes wie der Einhornjagd insbesondere vermag auch die treffliche Zeichnung Merzweilers nur einen unvollkommenen Begriff zu geben.

Auf mehreren hierher gehörigen Darstellungen finden sich auch nur drei Hunde, wie auf der im Besitze von Braus befindlichen und von ihm beschriebenen Stickerei⁴⁵⁾, auf der die Hunde außerdem noch die Namen Charitas, Veritas und Humilitas führen, auch Gott der heilige Geist als Taube über einem (Tauf-) Brunnen auf einem Leuchter sitzend erscheint. Auf einem andern Bilde wird das Einhorn von einem Engel durch die drei Hunde Spes, Fides, Caritas in den Schooß der Jungfrau gejagt. Auf einem Nürnberger Holzschnitt sind nur zwei und auf einem Ge-

mälde zu Görlitz gar nur ein Hund, Veritas, abgebildet, was wohl mit Platzmangel zu erklären ist.

Eine besondere Stellung in dieser Reihe von Bildwerken nimmt die Randzeichnung in dem mit Malereien von Lukas Kranach geschmückten Jenaer Evangelistarium ein, auf der sich zwei Genien, nackte Flügelknaben, in die Rolle des Engels Gabriel getheilt haben: sie jagen gemeinschaftlich das Einhorn in den Schooß der Jungfrau, indem der eine, mit einem Speer in der Hand, das Horn bläst, während der andere vier Hunde an der Leine führt.

Zur Kennzeichnung der vierten Phase der Darstellungen der Einhornjagd ist zu beachten, daß die zur höchsten

Blüte gelangte Marien-Verehrung zuerst die Dichtkunst sich nach Symbolen umzusehen bestimmte,

welche geeignet waren, die tiefen Wunder zu fassen, mit denen das Leben Mariens durchflochten ist. So geschah es, daß die früheren Sym-

bole aus ihrer strengen Umrahmung herausgelöst und zur Versinnlichung der auf Maria bezüglichen Geheimlehren benützt wurden. Diesem von der Dichtkunst gegebenen Anstoße folgten, wengleich zögernd, die bildenden Künste. Mit dem Zeitpunkte jedoch, mit welchem diese in die Hände der Laien übergingen, wurde die schon vorbereitete Verwandlung der Symbole auch auf diesem Gebiete rasch

vollzogen. Der Löwe, der Pelikan, der Phönix, das Einhorn und eine Reihe anderer Sinnbilder, die bisher ausschließlich auf Christus bezogen wurden, werden nunmehr auf die unbefleckte Empfängniß Mariens angewendet⁴⁶⁾. Diese Tendenz der Verherrlichung der Jungfrau und der Versinnbildlichung des an ihr geschehenen Wunders

spricht sich auf den hier in Betracht kommenden Darstellungen zunächst in einer Häufung von Bildern aus, die dem alten Testamente entnommen sind und als Typen der unbefleckten Empfängniß gelten, sowie in der Anbringung zahlreicher Spruchbänder mit Inschriften, die auf Maria hinweisen.

Wir finden da den verschlossenen Garten, den elfenbeinernen Thurm, die Stadt Gottes, das Vließ Gideons, die mit Manna gefüllte Urne und zahlreiche andere Symbole bald in geringerer, bald in größerer Anzahl auf diesen Bildwerken, abwechselnd mit Sprüchen aus dem Hohen Liede und anderen biblischen

Büchern⁴⁷⁾. Zu den

wirkungsvollsten Darstellungen dieser Art gehören eine von Prälat Fr. Schneider in Mainz veröffentlichte⁴⁸⁾, ehemals in der Kirche zu Oberlahnstein befindliche Stickerei, der Schrein eines Flügelaltars im Museum zu Klagenfurt und ein Gemälde in der Deutschordenskirche zu Friesach in Kärnten, beide von Joh. Graus im „Kirchenschmuck“, den „Blättern des christlichen Kunst-



Glasgemälde aus der Douglas-Langenstein'schen Sammlung.

(Im Besitze des Herrn Seyl zu Herrnsheim in Worms.)

vereins der Diöcese Seckau“, abgebildet und beschrieben, sowie ein von Alex. Schnütgen in seiner „Zeitschrift für christliche Kunst“ wiedergegebener, gestickter Kissenüberzug in der Sammlung des Bürgermeisters Thewalt in Köln a. Rh.⁴²⁾.

Als eine der charakteristischsten Darstellungen dieser Kategorie ist hier die Rückseite der ersten und zweiten Tafel von der sog. Schongauer'schen Passion im Museum von Unterlinden zu Kolmar wiedergegeben. In dem gleich dem „Singel“ (Ringmauer) einer Burg mit Thorthürmen und Zinnen dargestellten Hortus conclusus (ver-

schlossenen Garten) sitzt die heilige Jungfrau. Der verschlossene Garten bedeutet die Abgeschlossenheit der auserwählten Jungfrau gegen die Sünden der Welt und die Sinnlichkeit des Fleisches. Von den gewöhnlich vorhandenen drei Thorthürmen ist der linksseitige hier als die „Porta clausa“, der mittlere, hier nicht angebrachte, als die „Porta Ezechielis“ (das Thor zum himmlischen Jerusalem) und der dritte, hier im Rücken der Jungfrau befindliche, als die „Porta aurea“ (das Thor zum Tempel Gottes auf Erden) bezeichnet. Als „Pforte des Himmels“ feiert ja die

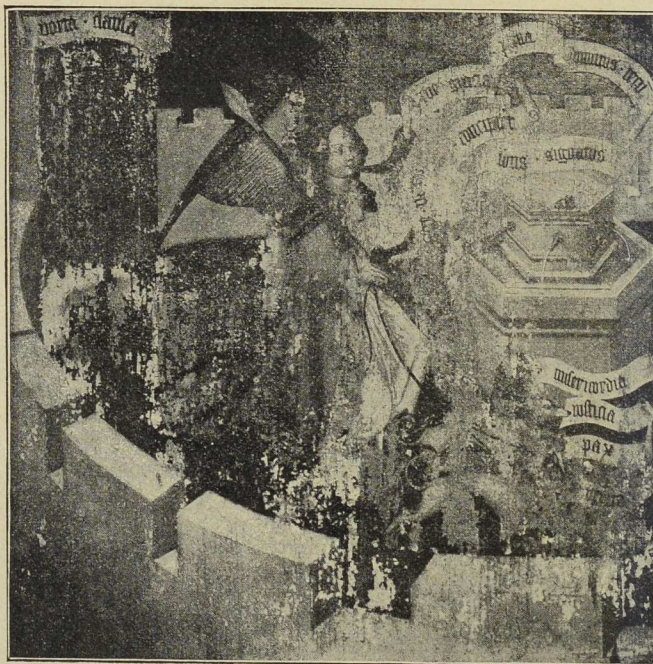
Kirche jetzt noch in ihren Gebeten die allerseligste Jungfrau. In diesem der Welt verschlossenen Garten nähert sich der Erzengel Gabriel, geflügelt und nach der Gewohnheit der mittelalterlichen Kunst in liturgische Gewänder, Albe, Humerale, Stola und Pluviale gekleidet, den Jagdspeer sowie die Leine mit den vier als „Misericordia“, „Justicia“, „Pax“ und „Veritas“ benannten Zunden in der Rechten, mit der Linken an den Mund das Hifthorn haltend, aus dem die auf einem Spruchband stehenden Worte kommen „Ave, gratia plena, dominus tecum“. Auf einem zweiten Spruchband darunter steht: „Ecce,

virgo concipiet“. Ein verschlossener Brunnen mit Bassin, der „Fons signatus“, erhebt sich unmittelbar links vom Engel Gabriel, daneben das „Tabernaculum“, der Altar mit den zwölf Stäben und der allein grünenden Ruthe Aarons. Die Jungfrau mit aufgelösten Haaren und Heiligenschein empfängt das in ihren Schooß springende Einhorn, die Rechte auf dessen Horn legend, mit der Linken dessen beide Vorderfüße erfassend. Ueber ihr ist die Erscheinung Gottes im brennenden Dornbusch. Im Dornbusch, der brennt und doch nicht verbrennt, theilte sich der Ewige dem Moses zur Errettung seines Volkes

aus Aegypten mit, wie sich der eingeborne Sohn Gottes der seligsten Jungfrau mittheilt, sie zur Mutter zu machen und doch ihre Jungfrauschaft nicht zu verletzen. Auf dem Boden im Rücken der Jungfrau steht die „Urna aurea“, das Gefäß mit dem vom Himmel gefallenen Manna, links neben ihr liegt das „Vellus Gedeonis“, jenes Vlies Gedeons, welches allein behaut ward in der Trockenheit ringsumher, ihm den Rathschluß Gottes über sein Volk wunderbar zu zeigen. So offenbarte sich auch an

Maria Gottes Wundermacht, und als einzige Ausnahme vom ganzen Geschlecht blieb ihr vorbehalten die vor ihr im Sinnbild der blühenden Lilie ausgedrückte Jungfräulichkeit und Unbeflecktheit von Sünde.

Die Schilderung mit dem Hortus conclusus nebst seinen verschiedenen Emblemen in gleicher oder noch vollständigerer und reicherer Ausführung zeigen auch viele andere Darstellungen, wie namentlich die Skulptur zu Alagenfurt und das Gemälde zu Friesach⁵⁰⁾, zwei von Kraus⁵¹⁾ beschriebene Denkmäler, von denen das eine im Besitz der Familie Tobler in Stuttgart sich be-



Der jagende Engel.

Rückseite einer Schongauer'schen Altartafel im Museum zu Kolmar.

findet, das andere, ein Antependium aus dem Kloster St. Odilienberg im Elfaß vom Jahre 1520, Eigenthum des gräflichen Hauses von Verfull-Gyllenband in Cannstatt ist⁵²). Das letztere, eine vortreffliche Stickerei und Nadelmalerei, zeigt in der obern Randeinfassung die Verwandtschaft Jesu in einer Reihe von 25 Brustbildern. Ein Wandgemälde gleichen Inhalts, bei der Niederlegung einer Kirche zu Mühlhausen im Elfaß ausgehoben, bewahrt im Bruchstück das historische Museum dieser Stadt⁵³).

So sehr nahm man die ganze Darstellung der Einhornjagd als ein Bild zur Verherrlichung der allerseiligsten Jungfrau und der unbefleckten Empfängniß, daß man vergaß oder nicht achtete, wie im Einhorn Christus schon dargestellt sei, und in Folge dessen das Christuskind auf verschiedenen Bildwerken noch einmal erscheint, wie es, das Kreuz tragend, auf Strahlen, die von dem über Wolken thronenden Gott Vater ausgehen und zur Jungfrau, die mit dem Einhorn im Schooße dasitzt, herabreichen, gleichsam schwebend, vom heiligen Geist in Gestalt der Taube geführt, zur Welt herniedersteigt. Noch einen Schritt weiter

gehen andere Darstellungen, wie zwei zu Nürnberg in der Lorenz- und in der Sebaldskirche befindliche Gemälde. Hier ist das Bild der Jagd verschwunden, die heilige Jungfrau ist thronend dargestellt, umgeben von den Symbolen der unbefleckten Empfängniß, von Phönix, Pelikan, Einhorn und Löwen, und mit der Inschrift: „Hanc per figuram noscas castam genituram“ (Siehe hier im Sinnbild die keusche [Gottes-] Gebärerin). Mit Beziehung auf solche Darstellungen konnte Deschamps⁵⁴ die heilige Jungfrau selbst als „douce unicorne“, als „süßes Einhorn“ bezeichnen.

Neben der alten mystischen Deutung der



Erzählung vom Einhorn und seinem wunderbaren Fange durch eine Jungfrau auf die Menschwerdung Christi im Schooße Mariens geht schon früh eine rein moralisch allegorisierende Darstellungsweise einher, die auf rein menschliche Verhältnisse Bezug nimmt oder das Einhorn, wie es im Mittelalter mit Thierbildern so häufig geschah, als Vorbild gewisser Tugenden oder auch gewisser Laster benutzt. Im eigentlichen Physiologus ist dieselbe freilich selten, und Petrus Damianus (gest. 1072) ruft aus: „Quis hanc ingenuitatem unicorni contulit, ut dedignetur viribus vinci, humilitatis arte patiat se facile superari?“ Aber die

(naturwissenschaftlichen) Encyclopädisten wie Petrus Capuanus, Thomas Cantipratensis, Konrad von Megenberg u. a. lassen neben der alten Deutung eine von ihr doch schon sehr verschiedene Auslegung der Einhornfabel erkennen. So bezeichnet Thomas das Einhorn als Christus, der vor der Menschwerdung wüthete, indem er die Engel wegen ihres Uebermuths, die Menschen wegen ihres Ungehorsams züchtigte, der dann im Schooße der Jungfrau Maria, deren Keuschheit



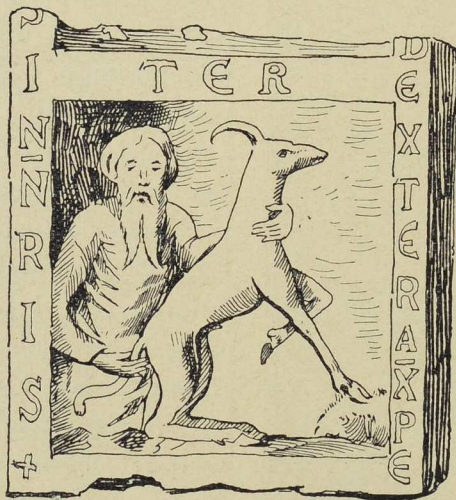
Die Jungfrau und das Einhorn.

Rückseite einer Schongauer'schen Altartafel im Museum zu Kolmar.



ihn anzog, Mensch ward, von den Juden getödtet wurde und endlich in den Himmel einging. Bei Konrad von Megenberg lautet dieß so: „Daz tier bedäut unseren herren Jesum Christum, der was zornig und grimm, e er mensch würd, wider die hochvart der engel und wider die ungehorsam der läut auf erden. Den vieng diu hochgelobt mait mit irer käuschen rainikeit, Maria, in der wüesten dieser franken werlt, do er von himel herab sprang in ir käusch rain schoz. Dar nach wart er gefangen von den gar scharpfen jägern, von den Juden, und wart laesterlich getoett von in. Dar nach erstuont er und fuor ze himel in den palast des

himelischen Küniges, da er ain süezer anplick ist der gemeinschaft aller hailigen und aller engel⁵⁵). So wird auch in einigen Physiologus-Versionen und in Dichtungen des ausgehenden Mittelalters das Einhorn als Bild eines von einer Frau gefesselten Liebhabers verwendet, und lyrische Dichter wie Burkhard von Hohenfels haben sich selbst in ihrem Verhältniß zu der Geliebten mit dem von der Jungfrau gezähmten und gefangenen Einhorn verglichen. Ganz abseits von allen sonstigen Texten stehen mit ihrer Deutung des Einhornfanges einige italienische Erklärungen wie die Leonardos da Vinci, dem das Thier ein Bild der Intemperanza, der Unmäßigkeit ist. Im schärfsten Gegensatz hierzu finden wir das Einhorn bei zahl-



Relief aus dem Kloster Holzkirchen.
Nach Münter, Sinnbilder I, Tafel I.

reichen Schriftstellern als Bild der gerade entgegengesetzten Tugend, als Symbol der Keuschheit, der jungfräulichen Keinheit, in welchem Sinne es schon bei den alten Persern in Ehren stand. Daß es die Macht der Jungfräulichkeit oder Keuschheit ist, welche das Einhorn zähmt, betonen mehrere Physiologi und Dichter, wie Wolfram von Eschenbach und Burkhard von Hohenfels, welsch' letzterer singt:

„Der einhorn in megede schofe
Git dur kusche sinen lib“.

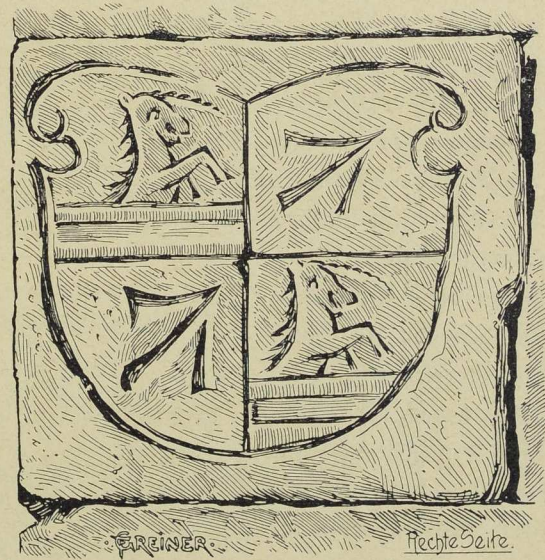
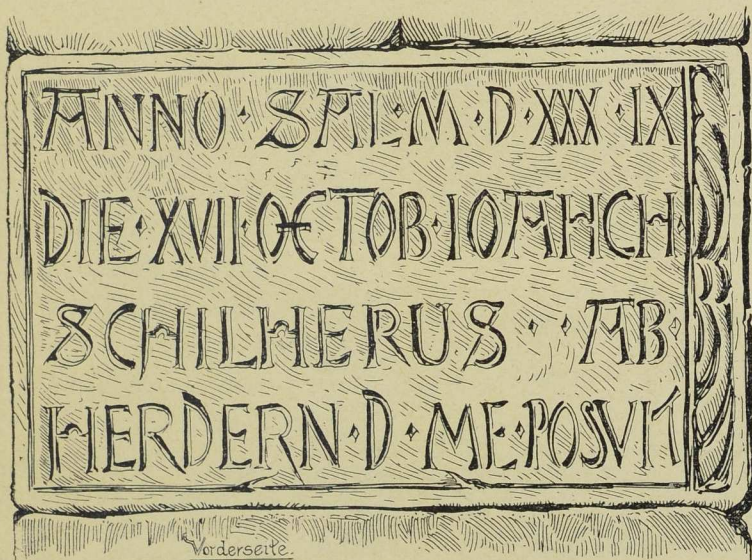
Besonders interessant ist in dieser Beziehung die aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammende „Note wider den Teufel“⁵⁶), eine symbolische Darstellung der Haupttugenden und Laster, jedes Laster und jede Tugend auf einem Thier reitend

und mit Helm, Schild und Wappenrock geschmückt, auf denen ebenfalls wieder ein christliches Sinnbild (meist ein Thier) zu sehen ist. Da heißt es nun mit starkem Anklang an den Physiologus: „Gehewschayt chumbrt auf einem ingehuren, das von lieb der gehewschayt nieder bueght sich praucht in dy schoß einer junkchfrawen und also gevangen wirt und wedewt Christum den herren, der hye auf erd gvangen ist worden allein von der junkchfrawn Maria. Auf dem helbm führt sy ein chranz dreyerley liligen und pedewt dreylay cheuschhayt der junkchfrawen, wirtiben und chlosterlayt ic.“ Im Anschluß an solche und ähnliche Texte erscheint das Einhorn auf Kunstdarstellungen als Sinnbild der Keuschheit; so in den betreffenden Handschriften als Illustration, in den Miniaturen der Concordantia caritatis eines Lilienfelder Codex. Auf einem alten Kupferstiche reitet ein rauhaariges nacktes Weib mit einer Krone auf dem Einhorn: offenbar gleichfalls eine sinnbildliche Darstellung der Keuschheit. Ein Emblem der Keuschheit ist auch in dem rothen, weißgefleckten Einhorn zu erblicken, welches den sich von der Welt und von bösen Gesellen abwendenden Jüngling auf dem Teppich im fürstbischöflichen Schlosse zu Straßburg in Kärnten begleitet. Andere wollen hier in dem Thiere ein Symbol der Einsamkeit und des von der Welt zurückgezogenen beschaulichen Lebens erkennen und halten im gleichen Sinne das Einhorn im Wappen des in der Einsamkeit gegründeten Klosters Fulda für ein Sinnbild der Weltabgeschiedenheit. Nun findet sich zwar der Zug, daß das Einhorn die Einsamkeit liebe, wohl in antiken Texten, bei mittelalterlichen Schriftstellern aber nur sehr selten, während dasselbe als Bild der Keuschheit durchaus geläufig war, weshalb auch in diesem Falle ein Emblem der Keuschheit und klösterlichen Zucht anzunehmen sein wird. Gleichweise wird es sich mit jener Darstellung verhalten, in der Troandus, der Stifter des von Fulda abhängigen Klosters Holzkirchen bei Würzburg, mit einem Einhorn im Arme abgebildet ist. Dasselbe ist wohl auch die Bedeutung des Einhorns neben dem Fuldaer Abte Katgar, der mit der Forderung strenger Zucht die rüudigen Schafe, d. i. die zuchtlosen Klosterleute verjagt. Hierher gehört endlich

auch, daß das Einhorn auf einigen alten Darstellungen des Thierkreises dem Bilde der Jungfrau beigegeben ist⁵⁷).

Eine ganz besonders eigenartige Darstellung der Einhornjagd ist diejenige am ehemaligen alten Universitäts-, nünmehrigen neuen Rathhausgebäude hier zu Freiburg aus dem Jahre 1543. Dieselbe geht auf den damaligen Besitzer des Hauses, genannt „zum Rechen“, den Dr. med. Joachim Schiller von Herdern zurück, der sich offenbar auf seinen, seit Mitte der 30er Jahre des 16. Jahrhunderts gemachten Reisen die Anregung dazu geholt hatte. Joachim Schiller war ebenso wie sein seit 1490 in Freiburg ansässiger Vater eine Berühmtheit auf dem medizinischen Gebiete seiner

in diesem Jahre von seinem Lehrstuhl entfernt, und obwohl sich die Regierung schon unterm 25. Januar 1523 für seine Wiederanstellung verwandte, war dies doch ebensowenig von Erfolg wie das Eintreten König Ferdinands am 29. Januar 1527. Allerdings brach auch jetzt in verstärktem Maß die Seelenstörung wieder bei ihm aus. Er wurde deshalb durch die Stadt in das Irrenhaus zu St. Anastasius in Basel verbracht, wo er im folgenden Jahre wegen nicht bezahlter Kurkosten mit Schuldarrest belegt wurde. Wenige Jahre darauf scheint er gestorben zu sein. Als Eigenthum besaß er das freundliche Landhaus zum Weiher, das sog. Weihereschloß, an Stelle der jetzigen Blindenversorgungs-Anstalt (Haupt-



Grundstein des Hauses zum Rechen in Freiburg.

Zeit. Bernhard Schiller, der Vater, von Riedlingen an der Donau gebürtig, wurde am 27. August 1490 an der hiesigen Universität immatrikuliert, zwei Jahre später Baccalaureus bei den Artisten und 1494 Magister dieser Fakultät, in welcher Eigenschaft er auch als Realist über Schriften des Aristoteles las. Im September 1503 wurde er, vorerst auf ein Jahr, mit einem Gehalt von 32 Gulden zum Lektor in der Medizin aufgenommen. Nach Ablauf dieses Jahres trat er sowohl bei seiner neuen Fakultät als beim Rathe der Universität in volle Wirksamkeit und erscheint in dieser höchst angesehenen Stellung mit einem Gehalte von 70 Goldgulden bis 1520. Wahrscheinlich infolge von Geistesgestörtheit wurde er

straße Nr. 4) bei dem seit 1457 im Besitze der Stadt befindlichen Dorf Herdern gelegen. Im Jahre 1542 wurde es von seinem Sohne Joachim an einen nicht minder ausgezeichneten Gelehrten und Lehrer der Universität, wie sein Vater war, an den Juristen Dr. Joachim Mynsinger von Frundeck, der es schon seit 1534 bewohnte, verkauft und gleichzeitig wegen seiner unvergleichlichen Lage von Johann Tethinger Pedius besungen.

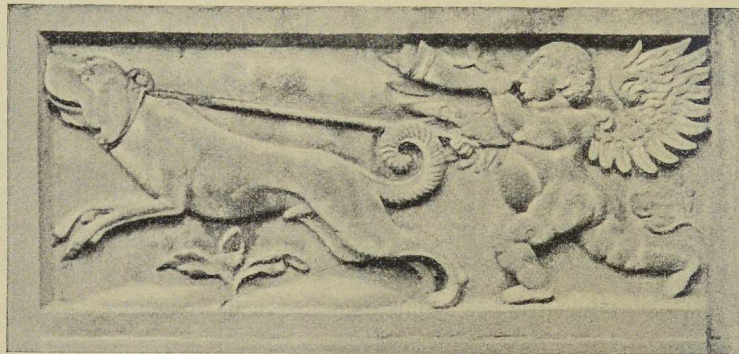
Von Bernhard Schillers Söhnen hatte sich der ältere, Joachim, bald nach 1500 geboren, gleichfalls der Medizin gewidmet und war mit seinem Bruder Stephan im Juni 1523 an der Albertina, am 2. November 1523 an der Universität Tübingen immatrikuliert worden. Im

Jahre 1531 verfaßte er die erste Schrift über den englischen Schweiß oder, wie man ihn auch nannte, die englische Pest⁵⁸). Vier Jahre später kehrte er von größeren Reisen zurück und wurde nun am 30. Mai abermals in die Universitätsmatrikel eingetragen als *clarissimus medicinae, ut asserit, doctor Joachimus Schillerus Friburgensis*. Als er bald darauf abermals außer Landes ging, um als Militärarzt Dienste zu nehmen, traf am 5. April 1536 ein Abgeordneter der vorderösterreichischen Regierung mit deren Befehl bei der Universität ein, sein Vermögen mit Beschlagnahme zu belegen und seine Frau und Kinder aus der Stadt zu weisen, da man in Erfahrung gebracht habe, daß er sich im Feldlager des Königs von Frankreich befinde. Die Universität mußte, so ungern sie es that, hierzu die Hand bieten und dem Dr. Joachim, als er wieder zurückgekehrt war, am 8. Juli 1538 den Schlüssel zu seinem Haus verweigern. Es wurde zwar hierin vermittelt, aber der berühmte Arzt gelangte nie zu einer Anstellung bei der Hochschule⁵⁹).

Im Jahre 1539 begann er das nach dem Tode seines Vaters 1534 in der Stadt angekaufte, rechter Seite an das damals neue Kollegiengebäude („zum Phönix“), links an den heutigen Franziskanerplatz stoßende Haus „zum Rechen“ von Grund aus neu aufzubauen. Der damals im Kellergeschloß eingemauerte Grundstein mit seinem Wappen und der Inschrift: „Anno salutis MDXXXIX. die XVII. Octobris Joachimus Schilherus ab Herdern Doctor me posuit“ ist heute noch an der gleichen Stelle unverletzt erhalten. Das Wappenschild ist geviert und zeigt

im ersten und vierten Feld ein mit der Spitze schräglinks gestelltes Pfeileisen, im zweiten und dritten Feld einen Querbalken, darüber ein wachsendes Einhorn.

Am Erker dieses seines, nach der Gewohnheit jener Zeit, im Baue nicht eben sehr rasch vorangeschrittenen Hauses hat Joachim Schiller die Einhornjagd, wozu er die Idee wohl in dem Thierbild seines Wappens fand, in Relief auf Stein darstellen lassen. In der Ausführung, deren genauer Entwurf sicher von ihm selber stammt,



Reliefs vom Erker der alten Universität zu Freiburg i. Br.
Nach Aufnahme des Hesphtographen C. Ruf.

wich er aber von der landläufigen Darstellung der sogenannten himmlischen Jagd vollständig ab. Er hat sie aus der gewohnten Darstellungsmethode herausgehoben und ganz dem Geiste des Humanismus, der ihn befehlte, angepaßt, wie die ohne Zweifel gleichfalls von seiner Hand herrührenden Distichen darauf beweisen. Die Verse lauten:

„Alte habitat virtus generosa
(gnosæ) conscia prædæ
Non capit hanc sordes aut hypogeia colens
Una salus est monoceros composque salutis
Virgo a terrenis mente levata fides.“

(Hoch thront die Tugend, des herrlichsten Lohnes bewußt sich,
Den nicht Gemeinheit gewinnt, noch wer im Finstern schleicht.
Einziges Zeil ist das Einhorn und, die dessen theilhaftig,
Die Jungfrau: erdenerehbarer Glaub').

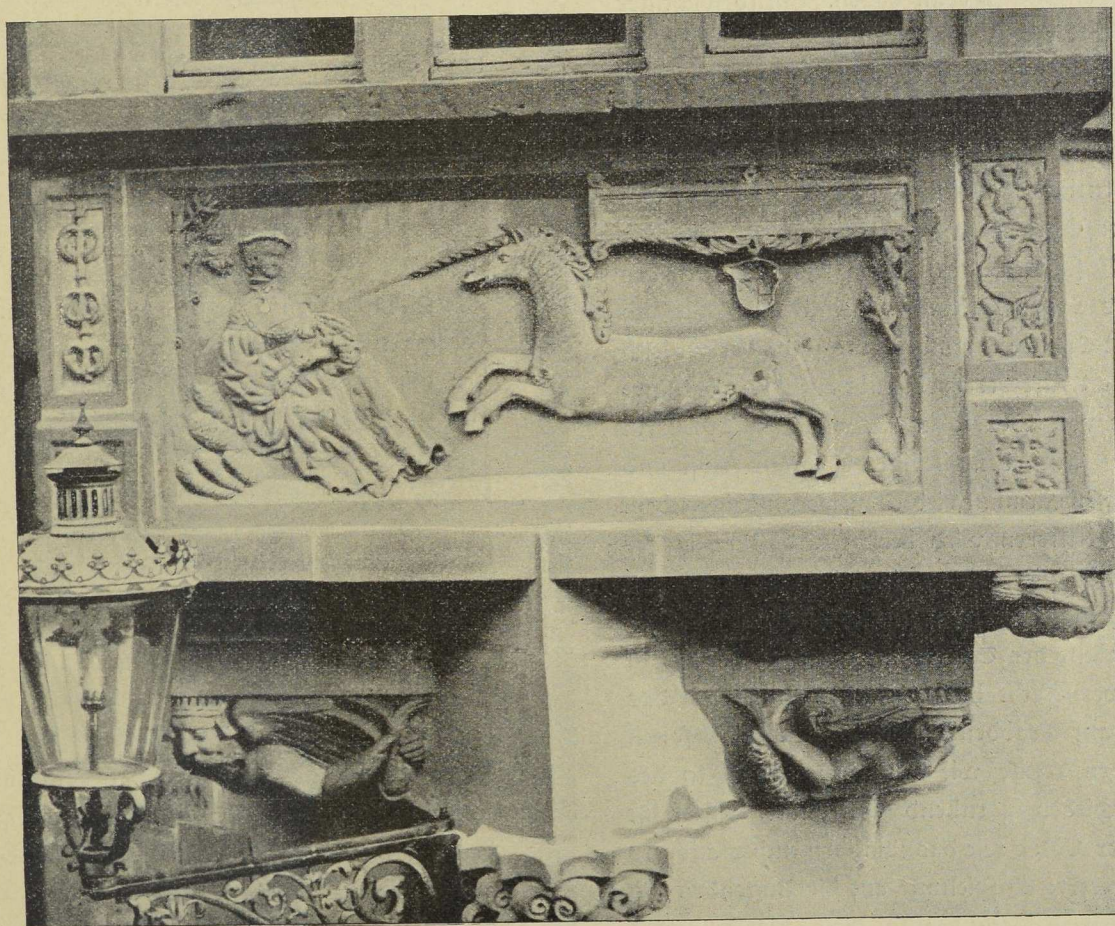
Der Sinn dieser etwas schwerfälligen und mehrdeutigen Allegorie ist nicht ganz klar. Vor allem weiß man nicht, ob sie allgemein zu verstehen oder speziell auf die Denkungsart oder das näher nicht bekannte Schicksal des Autors zu deuten ist. In jenem Falle wäre vielleicht der erste Pentameter mit:

Wie ihn weder der Geiz noch der Schatzgräber gewinnt

wiederzugeben, während unser obiger Uebersetzungsversuch eine andere Deutung im Auge hat. Aber auch die Jungfrau ist nicht als die heilige Jungfrau dargestellt, sondern als weltliches Weib, in reichen, irdischen Putz gehüllt. Die Gestalt des Einhorns mit gerade gewundenem Horn und kurzer gekräuselter Mähne ist edel gehalten und gleicht sehr einem Pferde. Rechts davon ist ein ins Horn stoßender Genius (nackter Flügelknabe) mit einem Hund an der Leine zu sehen, auf der



Zierleiste erscheint nur das zweite Feld, von zwei Engeln in grotesker Stellung getragen. Auf der Kopfleiste ist zwischen der Jungfrau und dem Einhorn ein Spruchband angebracht mit der Jahreszahl: „Anno domini MDXLIII“, und zu oberst auf dem Mittelstück des Fensterstockes steht nochmals „1543“ und darunter „Als Got haim“ d. h. Alles Gott anheimgestellt! An den reich ornamentierten Leisten der Fenster sind mitten auf dem rechten nochmals ein Schild mit der



Relief vom Erker der alten Universität zu Freiburg i. Br.

Nach Aufnahme des Heliographen C. Ruf.

linken Seite zieht ein anderer Genius (nackter Knabe ohne Flügel) zwei Ochsen aus je einem Stalle. Was mit letzterem ausgedrückt sein soll, ist schwer ersichtlich, denn an eine Satyre auf die nebenanstößende, dem Autor zeitlich verschlossen gebliebene Universität ist doch wohl kaum zu denken. An der Tafel mit der Inschrift hängt Schillers Wappen, aber nur mit dem ersten und zweiten Feld seines vorhin beschriebenen größeren Schildes; ebenso rechts davon an der



Pfeilspitze, links auf dem mittleren drei Lilien sichtbar, sonst Köpfe und Fische, an den die Skulptur tragenden Konsolen je zwei Meermänner und Meerweiber als Träger.

Das Ganze macht einen harmonischen, kunstreichen Eindruck, dürfte aber dem damaligen Beschauer ebenso räthselhaft gewesen sein wie dem heutigen. Der Kern der Legende von der Jungfrau, die allein das Einhorn zu gewinnen vermag, ist wohl in nicht zu verkennender Weise zum

Ausdruck gebracht, und der jagende Engel scheint auch die Beziehung auf die Menschwerdung Christi aus Maria nahe zu legen. Aber der Vers scheint eine andere, allen bekannten Darstellungsweisen fremde Allegorie zu verlangen. Es ist durchaus nichts Religiöses oder Kirchliches, es sind auch keine Spruchbänder mit Bibelstellen, keine Heiligenscheine, keine Attribute der Jungfräulichkeit der Gottesmutter vorhanden, sodaß wir es hier vielleicht einfach mit einer der sinnlichen Darstellungen der Einhornjagd zu thun haben. Um so wichtiger ist sie für diese späte Zeit, um so kostbarer für die Kunstgeschichte der Stadt Freiburg.

Das Einhorn finden wir endlich häufig als Attribut von Personen, die wegen ihrer Tugenden, und namentlich von Heiligen, die besonders wegen ihrer Keuschheit gerühmt werden. Neben der heiligen Justina, die allen Verführungskünsten des Zauberers Cyprian widerstand und ihn schließlich selbst zum Christenthum bekehrte, so daß er zugleich mit ihr als Märtyrer starb, ruht auf ihrem berühmten Bilde von Moretto im Belvedere zu Wien ein Einhorn. Auch dem heiligen Cyprian selbst und dem heiligen Firmin wird es zuweilen beigegeben. Von dem letzteren wird berichtet, daß er in der Abtei St. Riquier mit zwei Einhörnern zu seinen Füßen dargestellt ist, ein Umstand, der wohl auch die Aufnahme des Thieres ins Wappen der Stadt Amiens verursacht hat. Zuweilen findet sich das Einhorn auf Grabdenkmälern weltlicher Personen in derselben Weise wie der Löwe zu Füßen des Dahingeshiedenen ruhend abgebildet. Hier ist sowohl der Löwe wie das Einhorn nichts anderes als eine direkte Anspielung auf die Tugenden des betreffenden Todten. Und diese Vorstellungen vom Einhorn und diese Art seiner Darstellung zeigen uns den Weg, auf welchem es zum viel benutzten Wappenthier geworden ist. Als solches war es schon früh in Gebrauch, wie das Beispiel des aus Ulrichs von Lichtenstein „Frauendienst“ bekannten Ritters Otto von Nissowe beweist, der es als Abzeichen trägt. Im „Biterolf“ heißt es:

„In hazlichem zorne
 Zuchte uf daz einhorne Biterolf der wigant;
 Da mit was in der schildes rant
 Verdacht, swa in der helt truoc“

und:

„Sifrit der küene wigant
 Sluoc im durch daz einhorne,
 Daz von des küenen recken zorne
 Der schilt erliuhten began.“

An mehreren Stellen der „Crone“ von Heinrich von dem Türlein wird das Einhorn als Schildzier verschiedener sagenhafter Helden genannt. Es wird hier seiner als eines sehr zornigen Thieres gedacht, von dem es heißt:

„Daz was ein einhorn:
 Wie gar lihte dem wart zorn,
 Daz hant ir vernomen e“

und:

„Ze helfe uf die ponder reit
 Der einhorn mit zorn.“

So singt auch der Dichter von der „Vrou Minne“:

„Küener denne ein einhorn
 Ist sie . . .“

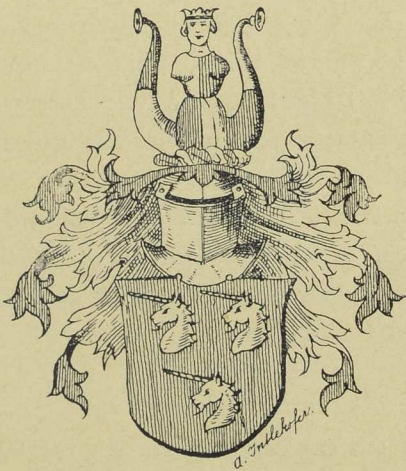
Als Schildzeichen begegnet das Einhorn auch im Jüngerem Titurel, und von einem weißen Schilde, der mit schwarzem Einhornhorn ausgelegt ist, erzählt Konrad von Würzburg im „Trojanerkrieg“:

„Ein schilt von helfebeine wiz
 Vil meisterlich waz geworht
 Den truoc mit kresten ane vorht
 Jason der hubsche bescheliez;
 Ein magt vahun muoz ein tier,
 Daz ist genannt der einhorn
 Und der gehurne swarz geboren
 Waz in den wizen schilt geleit“ zc.

Der Minnesänger „her Dietmar von Aist“ (gest. vor 1171), aus einem Geschlechte des Landes ob der Enns, führte ein springendes Einhorn von allerdings seltsamer Gestaltung im Wappen, dergleichen viele Familien Schwabens und der Schweiz, wie die Freiherren von Balthenswil (im Aargau), und von Tengen, die aus Ulm stammenden Roth von Schreckenstein, die Metzler von Helmsdorf (bei Kirchberg im Linzgau), die Gachnang, Luttersperg, von Mont, Rubli, Schatten von Kyburg, Berg u. a. m.⁶⁰). Den Oberleib eines springenden Einhorns im Schild und auf der Helmszier zeigt auch Schillers Adelswappen, das ihm Kaiser Franz I. am 7. September 1802 verlieh. Es hat also dasselbe Wappenthier wie das oben beschriebene Joachim Schillers von Zerdern, mit dessen größerem Wappen dasjenige seines Sohnes,

des von König Wilhelm von Württemberg unterm 16. Februar 1845 in den Freiherrenstand erhobenen königlich württembergischen Oberförsters Karl Friedrich Ludwig von Schiller, unwesentliche Abweichungen abgerechnet, völlig gleich ist.

Von Freiburger Familien, die das Einhorn im Wappen führten, sind außer den Schiller von Herdern die Häuser zu nennen, ein ursprünglich dreifacher Geschlecht, das mit Andreas H[a]user 1528 das Bürgerrecht in hiesiger Stadt erwarb. Leonhard H[a]user hatte von Kaiser Karl V. d. d. Eslingen, den 4. Januar 1525 einen Reichswappenbrief empfangen, der ihm einen rothen Schild mit drei golden gehörnten silbernen Einhornsköpfen nebst Hals verlieh. Auf dem



Wappen der Häuser von Freiburg i. Br.

Stechhelm prangte der Rumpf einer Jungfrau mit einem Kranz von drei rothen Rosen in dem aufgelösten goldenen Haar, den Mund durch einen goldenen Ring mit einem Smaragd darin verstopft. Leonhard H[a]users Nachkommen sowie die vier Geschwister Dr. Jodocus, Johann Wilhelm, Maria und Apollonia H[a]user wurden vom Kaiser Rudolf II. d. d. Prag, den 4. Januar 1601 unter Besserung ihres Wappens durch einen gekrönten Turnierhelm in den Reichsadelsstand erhoben. Das Geschlecht blühte in mehreren Zweigen und hat zahlreiche in der Geschichte der Stadtverwaltung höchst angesehene und einflußreiche Männer aufzuweisen, wie den oben bereits erwähnten Jos H[a]user, der 1543—1557 im Rathe der Stadt saß und bis 1570 häufig das Amt des Obristmeisters bekleidete. Er ist am 24. Februar

1578 im Alter von 54 Jahren gestorben und nebst seiner am 31. März 1587 ihm im Tode nachgefolgten Gattin Anna Sutterin im Münster beigesezt.

Unter den Städten, die ein Einhorn im Wappen führen, ist Schwäbisch-Gmünd die bekannteste. Von ihr, seiner Vaterstadt, hat wohl auch der Maler Hans Baldung gen. Grien sein und seiner Familie Wappen entlehnt. Johann Baldung wenigstens, sein



oder seines Bruders Kaspar Sohn, Schultheiß zu Waldkirch, seit 1544 Bürger allhier zu Freiburg und seit

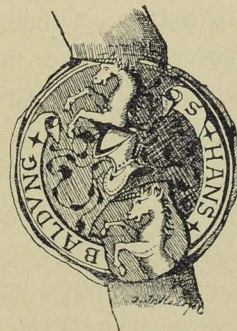
Wappen der Stadt Gmünd.

den 50er Jahren des 16. Jahrhunderts häufig Obristmeister und Statthalter des amts, mit einer Tochter des badi-schen Kanzlers Vehus vermählt, führte ein springendes Einhorn im Wappen, wie die hier beifolgende Abbildung desselben an einer Urkunde vom 15. November 1557 zeigt.

Ob man auch bei der Benennung von Häusern an irgend eine der fabelhaften Eigenschaften oder Beziehungen des Einhorns gedacht hat, scheint mir nicht wahrscheinlich zu sein. Die beiden Häuser hier in Freiburg wenigstens, die

den Namen des Thieres trugen, bieten weder in ihrer Lage noch in ihrem Aufbau oder sonstwie einen Anhaltspunkt hiefür.

Das eine und, wie es scheint, ältere lag in



Siegel des Hans Baldung.

Das andere, wie es scheint, jüngere lag in der ehemaligen Kenerz, der späteren Sutter- und heutigen Schuster-gasse (Nr. 5). Hans Fedrer der ältere und Margarethe Rißin, seine eheliche Hausfrau, liehen es am 28. Mai 1504 an Michel Punt, den Schuhmacher, und Ursel Burstin, seine in erster Ehe mit der vorgenannten sel. Sohne Claus Fedrer verheirathet gewesene Hausfrau, auch an Jacoben und Urselin Fedrer, Claus Fedrers und Urslen Burstin eheliche Kinder, für die Zeit ihres Lebens gegen einen jährlichen Zins von drei Gulden, „so Meister Michel Rindschenkel von Marpach nach lut seiner briefen darab hat“,

nebst einem jährlichen Leibgeding von zwei Gulden auf St. Johannis Baptistentag an Hans Fedrer und Margarethe Risin. Im Jahre 1565 besaß es ein gewisser Jakob Vitz, 1775 der Kunstmeister Jakob Amann. Das zweite Haus zum Einhorn lag in der früheren Turnergasse, der heutigen Gauchstraße (Nr. 19) und war im Jahre 1565 im Besitze des Universitätsprofessors Johannes Hartung, des berühmten Lehrers des Griechischen, der es 1546 erkaufte und mit den Bildern des Ajax und Philoktet hatte bezeichnen lassen.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß auch in der Heraldik das Einhorn zunächst ein Sinnbild der Keuschheit und anderer Tugenden war oder aber, wenn man will, der zügellosen Stärke und Unüberwindlichkeit. Dieses ist der Fall auf Wappen ritterlicher Geschlechter, gleicherweise wie sich auch eine ganze Rittergesellschaft nach dem Einhorn benannte; jenes auf priesterlichen Wappen und Abzeichen, für die es sich schon in seiner Bedeutung als Symbol Christi ebenso gut eignete wie Kelch, Kreuz, Anker u. dergl.

Als mit dem Ende des Mittelalters der wunderbare Thiergarten des Physiologus seine Rolle im Wesentlichen ausgespielt hatte, war es auch mit der eigenthümlichen Art von Allegorie und Symbolik, die dem Geiste des christlichen Alterthums wie des Mittelalters so sehr zugesagt hatte, vorüber. Trotzdem war nun nicht jede Spur davon völlig verwischt; die Naturgeschichtschreibung bildete auch in Deutschland, obwohl dieses seine alte Literatur ganz vergessen hatte, die Vermittlerin bei der Erhaltung der naturgeschichtlichen Fabeleien. Und auch die religiös-allegorische Bedeutung von manchen dieser Dinge starb nicht ganz aus; in Kirchen, wo noch eine oder die andere bildliche Darstellung sich erhalten, mochten ja wohl auch die Geislichen deren Bedeutung gelegentlich erwähnen. So ist es ganz begreiflich, daß wir Einiges immer noch in der Literatur und Kunst wie im Volksglauben und Volksmund nachwirken sehen.

Wie das Einhorn heute noch in der Phantasie der Dichter lebt, haben wir u. A. an den Beispielen Keines und Geibels gesehen; daß es auch in der Phantasie der bildenden Künstler noch lebendig ist und hin und wieder Gestalt annimmt, beweist das farbenprächtige Gemälde unseres Zeitgenossen Arnold Böcklin, betitelt: „Schweigen im Walde“. Es zeigt uns einen herrlichen Märchenwald mit schlanken, hochragenden Tannen, an denen muntere Eichhörnchen emporklettern, mit seltsam gestalteten Pilzen und Waldblumen. Aus dem Dickicht des dunklen Waldes tritt ein Einhorn in eine sonnenbeschienene Lichtung heraus, ein rehfarbiges, geschlecktes Thier mit einem langen, geraden Horn auf der Mitte der Stirne und mit weit geöffneten Gazellenaugen. Als Reiterin trägt es eine Fee des geheimnißdüsteren Haines, ein jugendschönes, in bunte, schillernde Gewänder gekleidetes Mägdlein, das wie überrascht und staunend in die zu seinen Füßen sich dehnende helle Welt hinausblickt. Das bezaubernde Bild mit dem vom Mägdlein gebändigten scheuesten Thiere eröffnet eine glänzende Perspektive in die Allegorienwelt des Einhorns und bestätigt aufs Neue die Wahrheit des Satzes:

„Märchen, noch so wunderbar,
Dichterkünste machen's wahr.“

Wie seltsam der späteren Zeit der Ausgang und vielgestaltige Inhalt der Einhorn-Legende und ihrer Entwicklung erscheinen mag, bemerkt treffend Prälat Friedr. Schneider, so hat die Erscheinung doch ihren eigenartigen Reiz, indem von schlichten, unkünstlerischen Anfängen das Bild in seinem geistigen Gehalte wie in seiner Veranschaulichung in den verschiedensten Kunstgebilden eine Reihe von Wandlungen durchmachte, an denen ebensowohl der mystisch-fromme Zug der mittelalterlichen Theologie und Askese wie die Kunst nach der dramatischen und bildnerischen Seite sich betheiligte: in der vergangenen Zeit gewiß Vielen zur Erbauung und zum geistigen Genuß.





Anmerkungen.

1) Die ältere Literatur über das Einhorn ist zusammengestellt von J. G. Th. Grässe, Beiträge zur Literatur und Sage des Mittelalters, Dresd. 1850, S. 62 ff., die neuere von K. Cohn, Zur liter. Gesch. des Einhorns, 2 Thele., Berlin 1896/77, dem ich in der Hauptsache gefolgt bin ebenso wie Friedr. Lauchert, Gesch. des Physiologus, Straßb. 1889, S. 213f. u. s. Vgl. außerdem W. v. Müller, Das Einhorn vom gesch. u. naturwiss. Standpunkt, Stuttg. 1852. J. V. Carus, Gesch. der Zoologie, München 1873, S. 125 f. u. s. Fr. X. Kraus, Real-Encyclopädie der christl. Alterthümer, Freib. i. Br. 1880—86, I, 397 f.

2) Vgl. 4 Mos. 23, 22; 5 Mos. 33, 17; Hiob 39, 9; Ps. 21, 22; 28, 6; 77, 69; 91, 11; Jf. 34, 7. Nach G. M. Drewes, Die Jagd des Einhorns (Stimmen aus Maria-Laach 43 [Freib. i. Br. 1892], [66—76] 69), glaubt allerdings die gesündere Schrifterklärung in dem Re'em des Alten Testaments, dem Unicornu der Vulgata, „das überall als ein Symbol schreckenerregender Stärke und Wildheit uns entgegentritt“, meist das Nashorn zu erkennen. Schon der heil. Ambrosius sagt (De bened. patr. cap. XI. bei J. P. Migne, Cursus compl. patrol. Ser. lat. 14, 725): „... cum ipsum unicornum inter generationes ferarum, ut periti ajunt, non inveniatur“. Vgl. auch Kraus, a. a. O., I, 397.

3) Kraus, a. a. O., I, 398.

4) Cohn, a. a. O., I, 3. — Ein merkwürdiges Beispiel vom Fortleben des Wunderthieres selbst heutigen Tages noch und in der neuen Welt erzählt, worauf mich Dr. Fr. Pfaff aufmerksam macht, Wilh. Grüner (im „Urquell“, einer Monatschrift f. Volkskunde, hrsg. von Friedr. S. Kraus, N. F. I, Wien 1897, 257—63) in einem Jagdabenteuer aus Mexiko. Die beiden ihn führenden Eingeborenen meldeten ihm eines Abends mit Schrecken, daß sie das Einhorn oder den Anteburro, den Teufel, gesehen hätten. „Das Thier war von grauer Farbe, hatte die Größe eines Esels und auf der Stirne ein langes Horn.“ Daran knüpften sie die Schilderung von seiner Unverwundbarkeit, der Heilkraft seines Hornes und anderen wunderbaren Geschichten. Als es Grüner anderen Tages das Thier zu erlegen gelang, war es ein leibhaftiger — Tapir.

5) Bei Photius, Bibliotheca LXXII: Indikon eklogai cap. 25 sq. (Ctesiae Cnidii operum reliquiae ed. Baehr. Francof. a. M. 1824, pag. 254 sq.).

6) Vgl. Kraus, a. a. O., I, 398; dazu Cohn, a. a. O., I, 17, Anm. 4.

7) „Bei dem Felde Zelyon, im Gelobten Lande“, erzählt Johann v. Zesse in der lateinischen Beschreibung seiner Wallfahrt nach Jerusalem im Jahre 1389, „ist der sog. Fluß Mara, sehr bitter, welchen Moses mit seinem

Stabe schlug. Er machte ihn dadurch süß, und die Kinder Israels tranken daraus. Noch jetzt, heißt es, vergiften böse Thiere nach Sonnenuntergang dieses Wasser, sodas man alsdann nicht mehr davon trinken kann. Aber morgens frühe, sobald die Sonne aufgegangen ist, kommt vom Meere das Einhorn, taucht sein Horn in den besagten Fluß und vertreibt daraus das Gift, damit die anderen Thiere am Tage davon trinken können. Den Umstand, den ich berichte“, schließt der fromme Herr v. Zesse, „habe ich mit eigenen Augen gesehen.“ Vgl. Ed. Koloß, Die sagenhafte u. symbol. Thiergesch. des Mittelalters (Raumers Histor. Taschenbuch, 4. Folge, 8. Jahrg., Leipz. 1867, S. 177—269), S. 225. — Das ganze Mittelalter hindurch und bis ins 17. Jahrhundert herein wurden für die als Einhornhörner ausgegebenen Narwalzähne die höchsten Preise bezahlt; vgl. Cohn, I, 10.

8) „Man hat auch“, schreibt Seb. Münster (Cosmography oder Welt-Beschreibung, Basel 1544, S. 1358), „by dem tempel (zu Mecca) in einem beschloßnen gemach zwey lebendige Einhörner, die zeigtet man für ein wunderbarlichs ding. Sein gestalt vnd größe, so es außgewachsen hat, ist gleich wie ein wolgewachsen jungs Fülle, vnd das dreißig monat alt ist. vnd hat ein schwarzes Horn an seiner stirnen bey zweyer oder dreyer ellen lang. Sein farb ist wie eins dunkelbraunen pferds, hat ein kopff fast wie ein hirtz, vnd ein langen halß mit etlich krausen haren vnd kurz, die jm auff ein seiten hangen, klein schenkel, außgericht wie ein geißbock. Seine füß ein wenig gespalten da fornen, vnd die klawen wie die geissen, haben auch sund har auff dem hindern theil der schenkel. Plinius schreibt, es sey am leib gestaltet wie ein roß, vnd hab füß wie ein Zelffant, vnd ein schwanz wie ein äber, ist fast eins schnellen lauffs.“ — Diese Schilderung geht wohl auf die Weltchronik des Rudolf von Ems (gest. 1250/54) zurück, in der das Einhorn gleich abenteuerlich beschrieben wird: es hat den Leib eines Pferds, Zirschaupt, Elephantenfüße, einen Schwanz wie ein Schwein und mitten auf der Stirne ein Horn „reht als ein glas“. Aus letzterem haben die Alexander-Romane wie derjenige des Pfaffen Lamprecht einen Karfunkel gemacht: unter den Seltenheiten, welche die Königin Candace dem Alexander schickte, wird auch ein Einhorn genannt, das nur mit einer Jungfrau gefangen werden könne und den Karfunkel in sich trage; vgl. Lauchert, a. a. O., S. 201; Cohn a. a. O., I, 10.

9) De part. anim. III, 2 und Hist. anim. II, 1.

10) Historion paradoxon synagoge cap. LXVI (72), hrsg. von Keller in den Rerum naturalium scriptores Graeci minores (Leipz. 1877), Bd. I.

11) De nat. anim. IV, 52, hrsg. von Zercher, Leipz. 1864.

12) Hist. nat. XI, 37; 46.

13) De nat. anim. XVI, 20.

14) Zunächst, wie Lauchert, a. a. O., S. 1 f., 65 f. und 103 ff. ausführlich, von griechischen Kirchenschriftstellern in mannigfacher Weise benutzt, verbreitet sich das Buch im Lauf der nächsten Jahrhunderte über die ganze Christenheit. Schon früh wurde es in die Sprachen der christlichen Völker des Morgenlandes wie auch ins Lateinische übersetzt, sodann im Mittelalter den germanischen und romanischen Völkern auch in ihren Volkssprachen zugänglich. Seine Spuren finden wir allenthalben, nicht nur in der theologischen Literatur, von den Kirchenvätern an bis ins spätere Mittelalter, nicht nur in der religiösen Dichtung der Geistlichen, sondern auch in der Prosaliteratur der Kulturvölker des Mittelalters auf Schritt und Tritt; an und in mittelalterlichen Kirchen sehen wir diese Symbole mannigfach angebracht, in Stein gehauen und gemalt. Und nachdem, erst an der Grenze der Neuzeit, die alte symbolische Bedeutung und Verwendung dieser Bilder vergessen war, fristeten die fabelhaften Thiergeschichten als solche noch ein zähes Leben in den gedruckten Naturgeschichten bis in unser Jahrhundert herein, und Einzelnes lebt selbst jetzt noch fort. Das Buch, dessen Verfasser unbekannt ist, war wohl ursprünglich zu Unterrichtszwecken bestimmt, es sollte ein bescheidenes Schulbuch sein, wodurch sich dann auch wieder das rasche Popularwerden so mancher Dinge daraus erklärte sowie die Erscheinung, daß man seinen Inhalt eben als Gemeingut betrachtet, also gewöhnlich ohne weitere Quellenangabe benutzt hat und daß ebendeshalb der Text nicht wie der eines bestimmten Autors unverändert fortüberliefert, sondern auch im Griechischen schon so mannigfach überarbeitet und erweitert wurde. Die erste Erwähnung eines lateinischen Physiologus findet sich im ersten Viertel des 5. Jahrhunderts (397—431) unter dem Namen des heiligen Ambrosius. Für das Eindringen der Geschichten des Physiologus in die naturgeschichtlichen Schriften des Mittelalters war der Vorgang des Isidor von Sevilla (gest. 636) in seiner Encyclopädie, den Etymologien, von der höchsten Bedeutung. Schon er hat diese Sachen theilweise nicht aus erster Hand, sondern aus Kirchenvätern geschöpft, die ihrerseits den Physiologus benutzt hatten. Er vor Allem hat dann die Verbreitung so überaus gefördert, bis sie durch die drei naturwissenschaftlichen Hauptwerke des 13. Jahrhunderts, des Thomas von Cantimpré zwischen 1233 und 1248 geschriebenes „De naturis rerum“, eine vollständige Uebersicht der belebten und unbelebten Natur und zwar die erste dieser Art im Mittelalter, durch des Albertus Magnus Schrift über die Thiere (in den 50er und 60er Jahren des 13. Jahrhunderts entstanden) und das „Speculum naturale“ des Vincenz von Beauvais (um 1250 beendet) Gemeingut des Volkes wurde. An Thomas von Cantimpré schließt sich dessen deutsche Bearbeitung durch Konrads von Negenberg „Buch der Natur“ (1349/50). Eine noch bis ins 16. Jahrhundert sehr verbreitete Kompilation geringeren Umfangs ist sodann das Werk des Bartholomäus Anglicus De proprietatibus rerum aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Zu erwähnen ist hier noch der aus dem lateinischen Original in fast alle europäischen Sprachen übersetzte und bis in die neuere Zeit herein außerordentlich verbreitete sog. Lucidarius oder Elucidarius, ein Schulbuch in dialogischer Form, das unter anderen im Mittelalter beliebten Fabeln auch Dinge aus dem Physiologus in sich aufnahm. Endlich gehört hierher die biblische Zoologie, die sich am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts entwickelte. Die ältesten Bücher dieser Art sind Zusammenstellungen der in der Bibel erwähnten Thiere mit daran geknüpften moralischen Betrachtungen, welche letztere — eine Nachwirkung vom Geiste des Physiologus — die Hauptsache dabei sind. Vgl. auch Carus, a. a. O., S. 192 ff., 310 ff.

15) Kraus, a. a. O., I, 397.

16) 4 Mos. 23, 22; 5 Mos. 33, 17; Ps. 28, 6; 77, 69; 91, 11.

17) Job 39, 9; Ps. 21, 22.

18) Vgl. Cohn, a. a. O., 2, 8f., 11. Auch in dem walden-sischen Physiologus erscheint das Einhorn als Bild des Teufels, in der Mahnung an den Menschen: gleich dem Einhorn kann auch der Teufel nur durch den Geruch der Jungfräulichkeit, durch Tugend und gute Werke gefesselt werden; Lauchert, a. a. O., S. 153.

19) Cohn, a. a. O., 2, 3 f.

20) Zsg. von Leo Allatus, Lugd. 1629, pag. 40.

21) Cohn, a. a. O., I, 18 f.

22) Lauchert, a. a. O., S. 283; 116 ff.

23) Joh. Graus, Das Einhorn u. seine Jagd in der mittelalterl. Kunst (Der Kirchenschmuck, Blätter d. christl. Kunstver. d. Diocese Seckau, 25. Jahrg., Graz 1894, S. [73—81] 75).

24) Drewes, a. a. O., S. 71.

25) Lauchert, a. a. O., S. 176.

26) Drewes, a. a. O., S. 72.

27) Graus, a. a. O., S. 75.

28) Lauchert, a. a. O., S. 193 f.

29) Graus, a. a. O., S. 75.

30) Lauchert, a. a. O., S. 221; Cohn, a. a. O., S. I, 29 f.

31) Drewes, a. a. O., S. 74 ff.; Lauchert, a. a. O., S. 225 f.

32) Vgl. Joh. von Antoniewicz in den „Romanischen Forschungen“ 5 (Erlangen 1890), 255 f.

33) Drewes, a. a. O., S. 66.

34) Lauchert, a. a. O., S. 208 f.

35) Friedr. Münter, Sinnbilder u. Kunstvorstellungen der alten Christen, Altona 1825, I, Taf. I. — Herr Dom-pfarrer Schober macht mich darauf aufmerksam, daß hier auch eine Verwechslung mit dem Agnus dei vorliegen könne, dessen nur noch theilweise vorhandenen Nimbus man irrig für ein Horn ansehe.

36) Cahier, Mélanges d'archéologie IV, pl. XV.

37) Z. Otte, Handbuch der kirchl. Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters (5. Aufl., bes. von E. Wernicke, Leipz. 1883/84) I, 321.

38) Cohn, a. a. O., 2, 5 f. — Nach Z. Lüders, Die Sage von Asyafunga (Nachrichten von der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philol.-histor. Klasse, 1897, 3. I., S. 115) ist das Einhornkapitel des Physiologus buddhistischen Ursprungs und beruht auf einer Verwechslung mit dem Einsiedler Einhorn.

39) Frid. Mone, Die bild. Künste im Großh. Baden ehemals u. jetzt, I (1889), 259 f.; S. Schober, Das alte

Constanz, I (1881), 28; Fr. K. Kraus, Die Kunstdenkm. des Kreises Konstanz, Freib. i. Br. 1887, S. 147.

40) Was None (a. a. O., I, 258 f., vgl. auch Schriften Bodensee 20 [Lindau i. B. 1891], 165) von dieser Darstellung und ihrer Verbindung mit dem Wappen der Stadt Meersburg schreibt, gehört in das Gebiet der Phantasie.

41) Auf Grund eines (Rosen-)Kranzes, den die Jungfrau bei vier Darstellungen der Einhornjagd auf Elfenbeinkästchen in der erhobenen Linken hält und dem Jäger als Belohnung überreichen zu wollen scheint, sieht Schneider (Annalen d. Ver. f. nassauische Alterthumsk., 20, 35), aber wohl mit Unrecht, eine weitere neue Phase in der Entwicklung der Darstellung der Einhornjagd; vgl. Cohn, a. a. O., 2, 19. — Ueber eine eigenartige Darstellung mit dem Christuskind auf dem Einhorn reitend in der Frauenkirche zu Memmingen vgl. Hist.-polit. Blätter, 120. Bd., München 1897, S. 566 f.

42) Gemälde des Königs René in der Kathedrale zu Aix; vgl. F. Piper, Evang. Kalend. 1859, S. 39.

43) Piper, a. a. O., S. 37.

44) Graus, a. a. O., S. 76 f.

45) Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinl., 49 (Bonn 1870), 128—134.

46) G. Zeider in den Mitth. der k. k. Central-Komm. 3. Erforsch. u. Erhalt. d. Baudenkmale, I (Wien 1856), S.

47) Cohn, a. a. O., 2, 12 ff.

48) Die Einhorn-Legende in ihrem Ursprung u. ihrer

Ausgestaltung (Annalen d. Ver. f. nassauische Alterthumskunde u. Geschichtsforsch., 20 [Wiesb. 1887], 31—37).

49) Graus, siehe oben Anm. 23. — Alex. Schnütgen, Spätgothische deutsche Leinen-Stickerei mit der Jagd des Einhorns. Zeitschrift für christliche Kunst 9, 290, Tfl. 9.

50) Graus, a. a. O.

51) Kunst und Alterthum in Elsaß-Lothringen, 2 (Straßb. 1884), 366 f.

52) Vgl. Ein Stück Theologie in einer mittelalterl. Bildstickerei (Katholik, 56. Jahrg. [Nr. 36], Mainz 1876; S. 310—17).

53) Kunst u. Alterthum in Elsaß-Lothringen, 2, 459.

54) S. Lacurne de St.-Pelaye s. v. Unicorne.

55) Cohn, a. a. O., 2, 16.

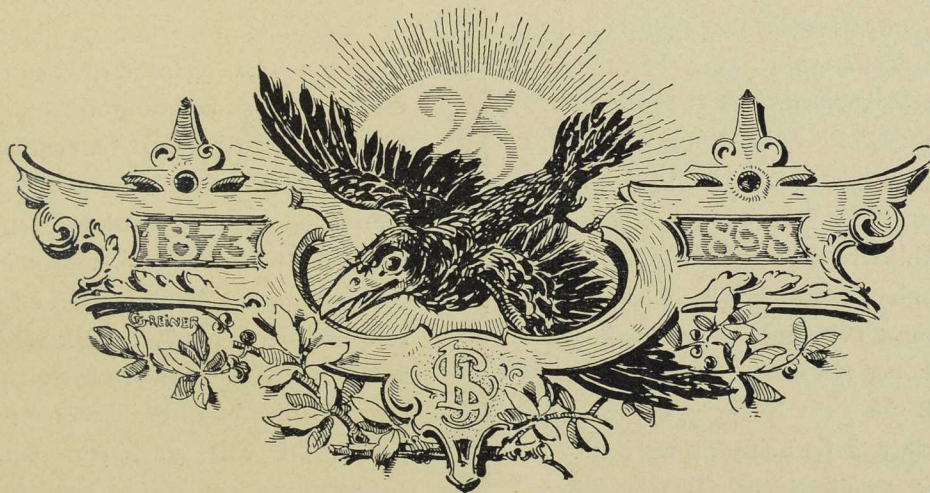
56) Hrg. von J. V. Säusler im „Archiv f. Kunde österr. Gesch.-Quellen“, 3. Jahrg., Wien 1850, 2. Bd., S. 583—606; die hieher bezügl. Stelle S. 591.

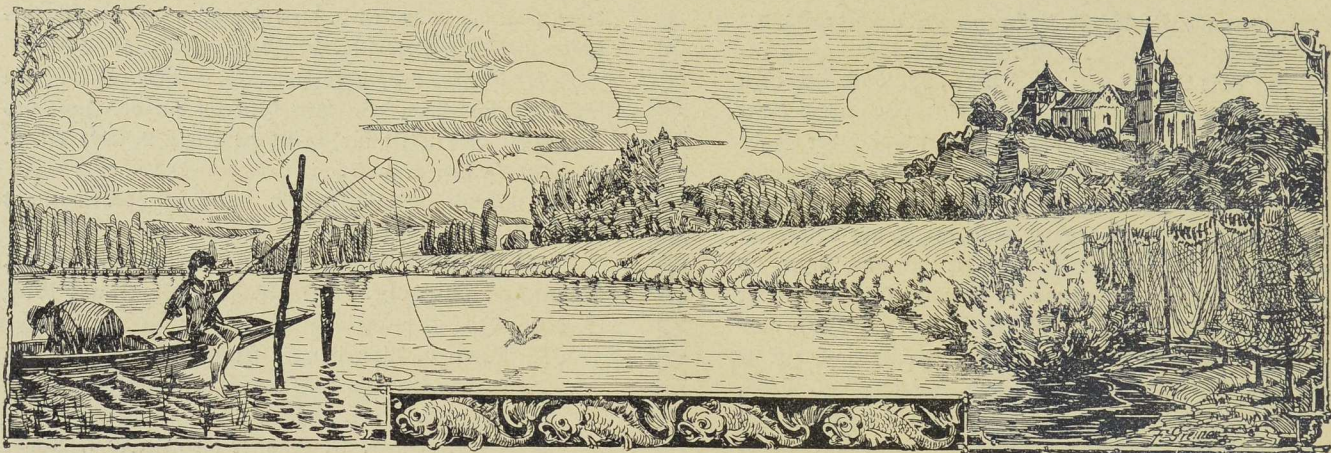
57) Cohn, a. a. O., 2, 23.

58) Joachimi Schilleri Herderensis Pestis Britannicæ commentarioli. Basileæ 1531. 8°.

59) Vgl. H. Schreiber, Gesch. d. Albert-Ludwigs-Universität, I, 228 ff.; 2, 373 f.

60) Es ist mehr als eine Kühne Konjektur, wenn man, wie None (a. a. O., S. 256 f.), die drei Windhunde auf dem Schilde der aus Ravensburg stammenden Zumpisch (von Waltrams) mit den drei Zunden bei der Einhornjagd in Verbindung bringt.





Der Magistrat (Bürgermeister und Rath) zu Breisach in den vergangenen Jahrhunderten.

Von Otto Langer.

BREISACH befand sich schon frühe im Besitze besonderer öffentlicher Rechte und Gewohnheiten, die erste bekannte städtische Verfassung wurde ihm aber, unter Bestätigung aller bereits erworbenen älteren Privilegien, laut Urkunde d. d. Breisach, 25. August 1275 ¹⁾ durch König Rudolf I. verliehen. In derselben ist unter Anderem Folgendes bestimmt: „In der Burg Breisach sollen jährlich zwölf Räte gewählt werden, welche die städtischen Angelegenheiten und das Gemeinwohl besorgen. Wenn sich aber einer von ihnen durch Geschenke bestechen läßt und von zwei Miträthen des überwiesen ist, der soll aus dem Rathe gestossen und nie mehr in denselben aufgenommen werden“.

„Jeder dieser zwölf Räte soll der Ehre genießen, daß, wenn ein Fremdling als Gast in sein Haus tritt, diesen Niemand vor das Breisacher Gericht solle berufen dürfen, so lange er bei ihm wohnt. Auch soll keiner dieser Zwölfe gehalten sein, während dem Jahre seines Amtesdienstes die zwei Goldgulden Steuern an den König zu zahlen, welche andere Bürger jährlich zu erlegen verpflichtet sind“.

Erlitt der Rath durch das gleichzeitige Vor-

handensein eines herrschaftlichen Vogtes und Schultheißen in seiner Amtszuständigkeit anfänglich auch einige Beschränkung, so gelangte er doch nach und nach zu selbständigerer Verwaltung aller öffentlichen Angelegenheiten der Stadt, und sein Wirkungskreis nahm immer mehr zu, so daß er schließlich, namentlich seit der pfandweisen Erwerbung des Schultheißenamtes, eine recht ausgedehnte öffentliche Gewalt in sich vereinigte. Aber auch sonst traten im Verlaufe der Zeit fortdauernd Aenderungen im Gemeinwesen ein. Während der Rath, wie vielfach auch anderwärts, zuerst nur aus den ritterlichen und anderen freien Geschlechtern der Stadt entnommen wurde, gefellte sich bald zu diesem (inneren) Rath ein äußerer, welcher gleich dem einen der beiden Bürgermeister aus der (Einwohner-) Gemeinde gewählt wurde. Eine Urkunde d. d. Breisach, 22. Juni 1331 enthält darüber Nachstehendes: „Der Schultheiß, der Bürgermeister, der Rath und die Bürger gemeinlich von Breisach versöhnten sich nach vorausgegangenen Mißhelligkeiten und schwören gestabete Eide auf folgende neu vereinbarte Verfassung: Alle Jahr an St. Johans mes ze suniechten (24. Juni) soll ein neuer Rath

gesetzt werden und soll dieser schwören „an dem chilhoue bi den greten“ der Stadt Nutzen und Ehre zu fördern, den Armen und den Reichen zu helfen und zu rathen, so gut sie können, auch die Gemeinde soll diesem Rathe schwören, gehorsam zu sein und unterthänig in allen guten Dingen; in den Rath soll man auf je einen Bürger (des Patriats oder Stadtraths) ²⁾ zwei von der Gemeinde wählen; neue Zunftmeister sollen auch alle Jahre am 24. Juni gesetzt werden, die dem Rathe Gehorsam schwören; das Stadtgut soll man einem biderben Manne anvertrauen, der sich dieser Wahl nicht weigern darf und Rechnung zulegen hat; man soll auch zwei Bürgermeister setzen alle Vronvasten, einen von den Bürgern und einen von der Gemeinde; die Bürgermeister sollen nichts mit der Bürger-Gut zu thun haben, es sei denn, daß sie die Rechnung an den Rath bringen; bezüglich der Stadtsiegel, der Urkunden und Schlüssel dazu soll man auch diese einem biderben Manne übergeben, der sich dessen nicht weigern darf; die Schlüssel zu den Stadthoren soll man den zwei Bürgermeistern anbefehlen; die Bürger sollen nirgendwo eine Trinkstube haben denn an der Straße auf dem Berge ³⁾, auf welcher Seite sie wollen, doch ohne der Bürger und Stadt Schaden. Samstag vor St. Johans tag ze suniechten“.

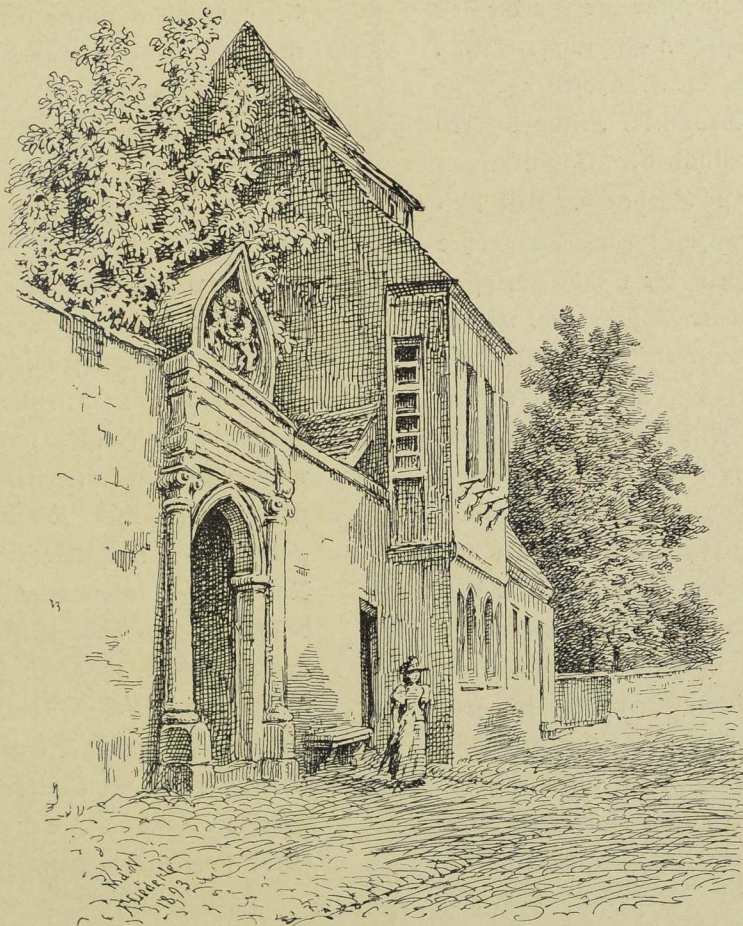
Die Besetzung einer der beiden Bürgermeisterstellen mit einem Adlichen wurde lange Zeit eingehalten. Wir können dies z. B. entnehmen aus einem Akte vom 6. Februar 1548, Montag nach

S. Agatha, wornach Anthony Freiherr von Stouffen den Hans Jakob von Pforr und Thomann Wescher, beide als Bürgermeister von Breisach und präsehte Lehenträger, mit Hartheim belehnt, sowie aus einem solchen vom 12. Juni 1554, nach welchem derselbe den Hans Jakob von Pforr und den Adam Schöl, beide Bürgermeister von Breisach, deßgleichen mit Hartheim belehnte ⁴⁾.

Eine Hauptänderung trat von dem Zeitpunkte an ein, als die Zünfte einen Antheil an dem Stadtregerie verlangt hatten und errangen; doch blieb ungeachtet der den Zünften bewilligten Einräumungen die Verfassung insofern wesentlich aristokratisch, als die Zünfte als solche nur in den äußeren Rath gelangten und diesen durch Abordnung ihrer Zunftmeister bildeten.

Zwischen hinein wurde jedoch während der Burgundischen Pfandherrschaft mit dem Magistrat ⁵⁾ recht eigenmächtig umgegangen. Der von dem Pfandherrn Herzog Karl dem Kühnen eingesetzte Landvogt Peter von Hagenbach

befetzte den Magistrat selbst und zwar ganz nach seinem Ermessen. Er berief lediglich seine Kreaturen in denselben, um eine willfährige Stadtverwaltung zu haben, und kehrte sich in keiner Weise an die bestehende Stadt- und Zunftverfassung. Nach 1474 traten aber die früheren Verhältnisse wieder in Kraft, und noch im Jahr 1648 finden wir den Rath mit zwölf Mitgliedern besetzt. Die Bürgermeister waren jedoch um diese Zeit auf fünf angewachsen, so daß der Magistrat, das ist der



Eingang zum früheren Herrenzunftthaus in Breisach.

innere Rath aus 17 Personen bestand. Auch hier mußte einer der Bürgermeister von Adel sein. Behufs der Bildung des äußeren Raths wurde von jeder der acht Zünfte der Ober- und Untere Zunftmeister beigezogen, und bestund sodann der größere Rath zusammen aus 33 Köpfen. Die Magistratspersonen wurden von dem inneren und äußeren Rath nun auf Lebenszeit gewählt. Die Bürgermeister wechselten im Voritze (Amtsbürgermeister, Regens, regierender Bürgermeister) alle drei Monate. Es gilt dies für die Mitte des 17. Jahrhunderts⁶⁾, beziehungsweise für die Zeit des Beginns der französischen Herrschaft (1648). Fünfzig Jahre später, als die Franzosen in Folge der Bestimmungen des Ryswicker Friedens Breisach verlassen mußten, bestand der Magistrat aus 4 Bürgermeistern und 8 Räten⁷⁾. Mit und nach dem Einzug der Franzosen hatte der größte Theil des ansässigen Adels die Stadt verlassen und kehrte später zum größten Theile nicht wieder dahin zurück⁸⁾. Die Vertretung des Stadtheades in dem Magistrate fiel weg, und insbesondere wurde nicht mehr daran festgehalten, daß wenigstens einer der Bürgermeister dem Adel angehören mußte. Die Zahl der Räte wurde in den folgenden Jahren auf sechs herabgesetzt, und die Zahl der Bürgermeister erfuhr in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gleichfalls eine Minderung. Diese wurde dadurch herbeigeführt, daß die durch den Tod oder durch Amtsniederlegung frei gewordenen Bürgermeisterstellen bis auf eine und zeitweise auch zwei einfach nicht mehr besetzt wurden. Doch bevor wir uns mit der diesbezüglichen Weitergestaltung befassen, wollen wir hier einschalten, was der Breisacher Chronist Protas Gsell über die einschlägigen Verhältnisse im vorigen Jahrhundert des Näheren zu berichten weiß. Es handelt sich dabei vorzugsweise um die Zeit vor der, unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia erfolgten Schleifung der Festung, also um die Zustände, wie sie gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts vorlagen. Die Darstellung unseres Gewährsmannes macht den Eindruck, daß auch noch damals ein großes, blühendes Gemeinwesen bestanden haben muß, das dann aber zurückzugehen begann und auf dessen Höhe die Stadt sich nachher nicht mehr

emporzuschwingen vermochte. Der Chronist bringt seine Mittheilungen in Frageform und antwortet auf die von ihm aufgeworfene Frage: wie in den vorigen Zeiten, vor der Demolition (1741 ff.) gewester Festung, der Stadtrath zu Breisach bestellt war, folgendes: „Es waren dauernd jeweils 4 Bürgermeister, ein Syndicus, 6 Rathsherren, ein Sekretär oder Gerichtschreiber, nebst gehörigen Kanzlisten oder Accessisten. Jeder der 4 Bürgermeister hatte seine obliegende Verwaltung ein viertel Jahr oder 3 Monat hindurch. Nach dieser Zeit-Endigung folgte der 2. ihm in seinem Amt, und sofort die 2 anderen, bis zur Endung des Jahrs, hernach der 1. Bürgermeister das Jahr wieder ansienge. Die Rathsherren hatten außer täglicher Session⁹⁾ jeder eine besondere Verwaltung auf sich. Einer hatte das Waisenamt; der andere das Polizeiamt; der 3. das Waldamt; der 4. das Bauamt; der 5. das Rentamt, der 6. das Rheinamt oder die Inspektion über das Rheinwahr und Bannbedürfnisse und andere Zufall auf sich¹⁰⁾.

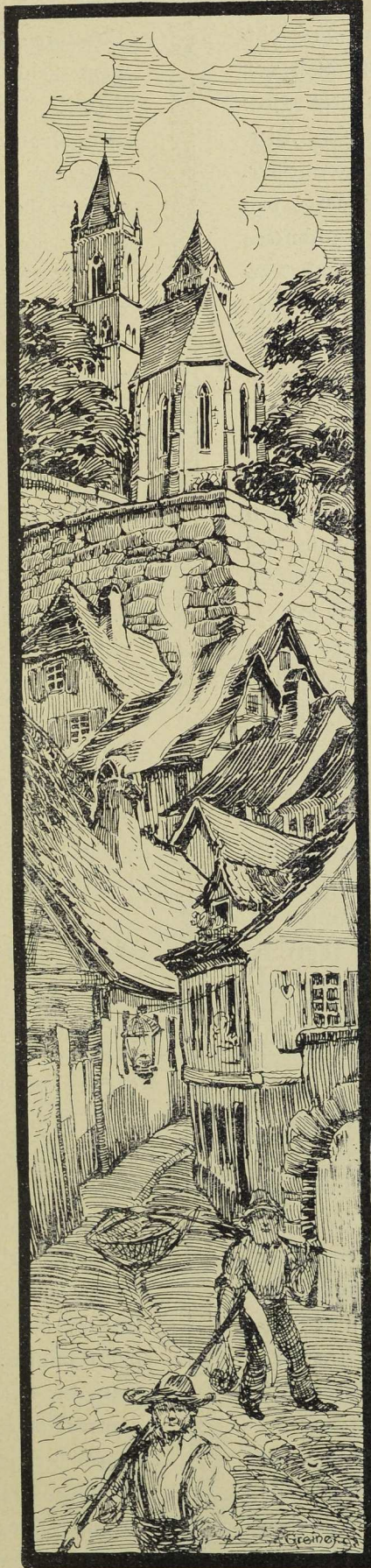
Die 4 Bürgermeister, besonders der Amtsbürgermeister (wegen sonderer Accidenzien) hatte während seinem Vierteljahre¹¹⁾ und weiters etwas stärkere Einkünfte. Die übrigen drei waren auch gut besoldet, nach Maßgabe ihrer Geschäfte. Die Rathsglieder (ohne was ihnen durch die Sporteln bekam) waren nicht so stark salarirt, wie die 4 Bürgermeister, sonderen ihnen nebst Gehalt zerschiedene Naturalien, loco salarii, zugelegt. Jedoch einer deren Bürgermeister, welcher sein vierteljähriges Amt besorgte, hatte öfters einige besondere Zufluß zc. Der erste Bürgermeister war allzeit Präses und hatte den Vorzug.

Rathsprocuratoren waren zuweilen 3, auch 4, deren jeder mit seinem Verdienste zufrieden, und man nicht leicht selbe sich beklagen hörte.

Ein Rathsdienner, der Ueberreiter und die 4 ordinarie Boten oder Stadtknechte; ein Stadtkutscher und Stadtkärchner, 2 Stadtfäger. Sämmtlich diese Stadtbediente bekamen ihre Mäntel und kurzen Röcke von zerschiedener Gattung und Art; nämlich der Rathsdienner hatte einen dunkelgrau-röthlichen Mantel mit kameelbaarenen Borden. Desgleichen der Ueberreiter, der Stadtkutscher und Kärchner (Kärner) hatten auch grüne oder dunkle kurze Röcke eingefast mit kameelhaar-

borden zc. wie die Rathsdienere. Die übrigen 4 Stadtboten jeder einen Mantel, dessen eine Hälfte „weiß“, die andere Hälfte „roth“ gewesen¹²). Die Jäger hatten ihre gewöhnliche Uniform ganz grün. Was diese Stadthändler an großem und kleinem Wildpret bekamen, wurde dem ersten Bürgermeister als Präses überliefert, der es sodann mit den anderen 3 Bürgermeistern (nach Willkür) theilte. Eine gleiche Bewandniß hatte es mit den Fischen, besonders den elocierten (verpachteten) Banngräben, aus welchen die anbedungenen Fische dem 1. Bürgermeister geliefert wurden. Den Jägern wurde das Schußgeld aus dem Kaufhause (städt. Rentamt) besonders bezahlt. Das Band- oder Weidengeld (für sog. Neigband u. dgl.) aus den Rheininseln bezog auch der erste Bürgermeister, nebst dem Erlös von dem verkauften Lieschgras (Schilf). Hierauf ist ersichtlich, daß die damalige Bürgermeisterei beträchtlich muß gewesen sein.

Diese jetzt beschriebene Rathsordnung bliebe bis nach der Demolition (1741) hiesiger Festung. Nachdem diese Festung rasirt und hiesiger Ort ohne einiges Militär ganz leer verblieben, die Stadteinkünfte allmählig abgenommen und etliche von den Herrn Bürgermeister abgestorben, wurde die vorige Zahl nicht mehr ersetzt. Summa als der Herr Graf von Schauenburg anher von höchsten Ort befehligt worden, um den Aktiv- und Passivstand dieser Stadt Breisach zu untersuchen zc., wurde der dasige Stadtmagistrat in weit andere Form herabgesetzt. Mit hin nur 1 Bürgermeister, 1 Stadtrichter, 1 Kanzleiverwalter aufgestellt mit etwelchen Rathsherren als Beisitzer. Hernach und zuletzt bis



jetzt (1793?) nur ein einzelner Bürgermeister, als bevollmächtigter Obmann verblieben ist, um das ganze Stadt- und Bürgerwesen zu schlichten zc. Alles ist folgbar (in der Folge) in einen anderen Stand ausgeartet worden“.

Auf diesen kaiserlichen Kommissär Grafen Schauenburg, der im Jahr 1756 nach Breisach gesandt worden war, ist der Chronist nicht gut zu sprechen. Graf Schauenburg führte überall Vereinfachungen ein und stellte eine Reihe herkömmlicher Bezüge und Genüsse ab. Es mußten städtische Hofgüter, Mühlen, Reben, viele Grundstücke, sodann Kutschen, Pferde, Ochsen, die Weinvorräthe, Säffer, Früchte u. s. f. verkauft werden; Küfer und eine Reihe sonstiger Angestellter der Stadt wurden entlassen. Auch die linksrheinische Herrschaft Biesheim mit den Nebenorten Geiswasser, Vogelgrün und der sog. Strohstadt (Klein-Breisach, St. Louis), welche die Stadt Breisach pfandweise inne hatte, mußte auf Betreiben von Schauenburgs verkauft werden und fielen auch damit eine Reihe von Emolumenten für den Magistrat der Stadt weg. Der Chronist theilt uns über diese Bezüge mit: „Der Stadtrobrigkeit ist der Blutzehenden jährlich von Biesheim und zugewandten Orten beigegeben. Die vier Bürgermeister vertheilten denselben unter sich, bekam also ein jeglicher ein lebendig Osterlämmel, wie auch mußten die überrheinischen Fischer ihr anbedungen Quantum an Fisch, wegen benutzenden dortigen Gräben dem ersten Bürgermeister einliefern. (Vgl. Note 4.) Wie auch die bestellten Jäger an Wildpret und wildes Federvieh ihr vorgeschrieben Theil entrichteten. Dies Alles empfing der erste Bürgermeister, welcher das-

selbe nach Willkühr denen 3 Bürgermeister und Stadtschreiber auszutheilen hatte. Dem 3. Stadtpfarrer wurde ein lebendig Osterlamm auch von Fischen und Wildvieh ein Theil von dem ersten Bürgermeister zugetheilt 2c. Auf der sog. Biesheimer Brücke waren die Herren Bürgermeister, der Stadt-Syndicus und der Stadtpfarrer von Breisach allein zollfrei“. Außer den hier bezeichneten und den oben aufgeführten Genüssen und Vergünstigungen kamen nach Angabe des Chronisten damals noch weitere Bezüge in Wegfall; er theilt darüber, ohne daß die betreffenden Maßregeln gerade seine Billigung erfahren, Folgendes mit: „Vor Ankunft des 3. Grafen v. Schauenburg in älteren Zeiten bis dahin, wurde dem 3. Bürgermeister und Rathsverwandten, dem allhiefigen Pfarrherrn und übrigen sowohl Regularis als Weltgeistlichen, jährlich am Neujahrstag, Ostern und Gervastag, jeweils ein großer mürber Speckkuchen sammt einer Flasche pro 5 Maas guten Stadtwein als Verehrung zugeschiekt und diese Honoraria hat der genannte Graf gänzlich abgeschafft, obschon ein alter Brauch“.

Im Hinblick auf alle die eingetretenen, vorstehend erwähnten Aenderungen stellt nun unser Gewährsmann, der Chronist, die weitere Frage, wo der daraus entstandene Nutzen geblieben sei? Er meint, es wäre dieses in concavo lunae zu suchen; Alles sei fort, bemerkt er und fügt bei, überall nur Abgang, nirgends ein Gewinn, wo man auch hinsieht!

Mit mehr Behagen verbreitet er sich dagegen über die Titel und Ehren des Stadtraths, welchem Kapitel er mehrere Fragen widmet und diese sodann mit besonderer Begründung beantwortet. Es gehen dieselben dahin: I. warum man bis zur neuen Umänderung (1741 bezw. 1756) lange Zeit dem Stadtrath den großen Titel „Euer Wohl-Edel geborenen Ehren-Vöste, großgünstige, wol Edel gebohrene, gnäd- und günstige vor-sichtige Herren“ gab? „Weil, lautet die Antwort, in alten Zeiten mehr als der halbe Stadtrath aus der anhier angefessenen Adelgesellschaft bestand; von diesem verburgert allhier gewesen starken Adel — (es sollen über 60 Geschlechter gewesen sein) — wurden die mehreste in den Magistrat als Beisitzer aufgenommen, fast jeweils

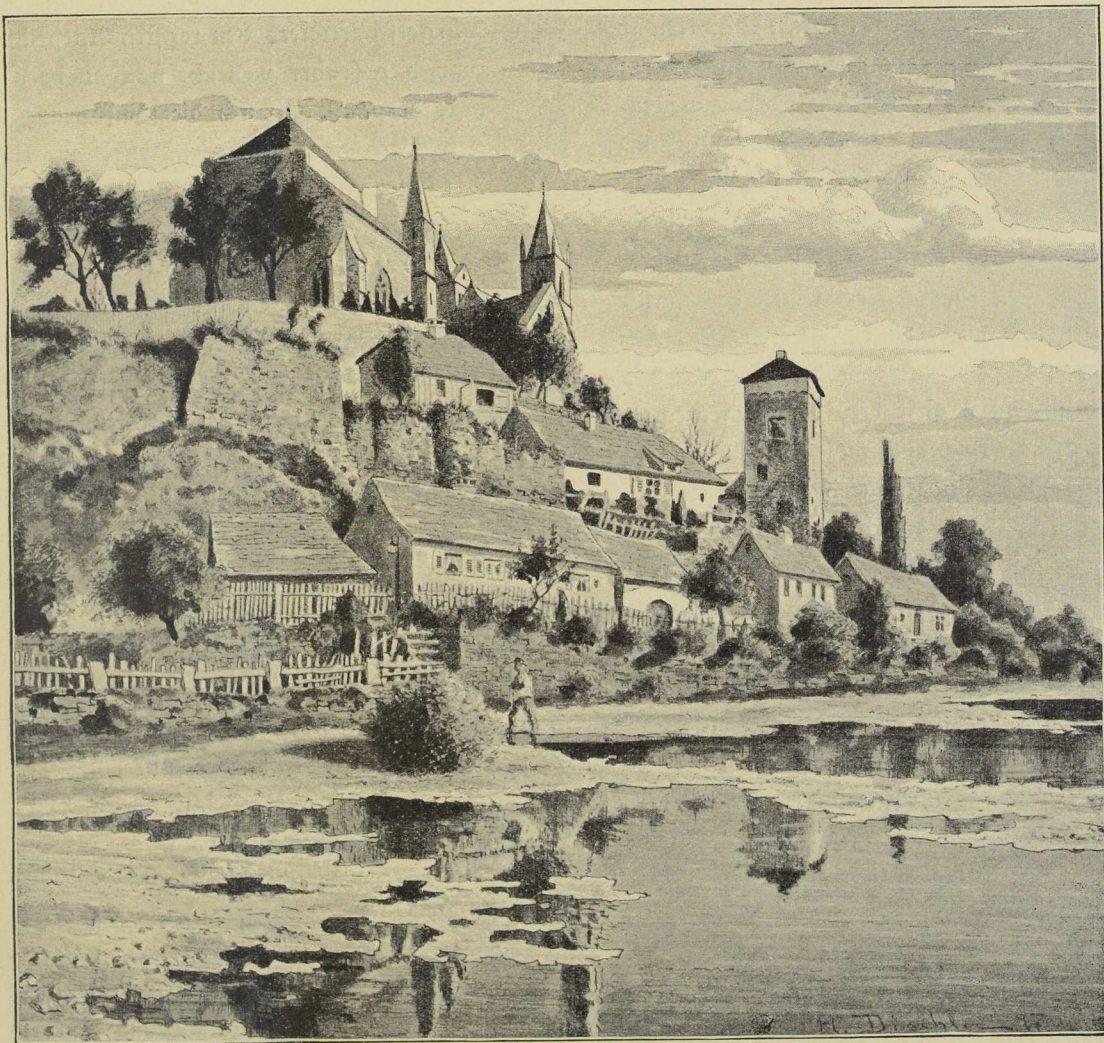
2 Theil; die übrigen waren zum Theil Graduierte (Doctoren der Rechte u. dgl.), auch Personen vom Handelsstande, Künstler 2c. Mithin annoch soforth der gebräuchlich geweste Titul dem Magistrat aus Gewohnheit bis zur obigen Abänderung gegeben worden“. Auf die 2. Frage, warum bei sich ereignenden Umständen der 3. Bürgermeister und Syndicus (juristischer Beirath des Magistrats) mit Seitengewehr und Degen erscheinen und woher dieses Ehrenrecht rühre, wird als Antwort angegeben: „Weil Breisach von mehreren Kaisern nebst anderen Vorrechten auch das Privilegium jus gladii (die hohe peinliche Gerichtsbarkeit) die Malefiz-Personen (Uebelthäter, welche das Leben verwirkt haben) zu bestrafen erhalten¹³⁾, besonders von Kaiser Otto I. und Kaiser Friedrich III. Ein ausnehmendes Beispiel dafür hat sich mit dem berühmigten Ritter Peter v. Hagenbach erwiesen, wie auch bisher sonst an vielen Maleficanten. Um dieser Ursachen willen tragen die ersten Magistratspersonen an großen Festtagen den Degen an der Seite“. So verhält es sich wenigstens nach der Meinung des Chronisten, der auch an anderen Stellen gerne das hervorhebt, was nach seinem Dafürhalten geeignet erscheint, zur Erhöhung des Ansehens der Stadtobern beizutragen¹⁴⁾.

Werfen wir nun kurz einen Blick auf die Stadt Alt-Breisach selbst, so finden wir, daß ihr die Niederlegung und Schleifung der Festungswerke in nachhaltiger Weise große und herbe Nachteile verursacht haben. Den empfindlichsten Schlag erfuhr Breisach jedoch im Jahre 1793, in welchem die Stadt durch französische Geschosse in Brand und Asche gelegt wurde. Weitere Schädigungen schwerster Art mußten die Einwohner durch die Franzosen in den Jahren 1796 und 1799 erleiden. Es läßt sich kaum ermessen, welche Zustände nachher bei den einzelnen Bürgern sowohl, als auch im Gemeindewesen vorgelegen haben müssen. Noch heute kann man nur mit Wehmuth die ausgebrannten, häuserarmen Straßen, namentlich der Oberstadt betrachten. Harte Schicksalschläge waren es, von welchen die einst so blühende Stadt heimgesucht wurde. Unter der darauf folgenden Herrschaft des Herzogs von Modena ist nichts zur Besserung der Lage ge-

schehen, und erst der Sorgfalt des badischen Fürstenhauses blieb es vorbehalten und ist es auch gelungen, die Stadt durch geeignete Maßnahmen, insbesondere durch Erhebung zur Amtsstadt, sowie durch Zuweisung einer Reihe von Bezirksstellen vor weiterem Rückgang zu schützen, ihre Existenz zu sichern und ihren Wohlstand zu heben. Wenn schon nach der Schleifung der



amte versammeln. Es befand sich dieses damals in dem gegenüber dem Münster wieder neu aufgebauten Schulhause (nunmehr das Rathhaus mit dem Amtsgericht). Dort sollten sich die Bürger darüber äußern, ob sie, wie vordem, einen eigenen Stadtmann haben oder die Justizpflege dem Großh. Oberamt überlassen wollten. Die erschienenen Bürger haben sich für



Der Südwest-hang des Schloßbergs zu Breisach.

Festungswerke eine Vereinfachung der Gemeindeverwaltung nöthig befunden wurde, — bei welcher Aenderung sogar förmlich von einem Verfassungsstreit (1756) gesprochen worden ist, — so war eine Anpassung an die neue, fast trostlose Lage¹⁵⁾ nach dem Beginn unseres Jahrhunderts gewiß noch gebotener. Nach Aufzeichnungen, welche uns aus jener Zeit vorliegen, mußte sich die ganze Bürgerschaft am 27. Januar 1808 auf dem Ober-



die Ueberlassung an den Staat ausgesprochen, jedoch die Bitte daran geknüpft, daß für die Bürgerschaft jede Woche ein eigener Amtstag abgehalten werde, und daß es ihr vorbehalten bleiben solle, sich einen eigenen Amtmann halten zu dürfen, sobald die Stadt wieder zu Kräften gekommen sein werde. Es kam jedoch nicht dazu, und hätten sich nachgehend auch die ökonomischen Verhältnisse noch so sehr gebessert, so wäre der

Erfüllung des Vorbehalts die zwischenhinein eingetretene allgemeine Organisation der Behörden entgegen gestanden. Seitens des damaligen ersten Großherzoglich badischen Oberamtmanns (Schilling) wurde der Gemeinde nach der von ihr abgegebenen Erklärung eröffnet, daß der Stadtmagistrat aus einem Oberbürgermeister, einem Stadtschreiber und fünf Rathsherrn zu bestehen habe, von welcher letzteren der erste das städtische Rentamt versehen müsse. Unmittelbar vorher bestund das Rathskollegium aus einem Bürgermeister und drei Rathsmitgliedern. Gegenwärtig ist es mit einem Bürgermeister und 10 Gemeinderäthen besetzt und kommt somit an Zahl ungefähr dem Magistrat vor 600 Jahren gleich.

Blicken wir auf diese lange Periode zurück, so ergibt sich, daß in der Vertretung der Stadt eine gewaltige Aenderung eingetreten ist. Anfänglich waren nur der Stadtpatriziat im Besitze des Vollbürgerrechts, aus der Mitte dieser wurden die Mitglieder des Rathes entnommen, und lange Zeit waren es Angehörige ihres Standes, welche als Bürgermeister an der Spitze der Gemeinde standen. Bald aber nahmen die Zünfte an dem städtischen Regimente Theil, und sie bildeten vorzugsweise das Rückgrat der Stadtverwaltung. Nicht nur daß die Zunftmeister als äußerer Rath, wie wir gesehen haben, mit dem innern Rath den Wahlkörper für die Ernennung der Bürgermeister und Räte bildeten, es wurde auch, wenn bei besonders wichtigen Fällen oder auf Antrag aus der Bürgerschaft die beiden genannten Collegien zu einem Ausschusse erweitert werden sollten, diese Erweiterung und Verstärkung einzig und allein von den Zünften gestellt. Es geschah dies beispielsweise noch im Jahr 1797 auf den 22. März, nachdem Tags zuvor der Magistrat beschlossen hatte: „es solle nach dem gestellten Begehren eine Session beschehen und seien dazu von jeder Zunft (weiter noch) 2 Meister als Ausschüsse und von den stärksten 3 hiezu zu wählen.“ In Folge dessen wurden von den 8 Zünften 21 Meister (von 3 je 2 und von 5 je 3) in außerordentlicher Weise abgeordnet und waren sodann in fraglicher Ausschusssitzung einschließlich des inneren und äußeren Rathes im Ganzen 42 Personen anwesend; — der

heutige Ausschuss besteht, ohne den Gemeinderath, aus 48 Mitgliedern.

Mit dem Amte eines städtischen Rathes und insbesondere mit dem eines Bürgermeisters war immer eine gewisse Würde verknüpft und verlieh der Besitz einer derartigen Stelle dem Inhaber von jeher in der Gemeinde ein besonderes Ansehen. Tritt eine Neuwahl und ein Wechsel in der Besetzung ein, so nimmt die gesammte Bürgerschaft stets den regsten Antheil daran und war dies früher vielleicht noch mehr als heutzutage der Fall, wo sich die Einführung des Neugewählten wohl in der Regel auf einen stillen Akt innerhalb der vier Wände der Geschäftsräume beschränkt. Unsere Annahme, daß es in den vergangenen Zeiten bei solchen Gelegenheiten recht feierlich zugegangen ist, daß sich nicht nur die Nächststehenden, sondern die Einwohner überhaupt an den Vorgängen gedachter Art lebhaft beteiligten, stützt sich auf einen Akt über die Einführung eines neugewählten Dreifacher Bürgermeisters in sein Amt, wie sie im letzten Jahrhundert üblich war. Wir glauben, daß besagter Akt eine passende Ergänzung gegenwärtiger Mittheilungen bilden dürfte, und lassen das betreffende Protokoll deshalb hier wörtlich folgen; es lautet:

„Rathgehalten Montag den 8. Januar 1753. Nachdem in gefolg des unterm 31. Decembris vorigen Jahres eingelangten Kayserl. Königl. Hof-Commissions-Decrets auch sub eodem genommenen Abred, Herr Bürgermeister Franz Josef Mantz in den Rath introduciert und zu dem Ende durch eine Deputation von daher auf seinem Quartier abgeholt und eingeführt worden, als hat selber den gewöhnlichen Bürgermeister-Ayd abgelegt und nach beschener Gratulation und von ihm, Herrn Mantz beschener Dankagung der Bürgermeister-Platz angewiesen, wohin nach die auf der Zunft versamblen Zunftmeister und Zunftigen auch von daher in den Saal berufen worden und nach deren Erscheinen hat der neue Herr Bürgermeister mit dem Syndico und dem ganzen Rath sich auch in den Saal verfügt, allwo derselbe der gesambten Innwohnerschaft vorgestellt, der gewöhnliche bei Rathsbesetzung erforderliche Ayd diesen vorgehalten

auch von selbst der Ordnung nach beschwohren und also dieser actus geendigt worden, wie solches die an Hochg. K. K. Hofkommission abgefaßte Relation des Weitheren inhaltlich weist.“ Welch farbenprächtiges Bild entwickelt sich hier vor unserem geistigen Auge. Der neue Bürgermeister, feierlich abgeholt von einer Deputation, begiebt sich zunächst in das Sitzungszimmer des Rathes, legt dort seinen Amtseid ab, nimmt die Glückwünsche entgegen und dankt vom Bürgermeisterplatz aus, betritt sodann, begleitet vom Rathskollegium und den Zünften, den großen Rathhauseaal, um hier der versammelten Einwohnerschaft vorgestellt zu werden, die ihrerseits den Eid des Gehorsams leistet, eine Zuldigung, wie sie schon durch die oben angeführte Urkunde vom 22. Juni 1331 angeordnet war. Man setze sich nun in die Zeit unseres festlichen Aktes zurück, in die Zeit der steifen Formen und vielen Umständlichkeiten, man stelle sich die malerische Tracht der Mitte des vorigen Jahrhunderts vor, — die goldver-

brämten Oberröcke, die langschuohigen gestickten Westen, die kurzen Beinkleider, das mächtige Tabot, die spitzenbesetzten Manschetten, den Dreispitz auf der Perrücke, die Schnallenschuhe, den Ehrendegen an der Seite, und zu allem dem die gehobene Stimmung des erschienenen Volkes, — und man wird gestehen müssen, die heutige Abwicklung solcher Vorgänge erscheint dagegen als nüchtern und sehr einfach. Aber ungeachtet der weggefallenen prunkvollen Neußerlichkeiten wird kaum Jemand die alten Verhältnisse zurückrufen und dafür die inzwischen eingetretenen Errungenschaften preisgeben wollen. Die enggeschlossene Bürgergemeinde mit der engherzigen Zunftverfassung könnte uns mit dem enggezogenen Rahmen, aus welchem die Stadtväter lange Zeit entnommen werden mußten, keineswegs mehr genügen, und die neuzeitliche Einwohnergemeinde wird endgiltig zur Ablösung der alten Verbände und ihrer Verfassung berufen sein.

Anmerkungen.

1) Schöpflins hist. Zaehr., Bd. V, 258 ff. Als Zeugen sind dieser Urkunde unterfertigt: Heinrich, Bischof von Trier, die Herzoge Albert von Sachsen und Philipp von Kärnthen, der Markgraf von Hachberg, Heinrich, Graf von Freiburg, Burkart von Hohenberg, Hesso von Ufenberg u. a. m.

2) Zu den Burgern zählte also damals nur der Patriciat oder Stadtadel; in den großen Rath der Stadt mußten demnach auf je einen Adeltigen zwei aus der Einwohner-Gemeinde gewählt werden. M. s. Poinsignon, Urkunden des Stadtarchivs Breisach, Nr. 7.

3) Gemäß einer Anordnung König Heinrichs (VII?) wohnten die älteren und angeseheneren Geschlechter der Stadt nur auf dem Berge und sahen nicht ohne einen gewissen Ahnenstolz herab auf ihre Mitbewohner in der Unterstadt. Rosmann, Stadtgeschichte, S. 152—153.

4) Breisach befand sich bis in gegenwärtiges Jahrhundert im Lebensbesitze von Zartheim, und wurde ein Rest der betreffenden Verpflichtungen, bestehend in der jährlichen Auflieferung eines 20—30pfündigen Lachses an Bürgermeister und Rath zu Breisach, Seitens Zartheims erst in unseren Tagen abgelöst.

5) Bürgermeister und Rath wurden schon unter dem deutschen König Wilhelm von Holland (1247—1256) kurzweg als „Magistrat“ bezeichnet. Rosmann, a. a. O., S. 161.

6) Mémoires dressés en 1656 et 1657 par ordre de Colbert de Croissy.

7) A. Coste, Notices sur la ville de Vieux-Brisach, 267.

8) Nicht uninteressant dürfte die Mittheilung sein, daß die Franzosen bei der zweiten Besiznahme von Breisach (1703—1714) gleich in der ersten Zeit nicht nur für die Französisierung der deutschen Benennungen sorgten, sondern auch wie sie es vollzogen. Es wurde gesetzt für: Bürgermeister = Bourguemaistre, Rath = Conseiller, Syndicus = Syndic Greffier, Zunftmeister = Tribun, Baumeister = Baumaistre, Rathsbot = Huissier, Stadtbot = Sergeant de ville, Sigrift = Marguillier, Läuferbot = Courrier de la ville etc.

Die Geschlechtsnamen fanden meistens neue Schreibweise, wie z. B., um nur einige anzugeben: Gouthier (Günther), Guerber (Gerber), Schleguel (Schlegel), Gougguer (Gugger), Guinzbourguer (Günzburger) etc.

9) Ein Rathsbefluß vom 31. November 1756 ordnete an: „daß die künftig abzuhaltenden Raths-Deputations- (Commissions-) und Gerichts-Sessionen nachstehendermaßen, je am Vormittag stattzufinden haben:

1. Montag oder so feyertag war, Dienstag Rath, die Publica et politica — ohne Parthien, und etwann so es die Zeit zugibt: Decreturen über vorhandene Memorialia (Bittschriften) verhandelt werden solle.

2. Mittwoch und Samstag deputationes (Commissionsitzungen).

3. Donnerstag, geruht.

4. Freytag Partheyrath.“

Zu bemerken dürfte hier noch sein, daß der Magistrat reichlich Ferien hatte, er pflegte solche insbesondere in der Oster-, Erndte-, Herbst- und Weihnachtszeit zu halten und dehnte sie zum Theil auf Wochen aus.

10) Nach bestandener Uebung wurde diese „Aemter-Veränderung“ alle zwei Jahre vorgenommen. (Vgl. z. B. Rathsprotokoll vom 31. Dezember 1738). Eine ausführliche Verhandlung hierüber enthält das Rathsprotokoll vom 10. Januar 1752, welches besagt:

„Herr Regens (Amtsbürgermeister) vermeldet, daß nit ohndienlich wäre, die Aemter bey. löbl. Rath wieder zu verändern und zu besetzen, und, da solches applaudiret, ist auch folgende Disposition gemacht worden, und zwar:

löbl. Waisenamt:

Herr Bürgermeister Schesemartin, Präses,
Herr Stöcklin und H. Wolf, beede des Raths,
assessores.

welches löbl. Amt seine Session alle Dienstag Vormittag auf dem Kaufhaus (Rentamt) haltet.

löbl. Rentamt:

H. Bürgermeister Schesemartin, Präses,
H. Bruckher und H. Dr. Dietrich, beede des Raths,
assessores.

Dieses löbl. Amt hat seine sessiones alle Samstag Vormittag.

löbl. Polizey-Amt:

H. Brgmstr. Schesemartin, Präses,
Herr Krebs und H. Dr. Dietrich, beede des Raths,
assessores,

welch' löbl. Amt alle Dienstag Nachmittag sitzet.

löbl. Feld- und Waldamt:

H. Brgmstr. Schesemartin, Präses,
H. Wolf und H. Dr. Dietrich, beede des Raths,
assessores.

Dieses löbl. Amt halth seine sessiones alle Freytag Nachmittag.

löbl. Bau- und Frohn- auch Quartier-Amt:

H. Brgmstr. Schesemartin, Präses,
H. Lörcher und H. Bruckher, beede des Raths,
assessores,

welches löbl. Amt sich alle Montag Nachmittag versamblet.“

11) Ueber den Vorgang eines solchen vierteljährigen Wechsels in der Person des amtsführenden Bürgermeisters wurde jeweils in den Rathsprotokollen Erwähnung gethan und hatte der betreffende Passus ständig fast gleichläutenden Inhalt. Im Sitzungsprotokoll vom 31. Dezember 1744 lesen wir z. B.: „Herr Amtsbürgermeister Dr. Weiß

resignirt das im letzten Quartal aufgehabte Amt und übergibt solches H. Bürgermeister Dr. Blechlin, wo dann dem H. Resignanten vor die gehabte Mühewalhung gedankhet, dem andern aber die gewöhnliche Gratulation beschehen, anmit dieses Prothocollum mit dem Jahr gebracht worden zu seinem Ende.“

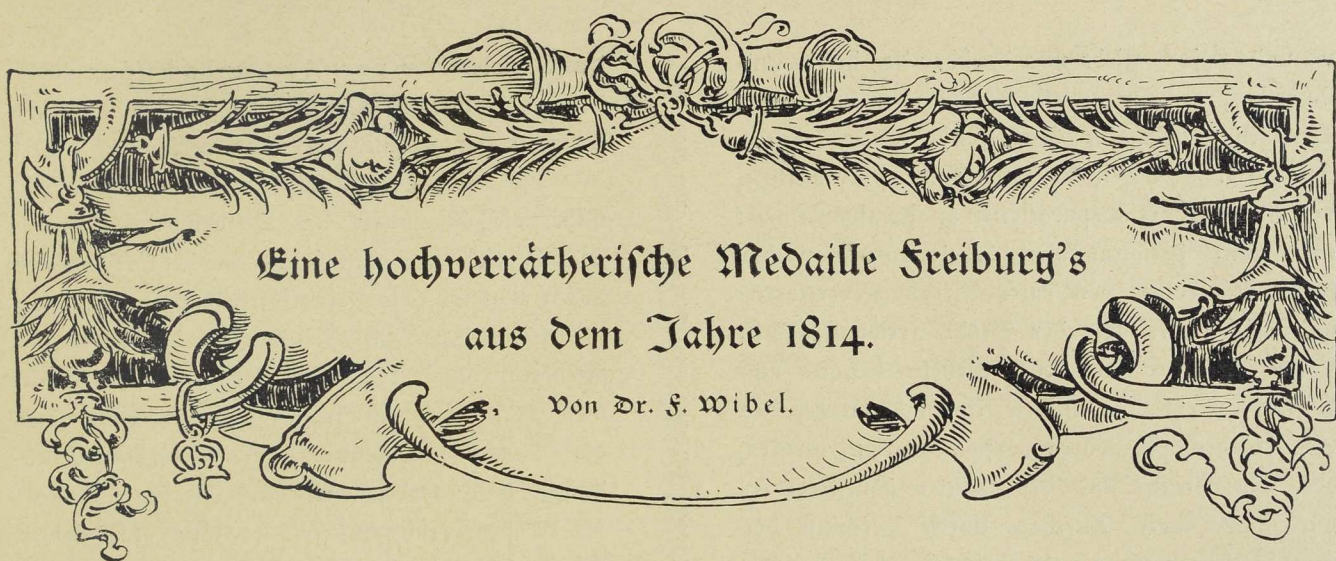
12) Weiß und roth waren von altersher die Stadtfarben Breisachs, übereinstimmend mit den sechs weißen (silbernen) Bergen auf rothem Grunde im Stadtwappen. Warum die Breisacher jetzt häufig noch die modenesischen (m. s. das betr. Wappen am Freiburger Rathhaus) Farben weiß und blau zu benützen pflegen, dafür dürfte es an Gründen fehlen. Vollends unverständlich aber ist es, wenn sie beginnen, ihr altes weiß-rothes Stadtwappen mit weiß und blau zu bemalen.

13) Bereits in der Verfassung, welche König Rudolf I. am 25. August 1275 der Stadt Breisach verliehen, wurde das Strafrecht rücksichtlich der Vergehen gegen Leib und Leben, sowie der Strafprozeß u. dergl. behandelt und dabei der Stadt einschlägige Privilegien verliehen. Diese wurden von den folgenden Königen und bezw. Kaisern regelmäßig bestätigt und insbesondere von Kaiser Ludwig am 19. Oktober 1346 zu Frankfurt bestimmt, daß die Breisacher nur unter ihrer eigenen Richttauben und vor keinem Landgericht Recht zu stehen haben. Am 30. April 1365 (zu Basel) gestattete Kaiser Karl IV. ausdrücklich, daß der Bürgermeister und Rath zu Breisach die Uebelthäter daselbst und in der Umgegend selbst bestrafe. Kaiser Ruprecht führt am 6. September 1403 unter den von ihm bestätigten Privilegien Breisachs namentlich an: „Die hohe Gerichtsbarkeit innerhalb der Stadt und zwei Meilen im Umkreis, schädliche Leute zu fangen und zu richten etc.“

14) Es wäre z. B. hierher auch zu zählen gewesen, daß dem Magistrat. — welcher im Bewußtsein der ihm zukommenden Würde seine Urkunden mit der feierlichen Formel begann: „Wir Bürgermeister und Rath“, — das kirchliche Patronatsrecht in Breisach zustund, sowie ein klösterliches Schirmrecht (jus advocatiae), und er Ehrenplätze im Schiff (Herrengang) sowie im Chor des Münsters hatte u. dergl. m.

15) In einer Bittschrift an den Kaiser von Oesterreich vom 16. September 1803, sowie vom 31. Januar bezw. 4. Februar 1804, beziffern die Breisacher den ihnen durch die Stadtzerstörung vom Jahr 1793 zugefügten Schaden auf 4,500,000 Mark, ungerechnet dessen, für was sie nachher durch Contributionen, Lieferungen, Einquartierungen und Besatzungen etc. aufzukommen hatten, und ungeachtet dessen, was ihnen durch die Franzosen in den Jahren 1796 und 1799 ruiniert worden ist, sowie ganz abgesehen von einem auf über eine Viertelmillion Mark geschätzten linksrheinischen Liegenschaftsbesitz, den die Stadt ohne jede Entschädigung an Frankreich verlor und der heute einen mehrfachen Werth davon repräsentiert.





DIE städtische Münzsammlung in Freiburg besitzt die nachstehend abgebildete Medaille in Kupfer, die sich weniger durch Schönheit als durch Seltenheit auszeichnet; mir ist sie noch nirgends begegnet. Außerdem aber verdient sie wegen ihrer interessanten Entstehungsgeschichte und ihrer Beziehungen zu den damaligen Vorgängen auf dem Gebiete höherer Politik der Verborgenheit entrissen und der Kenntniß weiterer Kreise zugeführt zu werden.

Avers: Linien-Einfassung, (oben beginnend) + ZUM ANDENKEN DER WIEDERVEREINIG: BREISGAUS MIT OESTREICH Ansicht der Stadt Freiburg von Nordwest. Im Abschnitt FREYBURG | 1814



Revers: Linien-Einf. Eine Menge Bürger aller Stände huldigt mit zum Schwur erhobenen Händen der auf einem Sockel stehenden belorbeernten Büste des Kaisers Franz I.; auf der Vorderseite des Sockels die vierzeilige Inschrift: UNSRE | WÜNSCHE | SIND | ERFÜLLT Als Ueberschrift oben am Rand TREUE UND LIEBE Im Abschnitt in Klein-Cursiv *Schad f* Kupfer. Größe 38 mm, Gewicht 25,40 gr. Auch die beiden Eisenstempel sind noch in der



Sammlung vorhanden und bestätigen die Geringswerthigkeit der Arbeit des Stempelschneiders, woraus sich auch der schlechte Ausfall der Prägung an der Medaille selbst erklärt. Ueber den Verfertiger *Schad* ist bis jetzt Nichts zu ermitteln gewesen; vielleicht war er ein Auswärtiger, jedenfalls erscheint er in den gleichzeitigen Adresskalendern unter den „ständigen“ Einwohnern nicht. —

Da Freiburg nebst dem österreichischen Theil des Breisgaves durch den Preßburger Frieden (1805) an den Kurfürsten, nachmaligen Großherzog Karl Friedrich von Baden abgetreten und diesem neuen Herrn am 30. Juni 1806 von der gesammten Bürgerschaft auf dem Münsterplatz feierlichst gehuldigt worden war, so deutet unsere Medaille zweifellos auf Bestrebungen und Antriebe hin, die die Wiederaufhebung jener Friedensbestimmungen, also die Losreißung von Baden, bezweckten, im Jahre 1814 sogar ihrer Erfüllung nahe zu sein glaubten und demnach zweifellos hochverrätherische waren.

In der That haben sich gerade in jenem Jahre derartige Bewegungen besonders geltend gemacht. Eine interessante Abhandlung *Theodor*

von Kern's¹⁾ giebt uns darüber den besten und sichersten, weil aktenmäßig begründeten Aufschluß. Darnach wurde die Anwesenheit des Kaisers Franz I. in Basel, Anfang Juni 1814, benutzt, von Freiburg drei Deputationen an ihn abzusenden: eine vom breisgauischen Adel, eine von der Universität (oder von einer Anzahl Professoren) und eine dritte von der Stadt Freiburg selbst. Diese für uns bemerkenswertheste bestand aus dem Bürgermeister und je einem Vertreter des Stadtrathes, des Bürgercorps, der Zunftmeister, der Beurbarung und der übrigen Bürgerschaft und hatte ihren Auftrag durch Beschluß des Stadtrathes vom 27. Mai 1814 erhalten. Die eigentlich treibende Kraft und die rührigste Persönlichkeit war der Vertreter des Stadtrathes, der Rath Weiß. Daß Karl von Kottek, dessen Theilnahme und Mitwirkung man nicht nur damals, sondern auch noch später vermuthete, weder bei dieser städtischen Abordnung noch unter den Professoren sich befand und sich überhaupt ganz ferngehalten hat, ist durch von Kern endgültig erwiesen worden. Am 6. Juni hatte die städtische Deputation Audienz bei dem Kaiser; ihr folgten am 14. Juli eine Eingabe an den Fürsten Metternich und am 20. August eine Adresse an den Kaiser, beide von Seiten des Bürgermeisters und Rathes der Stadt. Während letztere mehr oder minder offen die Wiedervereinigung mit Oesterreich sehnlich befürworteten, läßt sich über den Inhalt und den Wortlaut des ersten „Gesuches“, das in der Audienz vom 6. Juni überreicht wurde, also des wichtigsten Schriftstückes, nichts Bestimmtes aussagen, weil dasselbe — „den Akten nicht mehr beiliegt!“ So harmlos, wie es der Rath Weiß in seinem Tagebuch darstellt, dürfte es wohl kaum gewesen sein, denn der Kaiser äußerte sich sofort dahin, daß er „das Breisgau wohl wieder an sich ziehen werde“. Jedenfalls würdigte die Großherzoglich badische Regierung diese ihr bekannt gewordenen Vorgänge in der ernstesten Weise und entthob

1) Theodor von Kern, Die Freiburger Deputation in Basel 1814 in Ztschr. d. Ges. f. Beförderung der Geschichts-, Alterthums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften. Bd. I (1867—69). Freiburg, 1869, S. 244—52.

den Kreisdirector von Roggenbach schon unter dem 6. Juli 1814 seiner Stelle, da er die Absendung der Deputation nicht verhindert hatte.

Die durch den Ausspruch des Kaisers genährten Hoffnungen der Betheiligten schienen endlich wirklich erfüllt, indem am 12. Oktober aus Wien eingetroffene Privatbriefe kurz und bündig meldeten, daß am 5. Oktober der Breisgau wiederum Oesterreich zugesprochen sei. Allein diese Nachricht war falsch, und allmählich trat die ganze Angelegenheit so in den Hintergrund, daß die im Dezember aus Wien eingehende Kunde, die Wiedervereinigung sei endgültig aufgegeben, sich dauernd bewahrheitete. Die ganze Episode fand damit ihren Abschluß.

Ueber unsere Medaille und ihren Zusammenhang mit den vorgeschilderten Ereignissen weiß von Kern, wie es scheint, Nichts. Auch die von dem früheren hiesigen Stadtarchivar Casimir Jäger handschriftlich hinterlassenen und offenbar auf mündlicher Ueberlieferung beruhenden Notizen²⁾ besagen nicht mehr, als „daß einige höchst exaltierte Männer bereits die Stempel zu einer Denkmünze, die geprägt werden sollte, anfertigen ließen“. Immerhin dürfen wir zunächst aus dem Verlauf der Dinge die eine Folgerung ziehen, daß die Medaille, die ja die vollendete Thatsache der Wiedervereinigung zur Grundlage hat, wahrscheinlich im Oktober 1814, als dem Höhepunkt der Hoffnungen, bestellt und ausgeführt ist. Aus der erforderlichen Schnelligkeit in der Herstellung erklärt sich dann auch die wenig gute Arbeit des Verfertigers, und da sie, sehr bald von den Ereignissen überholt, jedenfalls nur in wenigen Stücken, vielleicht nur in Probeabschlägen, ausgeprägt wurde, so findet auch ihre Seltenheit ihre naheliegende Deutung. Von wem aber dieser Auftrag ausgegangen ist und wer die Kosten getragen hat, ob wirklich nur einige „höchst exaltierte“ Privatleute oder die Ritterschaft oder endlich der Magistrat der Stadt, — darüber läßt sich keine begründete Behauptung mehr aufstellen. Der Umstand, daß die beiden Eisenstempel sich thatsächlich im Besitz der städtischen Sammlung

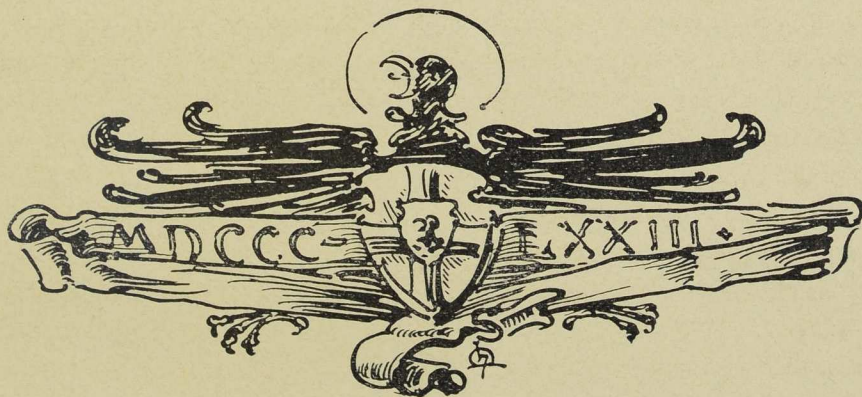
2) In seinem Handexemplar von (Kas. Walchner) Kleine Chronik denkwürdiger Begebenheiten der Stadt Freiburg. Freiburg, 1828. 8° zu Seite 118.

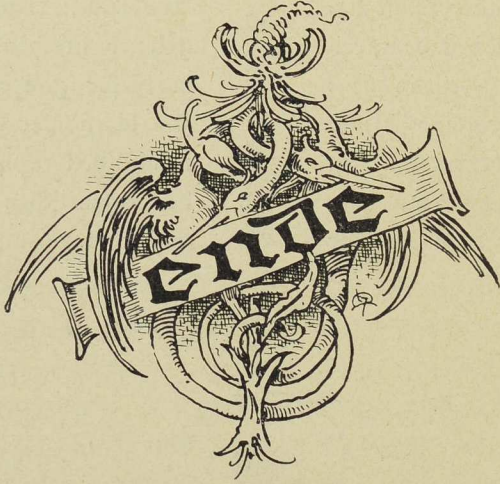
befinden, giebt neben der erwiesenen eifrigen Stellungnahme des Stadtrathes und seines Wortführers Weiß allerdings einen nicht zu unterschätzenden Anhaltspunkt für die Vermuthung, die merkwürdige Medaille sei im Auftrage der städtischen Oberbehörde angefertigt und trage also einen amtlichen Charakter.

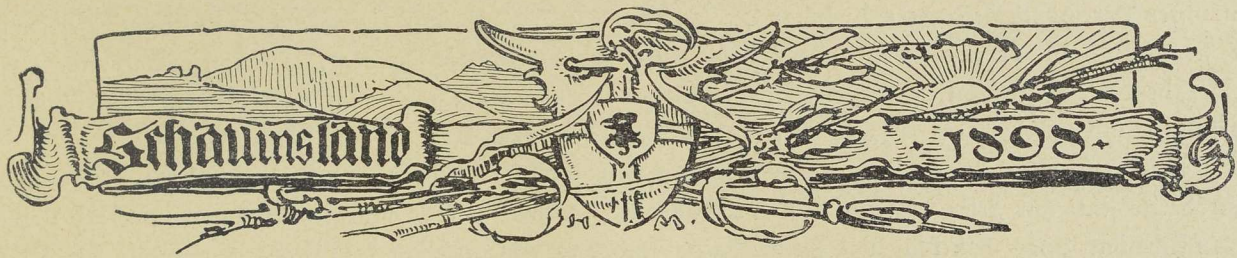
Wenn damit derselben Behörde ein „hochverrätherisches“ Vorgehen zugeschrieben werden muß, so brauchen wir glücklicherweise heute diesen Vorwurf nicht mehr tragisch zu nehmen. In Zeiten so gewaltiger Verschiebungen innerhalb der Dynastien und ihres Länderbesitzes machen sich stets dergleichen Unterströmungen geltend; sie werden von einer späteren Zeit, wo wie bei uns ein ruhiges, gefestigtes Staatsbewußtsein eingekehrt ist, milde beurtheilt werden. Daß aber selbst damals (1814) schon ein erheblicher Theil der Freiburger Bürgerschaft ein größeres Heil in dem engeren Anschluß an ihre Stammesgenossen im badischen Oberland, als in der Wiedervereinigung mit Oesterreich erblickte, geht aus zwei beachtenswerthen Nachweisen von Kern's unleugbar



hervor. An dem Aufruf zu freiwilligen Beiträgen für den feierlichen Empfang des zum Besuch erwarteten Kaisers theiligten sich zwar „Künfte, Adelige und Beamte“, allein die erstgenannten waren dazu „vom Magistrat auf sehr eindringliche Weise ermuntert“, und die Gesamtsomme der eingegangenen Beiträge (1692 fl. 39 kr.) ist umsoweniger ein glänzendes Zeugniß für die „Begeisterung“, als ja dem im Vermögen bevorzugten Adel gewiß der Hauptantheil zuzuschreiben sein wird. Wenn aber gar in der vom Magistrat am 3. Juni verordneten Einberufung des Bürgercorps zum Empfang des Kaisers ein etwaiges Ausbleiben des „einen oder anderen Mitgliedes“ mit strenger Bestrafung bedroht wird, so bezeugt dies in der That nur die Befürchtung, ein solches Ausbleiben könne sich in größerem Umfange geltend machen. Die Haltung der Stadtbehörde in dieser ganzen, durch unsere Medaille wieder zu lebendiger Anschauung gebrachten, eigen thümlichen Episode muß mithin in den Kreisen der eigentlichen Bürgerschaft doch vielfach mißbilligt worden sein!







Vereinsbericht.

I.

Nach altem Brauch beschließen wir auch den 25. Jahrlauf unserer Zeitschrift mit einem Berichte über das Vereinsleben seit der letzten Berichterstattung vom 20. Mai 1897.

In erster Linie können wir das Erscheinen des 24. Jahrlaufes (Halbband) und des vorliegenden 25. Jahrlaufes (Vollband) unserer Zeitschrift verzeichnen und benützen dabei gerne die Gelegenheit, unserem verdienten Schriftleiter Herrn Professor Dr. Friedrich Leonhard für seine Leitung, sowie allen litterarischen und künstlerischen Mitarbeitern für die Beiträge zu unserem Vereinsblatt den Dank des Vereines auszusprechen. Auch war unser Verein in der angenehmen Lage, zur Feier seines 25-jährigen Bestehens nicht nur den 25. Jahrlauf in reicherer Ausstattung herauszugeben, sondern auch als weitere Festgabe allen Vereinsmitgliedern ein gedrucktes Verzeichniß der Vereinsbücherei unentgeltlich überreichen zu können.

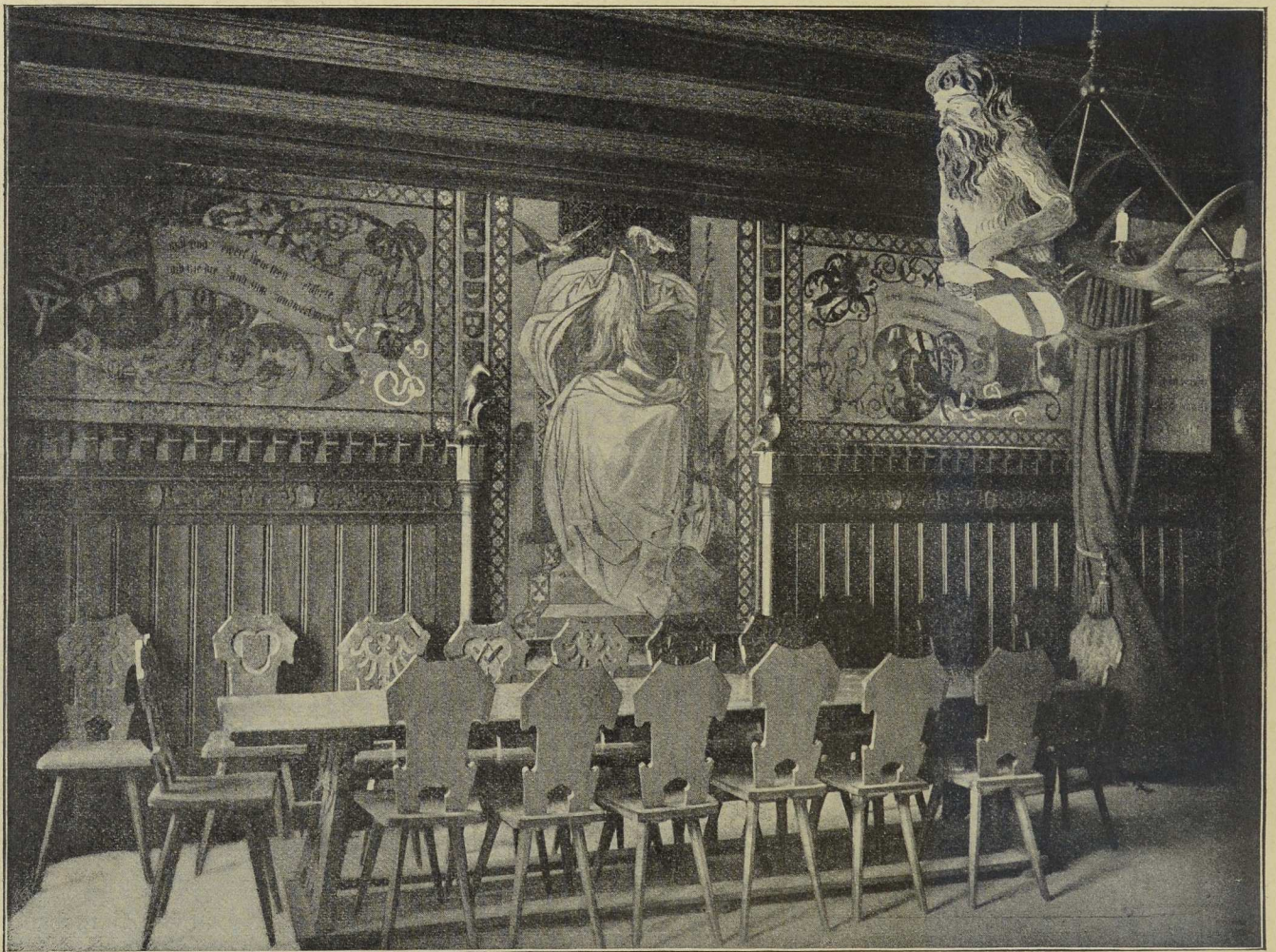
Wie früher, so war auch in dieser Berichtszeit die Vereinsleitung bemüht, den Mitgliedern durch Vorträge Interessantes zu bieten, und können wir Dank der Bereitwilligkeit der Herren Vortragenden von sieben Vereinsabenden mit Vorträgen berichten. Am 20. Oktober 1897 sprach Herr Prof. Dr. F. Wibel über „Eine breisgauische Münzsammlung“ im Anschluß an die von ihm vorgenommene Ordnung und Verzeichnung der Münzen der hiesigen städtischen Alterthümersammlung; am 15. November 1897 berichtete Herr Archivar a. D. L. Korth über die Geschichte der „Barthause zu Freiburg i. Br.“; am 29. Dezember 1897 sprach Herr Professor Dr. F. Baumgarten über „Die Zukunft der Volkstrachten“, am 31. Januar 1898 Herr Oskar Spiegelhalder von Lenzkirch über „Trachten und Hausrath des hohen Schwarzwaldes“; am 14. Februar 1898 trug Herr Professor Dr. Fabricius über den „Obergermanischen Limes“ vor, am 21. März 1898 verbreitete sich Herr Architekt Dr. C. H. Baer über „Alte Glocken in der Umgebung Freiburgs“, und für den 22. April 1898 hatte sich Herr Dr. H. Mayer den „Kohraffen des Straßburger Münsters“ als Thema gewählt.

Die vom Verein unternommenen Ausflüge waren zum Theil sehr zahlreich besucht. Das Ziel des Ausfluges am 30. Mai 1897 war der Isteiner Klotz und die Burg Rötteln; am 10. Oktober 1897 fand der alljährliche Vereinsausflug auf den Schauinsland statt; am 17. Oktober 1897 vereinigte sich eine Anzahl Mitglieder zu einem Ausfluge nach Basel, um dort die Jubiläumsausstellung Böcklin'scher Werke zu besichtigen; am 15. Mai 1898 erfolgte eine Vereinsfahrt nach Kolmar zum Besuche des Schoengauer Museums, wobei Herr Professor Dr. F. Leonhard interessante kunstgeschichtliche Erläuterungen gab; am 11. August 1898 fand wieder der alljährliche Vereinsausflug auf den Schauinsland statt, und am 30. Oktober 1898 vereinigte sich eine Anzahl Mitglieder zu einem Besuche der Ruine Keppenbach, um die dort vorgenommenen Ausgrabungen zu besichtigen, wobei der Leiter dieser Arbeiten, unser Vereinsmitglied Herr Professor Dr. F. Wibel die Führung übernommen hatte.

Anlaß zu einer schlichten Feier gab unserem Vereine die mit dem 1. Juli 1897 erfolgte 100. Wiederkehr des Todestages des großen Freiburger Künstlers und Wohlthäters Christian Wenzinger, welchem

schon unser Vereinsmitglied Herr Archivar Dr. Albert im 24. Jahrlauf ein würdiges Denkblatt gesetzt hat. Eine stattliche Zahl Vereinsgenossen war dem Rufe des Vorstandes gefolgt, in Gemeinschaft mit diesem am Vorabende des genannten Tages das Grab des berühmten Todten auf dem hiesigen alten Friedhofe zu besuchen und unter einem kurzen, ehrenvollen Nachrufe einen Kranz daselbst niederzulegen.

Eine größere Veranstaltung in Form eines Familienabends fand dann am 3. August 1898 auf dem Lorettberge statt zur Feier des mit dem 4. Oktober d. J. vollendeten 25-jährigen Bestandes unseres Vereins. Die Aufführung eines Stückes von Hans Sachs und das von unserem Mitgliede Herrn Dr. Fr. Pfaff verfaßte Festspiel an diesem Abend wurden mit großem Beifall aufgenommen.



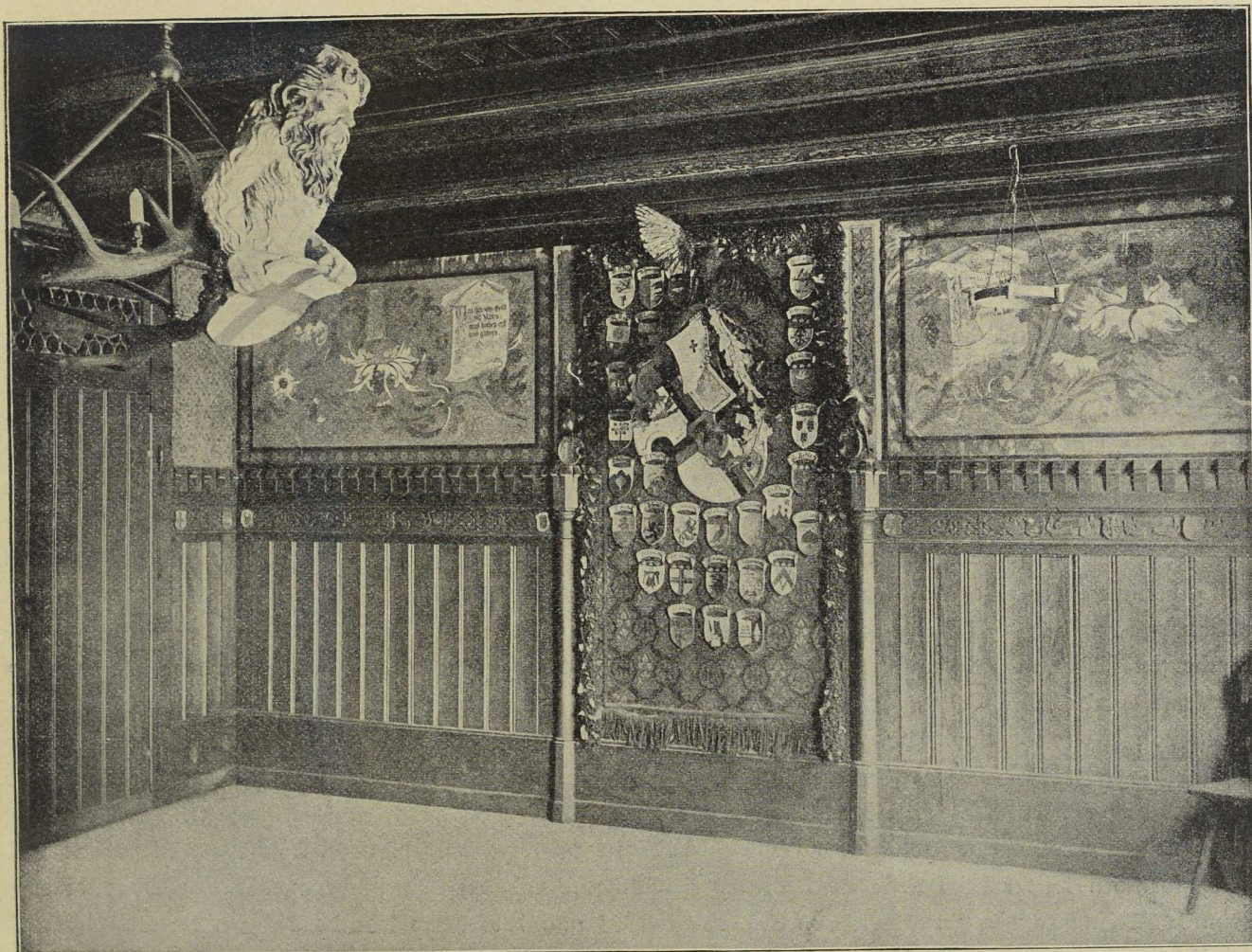
Aus der Stube des Breisgauvereins Schauinsland. (Nach Aufnahme von Hosphotograph C. Ruf.)

Erfreulicher Weise kann der Vorstand auch wieder von Zuwendungen und Geschenken an den Verein berichten. In erster Linie hat die löbl. Stadtverwaltung Freiburg dem Vereine im verflossenen Jahre in höchst dankenswerther Weise wieder einen Zuschuß von 300 Mark gewährt. Auch die Großh. Regierung unterstützte thatkräftig unsere Bestrebungen, indem sie uns zu den Ausgrabungen auf der Ruine Keppensbach bereits die Summe von 200 Mark bewilligt hat. An Geschenken erhielt die Vereinsbücherei vom Großh. Ministerium die Fortsetzung der Kunsttopographie Badens, von dem Mitgliede Architekt Lembke eine Anzahl werthvoller architektonischer Werke, von unserem Mitgliede Archivar Dr. Albert die von ihm verfaßte Geschichte der Stadt Radolfzell und von unserem Mitgliede Otto Langer in Altbreisach eine stattlich gebundene Sammlung interessanter selbstverfaßter Berichte aus der Geschichte seiner oben genannten Vaterstadt. In besonderer Weise ist der Verein auch dem Herrn Staatsminister Dr. Noff, sowie den Herren Abgeordneten Kaufmann Wilh. Fischer, Landgerichtsrath Lauck und Geistl. Rath Wacker dankbar für

ihre anerkennende Beurtheilung unserer Bestrebungen und für die warme Fürsprache betreffs der Gewährung einer regelmäßigen staatlichen Beihilfe in der 79. öffentlichen Sitzung der zweiten Ständekammer in Karlsruhe. Nach der Tagung des nächsten Landtages hofft der Vorstand von der Genehmigung eines in Aussicht gestellten jährlichen Beitrages aus der Staatskasse berichten zu können.

Ueber den Stand der ordentlichen Mitglieder hat der Vorstand zu berichten, daß in den Kreis desselben die Herren Professor Dr. Wibel, Baupraktikant H. Graf und Hauptlehrer E. Schnarrenberger aufgenommen wurden.

Anläßlich der Feier des 25-jährigen Bestehens des Vereines wurden die um denselben besonders



Aus der Stube des Breisgauvereines Schauinsland. (Nach Aufnahme von Zosphotograph C. Ruf.)

verdienten Mitglieder Professor Fritz Geiges in Freiburg, Oberamtsrichter Herm. Merkel in Offenburg, Geh. Rath Dr. E. Wagner und Geh. Rath Dr. von Weech in Karlsruhe zu Ehrenmitgliedern ernannt.

Leider können wir unseren Bericht nicht schließen, ohne zweier trauriger Ereignisse zu gedenken, nämlich des Hinscheidens zweier unserer Ehrenmitglieder, der Herren Bauverwalter a. D. Sigmund Geiges und Sekretär a. D. Christian Ruckmich. Der engbemessene Raum dieses Berichtes gestattet nicht, die Verdienste dieser beiden Männer um den Verein hier im Einzelnen aufzuführen; es sei daher bloß daran erinnert, daß die Verdienste unseres Ehrenmitgliedes Sigm. Geiges schon zurückreichen bis in die Kinderjahre des Vereines und bei der Herstellung der Vereinsstube im Jahre 1879 ihren Höhepunkt zeitigten. Die unentgeltliche Ueberlassung eines Raumes im städtischen Kaufhause zu diesem Zweck ist nur seiner Vermittlung zu danken, und muß der Verein ihm stets dankbar sein, daß es ihm gelang, die Sache für den Verein so günstig zu gestalten. Er ist sich offenbar damals schon bewußt gewesen, daß der Verein, wenn er sich ein

solch' trauliches Heim erbaut, an Festigkeit gewinnt, und daß sich die Mitglieder bei vorkommenden Schwankungen immer wieder in ihrer mit so großer Liebe ausgeschmückten Stube zusammenfinden werden. Die Verdienste unseres Ehrenmitgliedes Christian Ruckmich sind vom Vorstande bereits im letzten Berichte ins richtige Licht gestellt worden, indem man berichten konnte, daß der Verein ihm anlässlich seines Eintrittes in den Ruhestand für seine 20-jährige mustergiltige und uneigennützigte Verwaltung des Vereinsfäkfels eine Dankadresse überreichte. Nicht nur wegen ihrer Verdienste um unseren Verein betrauern wir den Heimgang unserer Ehrenmitglieder Sigm. Geiges und Chr. Ruckmich, es sind uns mit ihnen auch zwei sehr geachtete und stets beliebte Gaubrüder entrisen worden. Ihr Andenken wird in unserem Vereine stets wach bleiben!

II.

Wie schon oben angedeutet, beschließt mit dem vorstehenden Vereinsbericht für den 25. Jahrlauf der Breisgauverein Schauinsland auch das 25. Jahr seines Bestehens. Es mag daher wohl am Platze sein, wenn wir hier einen kurzen Auszug aus der Vereinsgeschichte anschließen. Der Breisgauverein „Schauinsland“ kam durch Verschmelzung des „Alpenvereins Rorhschröffele“ und der Gesellschaft „Laestonia“ zu Stande. Während der erstere sich zur Aufgabe gemacht hatte, durch regelmäßige Ausflüge den Sinn für das Naturschöne und die Liebe zur Heimat zu wecken, pflegte die Gesellschaft Laestonia mehr die Geselligkeit und den Humor, welch' letzterer in einer von den Künstlern des Vereines gezeichneten humoristisch-satyrischen „Kneipzeitung“ zum Ausdruck kam. Aus den Mitgliedern der beiden Vereine hat sich im Oktober 1873 der Schauinslandverein gebildet, und zählt der Verein heute noch mehrere von jenen Gründern zu seinen eifrigsten Mitgliedern. Die Herausgabe einer volkstümlich geschriebenen lokalgeschichtlichen Zeitschrift mit Beigabe von Abbildungen war zur Zeit der Gründung ein ganz neuer Gedanken, welcher nur durch das glückliche opferfreudige Zusammenwirken von Geschichts- und Alterthumsfreunden einerseits und Künstlern andererseits zur Verwirklichung kommen konnte. Obwohl die Blätter in kurzer Zeit dem Vereine und seiner Sache stetig Freunde zuführten, so mußte doch die große Menge erst allmählich für die Ziele des Vereines erwärmt werden. Und in dieser Beziehung waren die Vereinsabende, Vereinsausflüge und Vereinsfestlichkeiten von bestem Erfolge. Das gesprochene Wort, der Austausch der Gedanken, die Geselligkeit, der Besuch historisch merkwürdiger Punkte und insbesondere Schaustellungen aus dem Gebiete der Geschichte und der Sagenwelt in poetischer Form brachten uns das Volk näher. Von größeren Aufführungen seien hier nur erwähnt das Festspiel „Der goldene Marte“ von Ludwig Bihler mit Musik von M. Fischer (im Jahre 1878), die historischen Bilder beim Feste im Garten der Karthause und das bewegliche melodramatische Bilderbuch beim 10. Stiftungsfeste, arrangiert von C. Geres (1883 und 1884), das lebende Bild bei der Schreiberfeier mit Prolog von C. Gageur (1893) und das Festspiel beim Familienfest auf St. Loretto von Dr. P f a f f (1898).

Der wichtigste Markstein in der Geschichte des Vereines ist die Erbauung der Vereinsstube im Kaufhause im Jahre 1879. Der damals bei Gründung des eigenen Heimes gehegte Gedanke, den Gesinnungs- genossen durch den Bau der Vereinsstube einen innigeren Zusammenschluß zu ermöglichen, hat sich in erfreulicher Weise verwirklicht, und das damit gegebene Band hat sich bis heute stetig bewährt und befestigt. Schon nach damals erst fünfjährigem Bestande hatte sich der Verein so viele Freunde erworben, daß die zur Bestreitung der Mittel zum Bau der Stube ausgegebenen unverzinslichen Antheilscheine genügenden Absatz fanden; ja sogar manche dieser Freunde haben zu Gunsten der Vereinskasse in dankenswerther Weise auf den Rückersatz ihres Darlehens verzichtet. Heute, nachdem die vollständige Heimzahlung des zum Stubenbau aufgenommenen Darlehens erfolgt ist, bleibt uns nur noch eine Ehrenschuld, jener Männer dankbar zu gedenken, welche in uneigennützigster Weise sich um den Bau der Stube verdient gemacht haben. Durch die schon oft bewährte freigebige Hand unseres Mitgliedes Hofphotograph C. Ruf sind wir auch in der angenehmen Lage, einige Abbildungen unserer Vereinsstube hier beizugeben.

Die Erbauungsurkunde lautet:

„Im jar da man zählet nach der Geburt Christi MDCCCLXXIX.

Im öten jahr nach festung úser Einung / 200 jar nach bawung der statt Kaufhus war die stuben durch freiwillig gab und spenden also mit vast viel fleiß und kunst erstellt und ist vorab erkenntlich ze wissen allezeit daz ein ehfamer / fürsichtlich wissler Rath der statt Friburg i. Br. des uns verlaubet ohne zins unde pfennige. — Es hat aber die riß und visirung zu dere stuben gemacher: Fritz Geiges / gemeinlich auch kurzweg benamset Fritz / das ist der maler / und hat das ganz solcher gestalt nach allem geregelt des circuls geleit: Leopold Geiger / das ist ein meister vom baw / und hat aber die vast viel und wichtig gerechen und geschreibs so aus dem handel erwachsen gar klüglich und verständig gemacher herre Karl



Das „Gewölblin“ auf der Vereinsstube des Schauinsland. (Nach Aufnahme von Hofphotograph C. Ruf.)

von Gag / der ist bim Falkenberg zünstig. — Item es haben aber aufer den drüen so hie benamset ze lieb und nutz úser innung ohne gabe unde pfennige an dere stube gewerker: meister Wilh. Weber das ist der moler / es hat der aber insonders das gewölbelin und die fensterlibungen gar schön gezieret und auch die verschiedlich schreibbrief sprüchen gar wol ze lesend an die wand bracht / idem es hat gar fleißlich verständig und schön die viel klein gauwäpplin und auch úser innung behelmer schild und was da zur siren gemacher / hat auch das getäfel und die bälklin gemolen meister Heini Janzen / das ist aber ein moler. — item es haben die gemalen fenster gemacher Heini Helmle, Albert Merzweiler und Maximilianus Häberle / das ist der lützel / und hent die ihr werkstuben und gebrenn im stühlinger an dem bach / da die schlißhüslin stuonden, — es hat aber die windrädlin so gar lustig umgahn gemacher Leonhard Schmidt, das ist ein spenglermeister. — item es hat die artig geschnitz und gewölbträgerlin

fürnehmlich aber das buesthürmlin gehauen Rudi Lembke / das ist der lange und fins zeichens ein gar geschickt steinmetzmeister. — Item es hat die fliesen im gewöblin gebrunnen Juli Krauß / das ist des alten Krausen sun und wohnt der nidhalb der halden bim schwobsthor. es hat aber die beschlåglin am burgschrein geschmied Philip Jung das ist der schlosser / es hat aber die fensterlin der schenken und ob den thüren gemachet Veit der Glaser. — es hat aber gar zierlich geschnitzet den dripaß hieoben Henri Dengler das ein Steinmetz ist. — item es hat die schuldbrieflin oder darlehensschein für den baw gar zierlich gemachet Michel Wachter das ist ein litografi. — es hat aber die handswelle mit schön farben ornamentli gezieret Jungfer Maria Würthin. —

Ueber unsere Zeitschrift, deren Herausgabe der Verein stets als seine Hauptaufgabe betrachtet, können wir uns hier kurz fassen, die 25 Jahrläufe müssen für sich selbst sprechen. Aus den anfänglich durch Umdruck hergestellten monatlich erscheinenden Blättern ist eine stattliche, halbjährlich erscheinende Zeitschrift herausgewachsen, welche weit über unser nächstes Vereinsgebiet, den Breisgau und das engere Vaterland Baden, hinaus Verbreitung und Freunde gefunden hat. Mit über 50 gelehrten Gesellschaften des deutschen Sprachgebiets steht heute der Verein in regelmäßigem Schriftenaustausch. Mit Freude können wir berichten, daß sich die Zahl unserer Mitarbeiter jährlich vermehrt und auch an künstlerischen Kräften stets neuen Zuwachs erhält. Auch erwies sich die Idee, an Stelle eines Redaktionsausschusses einen einzigen Schriftleiter zu setzen, als eine gute, und das Geschick hat uns hiebei in den Männern Fritz Geiges, A. Poinsignon und Dr. F. Leonhard bewährte Kräfte finden lassen.

Die Vereinsleitung hatte inne: bis zum Jahre 1874 Lithograph Baumann, bis 1880 Hofmaler Dürr, bis 1889 Oberstlieutenant Geres, bis 1892 prakt. Arzt Thiry, und von da ab liegt sie in den Händen des Anwalts Stebel.

Die seit Gründung des Vereines bestehende Uebung, um unsere Sache verdiente außerordentliche Mitglieder in den engeren Kreis der ordentlichen zu berufen, hat sich als erfolgreich erwiesen, und manch' schätzenswerthe Kraft ist dadurch enger mit uns verbunden worden. Dem zielbewußten Eifer und der Einigkeit der ordentlichen Mitglieder, aus deren Mitte jährlich die Vereinsleitung hervorgeht, ist es zu danken, daß der Verein seit Jahren mit so gutem Winde seinem idealen Ziele zusteuert.

Unser Wahlspruch war bisher und bleibt für alle Zeiten:

Mit Stift und Schrift,
In Bild und Wort,
So fort und fort
Aus frischer Brust,
Zu eig'ner Lust,
Zu des Volkes Lehr',
Zu der Heimath Ehr'! (Geres.)

Freiburg i. Br., 26. November 1898.

Der Vorstand.

Mitglieder-Verzeichniss

ausgegeben im Dezember 1898.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Grossherzogin Luise von Baden.

a) Hiesige Mitglieder.

(*) bezeichnet die nach § 11 der Satzungen zur Mitarbeit verpflichteten Mitglieder.

Herr **A**icham Wilhelm, Obergeringieur.
„ **Albert P.**, Dr., Stadtarchivar. (*)
„ **v. Althaus**, Freiherr, Legationsrath.
„ **Armbruster E.**, Oberamtsrichter.
„ **Armbruster Rob.**, Korrektor.
„ **Bäumler Chr. Dr.**, Geh. Hofrath und Professor.
„ **Baumann Sig.**, Dr.
„ **Bannwarth Karl**, Kaufmann.
„ **Bauer Karl**, Architekt. (*)
„ **Bauer Karl**, Professor.
„ **Baumgarten Friedr.**, Dr., Professor. (*)
„ **Bausch Otto**, Rechtsanwalt.
„ **Behrle Otto**, Kaufmann.
„ **Beierle Albert**, Blechnermeister.
„ **Beisswanger Eduard**, Kaufmann.
„ **Bennetz Wilh.**, Kaufmann.
„ **Biehler Heinrich**, Hofmetzger.
„ **Biehler Rudolf**, Kaufmann.
„ **Bihler Ludwig**, Waisenrichter. (*)
„ **Birk Mathias**, Landgerichtsrath.
„ **Bloch**, Dr., Professor.
Frau **Bolza Moritz**, Rentner Wittve.
Herr **Brenzinger Julius**, Fabrikant.
„ **Brimmer Karl**, Dr., Apotheker.
„ **Brombach Franz**, Ingenieur.
„ **Brütsch Erwin**, Architekt.
„ **Buisson August**, Hauptmann a. D.
„ **Bulster Julius**, Domänenrath.
„ **Butz Timotheus**, Bäcker.
Frau **Clarke Pauline**, Wittve.
Herr **v. Clossmann Jul.**, Senatspräsident a. D.
„ **Deimling Wilh.**, Dr., Generalarzt.
„ **Delisle Oskar**, Rentner.
„ **Dietler Adolf**, Hofmöbelfabrikant.
„ **Dietlicher H.**, Kunsthändler.
„ **Dietrich Ignaz**, Oberküfer.
„ **Dilger Gustav**, Hofphotograph.
„ **Dilger Josef**, Buchdruckereibesitzer.
„ **Dischler Hermann**, Kunstmaler.
„ **Döll K.**, Postdirektor.
„ **Dorn Hugo**, Apotheker.

Herr **Doster H.**, Posamentier.
„ **Dreher Th.**, Dr., Domkapitular.
„ **Durban Ludw.**, Professor a. D.
„ **Eckert H.**, Verwalter.
„ **Eckstein Heinr.**, Fabrikant.
„ **Edinger Ludw.**, Dr., pract. Arzt.
„ **Elbs Karl**, Blechner und Installateur.
„ **Endres Anselm**, Dekorationsmaler.
„ **Enge Max**, Kaufmann.
„ **Ernst Wilhelm**, Weinwirth.
„ **Eschbacher Gg.**, Dr., Medizinal- und Stadtrath.
„ **Fabricius E.**, Dr., Universitäts-Professor.
„ **Feederle Hubert**, Rechtsanwalt.
„ **Fehrenbach Konstantin**, Stadtrath und Rechtsanwalt.
„ **Ferrars M. H.**, Privat.
„ **Ficke Hugo**, Rentner und Stadtrath.
„ **Finck Julius**, Apotheker.
„ **Finck Karl**, Kaufmann.
„ **Fischer Chr.**, Holzhändler.
„ **Fischer Heinrich**, Pharmaceut.
„ **Fischer Rudolf**, Fabrikant.
„ **Fischer Wilhelm**, Kaufmann.
„ **Föhrenbach Adolf**, Geh. Reg.-Rath.
„ **Fossler Adolf**, Hauptmann a. D.
„ **Fritschi Alfred**, Medizinalrath.
„ **Fritschi Eugen**, Dr. Rechtsanwalt.
„ **Fromherz Gustav**, Rechtsanwalt.
„ **Fuchs Ludwig**, Kaufmann.
„ **Gageur Karl**, Staatsanwalt. (*)
„ **v. Gagg Karl**, Kaufmann. (*)
„ **Gäss Heinrich**, Stadtrath.
„ **Ganter Anton**, Dekorationsmaler.
„ **Ganter Louis**, Bierbrauereidirektor.
„ **Geiges Oskar**, Architekt. (*)
„ **Geis Lukas**, Architekt.
„ **Gerteis Franz**, Architekt.
Gewerbeverein.
Herr **Gilardon Franz**, Architekt.
„ **v. Gleichenstein**, Freih. Viktor, Major a. D.

Herr **Glockner Herm.**, Hutfabrikant.
„ **Glockner Karl**, Kaufmann.
„ **Gödecke Ferd.**, Musiklehrer. (*)
„ **Görger Oskar**, Dr., Privat.
„ **Görres K.**, Dr., Rechtsanwalt.
„ **Graf H.**, Baupraktikant. (*)
„ **Gredel Karl**, Bäckermeister.
„ **Greiner Friedrich**, Zeichenlehrer am Gymnasium.
„ **Grosbernd L.**, Tapetenhandlung.
„ **Grossmann Viktor**, Dr., pract. Arzt.
„ **Gruber A.**, Dr. Prof. u. Stadtrath.
„ **Gürr Emil**, Kaufmann.
„ **Häberle Max**, Glasmaler. (*)
„ **Häffner Heinrich**, Kaufmann.
„ **Hättich**, Josef, Hutmacher.
„ **Haller Herm.**, Architekt.
Harmoniegesellschaft.
Herr **Harms Ernst**, Buchhändler.
„ **Hartmann Richard**, Konzertmeister.
„ **Hase Fritz**, Hofphotograph.
„ **Hauck H.**, zum Franziskaner.
„ **Haug Albert**, Hauptamtsverwalter.
„ **Hauser Alphons**, Kaufmann.
„ **Hauser August**, Dentist.
„ **Hegner Bernhard**, Architekt.
„ **Heim Oskar**, zum Schwimmbad.
„ **Heitzler Julius**, Bierbrauer.
„ **v. Hennin**, Graf Konstantin, Rittmeister a. D.
„ **Herder Hermann**, Buchhändler.
„ **Hermann Ludwig**, Goldschmied.
„ **Herrmann Wilh.**, Kaufmann. (*)
„ **Hess Leopold jun.**, Fabrikant.
„ **Hieber Fritz**, Dr., Fabrikant.
„ **Himmelpach Bernh.**, Dr., Privat.
„ **Höcker Heinrich**, Professor.
„ **Hoff Adolf**, Tapezier.
„ **Hoffmann Otto**, Architekt.
„ **Holz Albert**, Kaufmann.
„ **Huber Karl**, Kaufmann.
„ **Hüetlin Ernst**, Dr., Chemiker.
„ **Hülsmann Karl**, Maler.
„ **Hug Adolf**, Tapezier.
„ **Hummel Alfons**, Fabrikant.
Frau **Hutter Franz Josef**, Buchhändler Wittve.

Herr **Jacobi** Karl, Kaufmann.
 „ **Jäger** Ludwig, Fabrikant.
 „ **Jacobsen** Friedrich, Architekt.
 „ **Jantzen** Heinrich, Maler.
 „ **Illner** Franz, Theatermeister.
 „ **Intlekofer** Aug., Registratur-Assistent.
 „ **Jörger** W., Goldarbeiter
 „ **Isele** Franz Xaver, Kaufmann.
 „ **Isele** Rudolf, Oberamtsrichter.
 „ **Jung** Engelbert, Stadtpfarrer.
 „ **Jung** Philipp, Hofschlosser und Elektrotechniker.
 „ **Jutz** Emil, Kaufmann.
 „ **Kammerer** Gg. Jg., Mühlebesitzer.
 „ **Kapferer** Franz, Bankier.
 „ **Kapferer** Heinrich, Bankier.
 „ **Keller** Ernst, Fabrikant.
 „ **Kempff** Friedrich, Architekt. (*)
 „ **Kenner** Max, Instrumentenmacher.
 „ **Kirch** Aug. Heinr., Kaufmann.
 „ **Kirch** Bartholomä, Privat.
 „ **Klotz** A., Hauptlehrer.
 „ **Knecht** Fr. J., Dr., Weihbischof und Domdekan.
 „ **Knittel** Karl, Architekt.
 „ **Koch** Emil, Kaufmann.
 Fr. **Koch** Maudi.
 Herr **Kölble** Ferdinand, Beurbarungsverwalter.
 „ **König** J., Dr., Universitätsprof.
 „ **Kötting** Heinrich, Kaufmann.
 „ **Kohlhepp** Franz, Professor.
 „ **Kopf** Ferdinand, Rechtsanwalt.
 „ **Koster** Karl, Kaufmann.
 „ **Kraus** F. Xaver, Dr., Geh. Hofrath und Universitätsprofessor.
 „ **Kraus** Konst., Obertelegraphist.
 „ **Krauss** Dominik, Ofenfabrikant.
 „ **Krauth** Markus, Geistlicher Rath.
 „ **Krebs** Eugen, Dr., Bankier.
 „ **Krems** Alois, Cementwaarenfabrikant.
 „ **Kreutzer** Emil, Erzbisch. Ordinariats-Sekretär.
 „ **Kübler** Karl, Privat. (*)
 „ **Kühn** Josef, Kunstmaler. (*)
 „ **Kuenz** Paul, Buchbinder.
 „ **Lauck** Karl, Landgerichtsrath.
 „ **Leber** Ezechiel, Schriftsetzer.
 „ **Lederle** Frz. Jos., Kunstmaler und Zeichenlehrer. (*)
 „ **Lederle** Wilhelm, Mechaniker.
 Frau **Leger** Pauline, Hauptmanns-Wwe.
 Lehrerbibliothek der Höheren Töchterschule.
 Lehrer-Leseverein.
 Herr **Lembke** Rudolf, Architekt. (*)
 „ **Leonhard** Friedr., Dr., Prof. (*)
 „ **Leuckart** Fr., Architekt.
 „ **Leuthner** J. B., Bauaufseher.
 „ **Lichtenberg** Karl, Kaufmann.
 „ **v. Litschgi** Emil, Notar.
 „ **Locherer** Ernst, Dr. prakt. Arzt.
 „ **Lorenz** Paul, Buchhändler.
 „ **Lurk** Karl, Architekt.

Herr **Maier** Franz Jul., Kaufmann.
 Frau **Marbe** Alfred, Privat Wittve.
 Herr **Marbe** Josef, Färber.
 „ **Marbe** Ludwig, Rechtsanwalt.
 „ **Martin** Emil, Dr., Oberstabsarzt a. D.
 „ **Mayer** H., Dr., Professor. (*)
 „ **Mayer** Karl, Rechtsanwalt und Stadtrath.
 „ **Mayer** Karl, Superior.
 „ **Mayer** Max, Kunsthändler.
 „ **Mayer-Seramin** Heinrich, Privat.
 „ **Meckel** Max, Erzbisch. Baudirektor.
 „ **Meister** Franz, Redakteur.
 „ **Merzweiler** Albert, Glasmaler. (*)
 „ **Meyer** Fr. Chr., Dekorationsmaler.
 „ **Meyer** Friedrich, Steinhandlung.
 Frau **Meyer** Maria, Dr. Wittve Privat.
 Herr **Mez** Hans, Fabrikant.
 „ **Mez** Julius, Bankier u. Kommerzienrath.
 „ **Mitscherlich** A., Dr., Professor.
 „ **Montfort** Fritz, Kaufmann.
 „ **Mühlberger** Franz, Stadtrath.
 „ **Müller** Ambros, Maler.
 „ **Müller** Franz, Geh. Reg.-Rath a. D.
 „ **Müller** Heinrich, Redakteur.
 „ **Müller**, Architekt.
 Museumsgesellschaft.
 Herr **Neumann** Fr., Oberamtsrichter a. D.
 „ **v. Neveu** Franz, Freiherr.
 „ **Nöldeke** Oskar, Kaufmann.
 „ **Noth** Heinrich, Privat.
 „ **Panzer** Fr., Dr., Privatdozent.
 „ **Pfaff** Fridrich, Dr., Universitäts-Bibliothekar.
 „ **Pflüger** Hermann, Weinhändler.
 „ **Plankl** Anton, Kaufmann.
 „ **Platenius** W. A., Rentner.
 „ **Pleiner** Anton, Hauptlehrer.
 „ **Ploch** Friedrich, Architekt.
 „ **Poppen** Eduard, Buchdruckereibesitzer.
 „ **Priessnitz** Ferdinand, Faktor.
 „ **Pyhrr** Emil, Weinhändler.
 „ **Pyhrr** Felix, Privat.
 „ **Rebmann** Edm., Direktor.
 „ **Reichenstein** Josef, Vergolder.
 „ **Reiher** Martin, Architekt.
 „ **Reinhard**, Dr., Ministerialrath.
 „ **v. Reuss** Viktor, Dr.
 „ **Riedheimer** Wilhelm, Architekt.
 „ **Riesterer** Adolf, Kaufmann.
 „ **v. Rinck** Heinrich, Freiherr.
 „ **Risler** E., Dr., Fabrikant.
 „ **Ritter** K., Regierungsbaumeister.
 „ **v. Rohland** Wald., Dr., Professor.
 „ **Romer** A., Kunstgeigenbauer.
 „ **Rothweiler** Julius, Papierhandlg.
 „ **Ruckmich** Karl, Rechtsanwalt.
 „ **Rudolf** Ferdinand, Domkapitular.
 „ **Ruef** Julius, Kaufmann.
 „ **Ruf** Konrad, Hofphotograph. (*)
 „ **Ruf** Th., Hofphotograph.

Herr **Ruh** Josef, Architekt.
 „ **Rumöller** Clemens, Kaufmann.
 „ **Sauer** Adolf, Kaufmann.
 „ **Schäfer** Karl, Uhrmacher.
 Frau **Scherer** Friedr., Möbelfabr. Wwe.
 Herr **Schick**, Dr., prakt. Arzt.
 „ **Schilling** Karl Friedrich, Kunstmaler.
 „ **Schinzinger** Albert, Dr., Hofrath und Professor.
 „ **Schlager** Jos., Stiftungsverwalter.
 „ **Schleicher** Ernst, Postsekretär.
 „ **Schmidt** Adolf, Architekt.
 „ **Schmidt** Friedrich, Küfer.
 „ **Schmidt** H., Dr. med., prakt. Arzt
 „ **Schmidt** Januarius, Bildhauer.
 „ **Schmidt** Leonhard, Blechner.
 „ **Schmidt** Rudolf, Architekt.
 „ **Schmitt** Hermann, Professor.
 „ **Schnarrenberger** Ed., Hauptlehrer. (*)
 „ **Schneider** Friedrich, Maler.
 „ **Schneider** Otto, Architekt.
 „ **Schober** Ferd., Dompfarrer. (*)
 „ **Schott** A., Rektor d. Gewerbeschule.
 „ **Schottelius** Max, Dr., Universitäts-Professor.
 „ **Schugt** Jakob, Buchhändler. (*)
 „ **Schultis** Josef, Kunstmaler.
 „ **Schuster** Karl, Kunstmaler.
 „ **Schwab** Julius, Dr., Custos an der Universitäts-Bibliothek.
 Schwarzwaldverein.
 Herr **Schweiss** Alfred, Kaufmann.
 „ **Schweitzer** Alois, Kaufmann
 „ **Seldner** H., Generalmajor z. D.
 „ **Seybel** Karl, Rechtsanwalt.
 „ **Sieber** A., Graveur.
 „ **Siebold** Josef, Bildhauer.
 „ **Siefert** Rudolf, Postsekretär.
 „ **Sommer** Friedrich, Gasthofbesitzer.
 „ **Specht** Karl, Kaminfegermeister.
 „ **Spiegelhalder**, Dr. med. Zahnarzt.
 „ **Stadelbauer** Albert, Baumeister.
 „ **Stadler** Ph., Zimmermeister.
 Stadtarchiv.
 Herr **Stammnitz** Math., Architekt.
 „ **Stapf** Anton, Redakteur.
 „ **Stebel** Franz, Rechtsanwalt. (*)
 „ **v. Stengel**, Freiherr Leopold, Bezirksbauinspektor.
 „ **Stiegeler** J., Restaurateur.
 „ **v. Stockhorne**, Freiherr Otto, Landger.-Rath u. Kammerherr.
 „ **Stockmann** Max, Installateur.
 „ **Sutter** Karl, Dr., Professor.
 Fr. **Thiry** Friederike, Privat.
 Herr **Thoma** F., Glasermeister.
 „ **Thoma** Rudolf, Stadtbaumeister.
 „ **Thomas** L., Dr., Professor und Direktor der Poliklinik.
 „ **Tschira** Arnold, Kaufmann.
 „ **Treble** E. J., angl. Pfarrer.
 Universitätsbibliothek Freiburg.

Herr Vögele Hermann, prakt. Arzt.
 „ Vögele Josef, Privat u. Stiftungsrath.
 „ Wachter Mich., Hoflithograph (*).
 „ Wagner C. A., Buchdruckereibes.
 „ Wagner Hubert, Buchhändler.
 „ Wagner Leonh., Schirmfabrikant.
 „ Waibel Jos., Buchhändler.
 „ Walther Chr., Architekt u. Stadtr.

Herr Walter Philipp, Architekt.
 „ Walz A., Dr., Professor.
 „ Welle Hermann, Kaufmann.
 „ Welte Berthold, Orchestriionfabrikant.
 „ Wenzel Paul, Buchbinder.
 „ Werber Karl, Major z. D.
 „ Werber M., Zahnarzt.
 „ Werle Albin, Privat.
 „ Wibel Ferdinand, Dr., Professor. (*)

Herr Winterer Otto, Dr., Oberbürgermeister.
 „ Wohlgemuth L., Rentner.
 Frau Wucherer Gustav Wwe., Privat.
 Herr Zahn, Dr., prakt. Arzt.
 „ Ziegler B., Dr., Kreisschulrath.
 „ Ziegler Fritz, Modelleur. (*).
 „ Zimmermann Fz, z. Hot. Victoria.
 „ Zipp August, Dr., prakt. Arzt.

b) Auswärtige Mitglieder.

Altbreisach, Leseverein.
 Herr Amann, Oberstiftungsrath in Karlsruhe.
 „ v. Amira, Dr., Hofrath u. Professor in München.
 „ Baer C. H., Dr., Architekt, Karlsruhe.
 „ Bally Otto, Fabrikantin in Säckingen.
 „ Barack, Major a. D. in Stuttgart.
 „ Baumann Friedr., Bezirksbauinspektor in Achern.
 „ Bayer Gg., Vorst. der Gr. Bauinspektion in Waldshut.
 „ Beck Gustav in Waldkirch.
 Berlin, Königliche Bibliothek.
 Herr Bigott, Pfarrer in Buchholz.
 „ Bischweiler, Architekt und Vorstand der Filiale der Landesgewerbehalle in Furtwangen.
 „ Brotz Otto, Oberrechnungsath in Karlsruhe.
 „ Diernfellner Dr., Apotheker in Speyer.
 „ Dietrich A., Pfarrer in Niederriemsingen.
 Donaueschingen, Fürstl. Fürstenberg'sche Hofbibliothek.
 Herr Eckard Emil, Pfarrer in Lautenbach bei Oberkirch.
 „ Eggert Josef, Weinhandlung in Löffingen.
 Emmendingen, Bürger- u. Gewerbeverein.
 Emmendingen, Leseverein.
 Herr Ernst Karl, Dr., Apotheker in Haslach i. K.
 „ Flad, Oberstlieut., Gengenbach i. K.
 „ Geiges Hermann, Kunstmüller in Ueberlingen.
 „ Geisel G. A., Buchdruckereibesitzer in Staufen.
 „ Giessler Ferd., Pfarrer in Oberried.
 „ Glock, Pfarrer in Wolfenweiler.
 „ Glockner, Dr., Ministerialrath in Karlsruhe.
 „ Götz Hermann, Professor und Direktor in Karlsruhe.

Herr Grether Dr. med., prakt. Arzt in Staufen.
 „ Grün Karl, Zahlmeister in Karlsruhe.
 „ Hebting S., Ministerialrath und Landeskommissär in Karlsruhe.
 „ Hemberger Jakob, Oberbaurath in Karlsruhe.
 Frau v. Hennin, Gräfin Albert in Hecklingen.
 Herr v. Hermann Heinrich, Privat in Lindau am Bodensee.
 „ Heyne Moritz, Dr., Professor in Göttingen.
 „ Hofmann Rudolf, Gr. Bezirksbauinspektor in Offenburg.
 „ v. Holzling, Oberstallmeister in Karlsruhe.
 „ Hugard Rudolf in Staufen.
 „ Jundt E. M., Apotheker in Durlach.
 Karlsruhe, Grossh. Alterthumshalle.
 Karlsruhe, Grossh. Baudirektion.
 Karlsruhe, Grossh. Hof- und Landesbibliothek.
 Karlsruhe, Museumsgesellschaft.
 Herr Kast Alfred, Dr., Professor und Direktor der med. Klinik an der Universität in Breslau.
 „ Keller Max, Pfarrer in Horben.
 Kenzingen, Lesegesellschaft.
 Herr Keppler Paul, Dr., Bischof in Rottenburg.
 „ Kern Alfons, Stadtbaumeister in Pforzheim.
 „ Kraft Alb., Fabrikant in Fahrnau.
 „ Kraft Karl, Fabrikant in Schopfheim.
 „ Kreuz, Sternwirth in Oberried.
 „ Krieger Egon, Hauptmann a. D. u. Rittergutsbesitzer in Waldowke bei Zempelburg.
 „ Krömer Max, Arzt in Ratibor.
 „ Krumb J., Hotelier und Weinkommissär in Rappoltswiler.
 Lahr, Jamm'sche Stadtbibliothek.
 Herr Langenstein Bapt., prakt. Arzt in Zell i. W.
 „ Langer Otto, Privat in Altbreisach.

Lenzkirch, Leseverein Eintracht.
 Herr Leo Hermann, Stadtpfarrer in Renchen.
 „ Löw, zur Krone in Kirchhofen.
 „ Mayer Ed., Ingenieur und Bierbrauereibesitzer in Riegel.
 „ Mayer Louis, Weinhändler in Kenzingen.
 „ Metzger Hermann in Wien.
 „ Meyer Franz Sales, Architekt u. Professor in Karlsruhe.
 „ Münzer August, Notar in Emmendingen.
 „ Murat, Dekan in Grunern.
 „ Muth Albert, Gr. Oberamtmann in Rastatt.
 „ Mutschler Albert, Privat in Herbolzheim.
 „ Nothhelfer, Pfarrer in St. Ulrich.
 Pforzheim, städt. Archiv.
 Herr Raab August, Vorstand der kaufmännischen Abtheilung der Spatenbrauerei in München.
 „ Rieg Konstantin, Pfarrer in Schweighausen.
 „ Rimmele Anton, Pfarrer und Kammerer in Bombach.
 „ Ringwald Karl in Emmendingen.
 „ v. Rottberg, Freiherr in Bamlach.
 „ Runk Herm., Direktor der Papierfabrik Wolfeck (Württemberg).
 „ Sauerbeck Fr., Amtmann in Karlsruhe.
 „ Schaefer Karl, Dr., am Kunstgewerbemuseum in Bremen.
 „ Schauenburg Moritz in Lahr.
 „ Schinzinger, Dr., Arzt in Emmendingen.
 „ Schladerer Hermann, Posthalter in Staufen.
 „ Schmalholz H., Dekorationsmaler in Stuttgart.
 Schoengauer-Museum in Kolmar, Els.
 Herr Schultz Ernst, Kaufmann in Wachenheim (Pfalz).
 „ Seutter v. Lotzen, Freiherr Kurt, Kgl. Württ. dienstthuender Kammerherr in Stuttgart.

Herr Siefert, Forstrath in Karlsruhe.
 „ Simmler Franz, Maler u. Bildhauer in Offenburg.
 „ Sörtl Friedr., Dr., Königl. Landgerichts-Präsident in Regensburg.
 „ Sonntag Ph., Fabrikant in Emmendingen.
 „ Spiegelhalder Oskar, Lenzkirch.
 „ Spörndle, Altbelchenw. i. Staufen.
 „ Stark Dr., Bezirksarzt, Staufen.
 „ Steiger O., Pfarrer in Kirchhofen.
 „ Steinhäusler Ed. in Schopfheim.
 „ Sutter E., Fabrikant in Neustadt.

Herr Thiergarten F., Buchdrucker in Karlsruhe.
 „ Thoma Karl, Pfarrer in Beuggen.
 „ Thurneisen H. R., Fabrikant in Maulburg i. W.
 „ Vogelsang Wilhelm, Dr., in München.
 „ Waag, Direktor der Kunstgewerbeschule in Pforzheim.
 „ Wacker Theodor, Geistl. Rath u. Pfarrer in Zähringen.

Herr Wallau Karl, Buchdruckereibesitzer in Mainz.
 „ Walther Kasimir, Grundbuchführer in Offenburg.
 Wien, Kaiserl. u. Königl. Hofbibliothek.
 Herr Winkler Karl, Kaiserl. Baurath und Konservator in Kolmar.
 „ Winterhalter Cäsar in Strassburg i. E.
 „ Wissler, Rösslewirth a. d. Halde.
 „ Zeiler Wilhelm, Bankdirektor in Mannheim.

Ehrenmitglieder.

Herr Fritz Geiges, Professor in Freiburg. (*)
 „ H. Maurer, Professor in Mannheim.
 „ H. Merkel, Oberamtsrichter in Offenburg.

Herr A. Poinsignon, Hauptmann a. D. in Konstanz.
 „ Dr. Friedrich Schneider, Prälat u. Domkapitular in Mainz.
 „ Dr. E. Wagner, Geh. Rath in Karlsruhe.

Herr Dr. F. von Weech, Geh. Rath in Karlsruhe.

Vereinsleitung.

I. Vorsitzender: Herr Franz Stebel, Anwalt. (*)
II. Vorsitzender: „ Fritz Geiges, Professor, Kunstmaler. (*)
Säckelmeister: „ Wilhelm Herrmann, Kaufmann. (*)
Verwalter: „ Rudolf Lembke, Architekt. (*)
Schriftführer: „ Fritz Ziegler, Modelleur. (*)

Schriftleitung.

Herr Dr. Friedrich Leonhard, Professor. (*)

Vereine und gelehrte Anstalten,

mit welchen der Verein in Schriftenaustausch steht.

1. Aachener Geschichtsverein in Aachen.
2. Historischer Verein für Mittelfranken in Ansbach.
3. Historischer Verein in Bamberg.
4. Historische Gesellschaft in Basel.
5. Verein des deutschen Herold, Berlin.
6. Geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz in Bern.
7. Historischer Verein des Niederrheines in Bonn.
8. Vorarlberger Museumsverein in Bregenz.
9. Historische Gesellschaft des Künstlervereines in Bremen.
10. Hist-antiquarische Gesellschaft Graubünden, Chur.
11. Hist. Verein des Grossherzogthums Hessen, Darmstadt.
12. Fürstl. Fürstenberg. Archiv in Donaueschingen.
13. Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar in Donaueschingen.
14. Düsseldorfer Geschichtsverein, Düsseldorf.
15. Verein für Gesch. u. Alterthumskunde der Stadt Frankfurt.
16. Historischer Verein in Freiberg (Sachsen).
17. Verein für Geschichte des Bodensees in Friedrichshafen.
18. Historischer Verein in St. Gallen.
19. Oberhessischer Verein für Lokalgeschichte in Giessen.
20. Historischer Verein Glarus.
21. Historischer Verein für Steiermark, Graz.
22. Historisch-philologischer Verein Heidelberg.
23. Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum in Innsbruck.
24. Gr. Bad. Historische Kommission in Karlsruhe.
25. Allgäuer Alterthumsverein in Kempten.
26. Kärnthner Geschichtsverein, Klagenfurt.
27. Historischer Verein der 5 Orte, Luzern.
28. Alterthumsverein in Mannheim.
29. Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde, Metz.
30. Alterthumsverein in München.
31. Königl. Bayr. Akademie der Wissenschaften in München.
32. Historischer Verein Neuburg.
33. Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg.
34. Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg.
35. Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Prag.
36. Diöcesanarchiv von Schwaben, Ravensburg.
37. Benediktiner- und Cistercienserorden Raigern.
38. Historischer Verein für Oberpfalz, Regensburg.
39. Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg.
40. Bosnisches Landesmuseum in Serajewo.
41. Verein für Geschichte und Alterthumskunde für Hohenzollern, Sigmaringen.
42. Hist. lit. Zweigverein des Vogesenklubs, Strassburg.
43. Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler des Elsasses, Strassburg.
44. Kgl. Württ. Archivdirektion, Stuttgart.
45. Königl. Württ. Historisches Landesamt, Stuttgart.
46. Stuttgarter Alterthumsverein, Stuttgart.
47. Württ. Schwarzwaldverein, Stuttgart.
48. Verein für Kunst- und Alterthum in Ulm u. Oberschwaben.
49. Histor. Verein des Kantons Thurgau, Weinfelden.
50. K. K. Heraldische Gesellschaft „Adler“, Wien.
51. Alterthumsverein in Worms.
52. Historischer Verein Unterfranken, Würzburg.
53. Antiquar. Gesellschaft für Vaterländ. Alterthümer, Zürich.



48 115 da